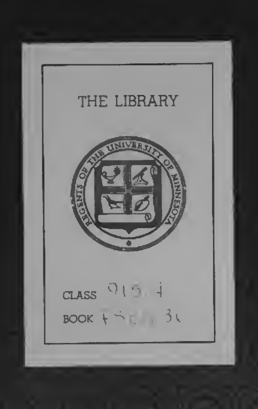
INDIEN IN WORT UND BILD

Emil Schlagintweit







INDIEN

IN WORT UND BILD.

ZWEITER BAND.



Dschiadschi Rao Sindia, Mahârâdscha von Gwalior.

INDIEN

IN WORT UND BILD.

EINE SCHILDERUNG DES INDISCHEN KAISERREICHES

VON

EMIL SCHLAGINTWEIT.

IN ZWEI BÄNDEN.



ZWEITER BAND.

LEIPZIG,
HEINRICH SCHMIDT & CARL GÜNTHER.
1881.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

VORWORT.

Mit diesem Bande ist die Schilderung des englischen Kaiserreiches in Indien zum Abschluss gebracht, unser Rundgang durch die Provinzen des weiten Reiches vollendet.

Im Vorgehen Englands gegen die bisherigen Inhaber der Herrschergewalt war Rücksichtslosigkeit nicht immer zu vermeiden; aber die Geschichte Britisch-Indiens gibt zahlreiche Beweise, dass Streitfragen an leitender Stelle mit einer grossmüthigen Selbstlosigkeit entschieden wurden, wie sie das moderne europäische Völkerrecht nur vom schiedsgerichtlichen Urtheile erwartet.

Die Verwaltung des unter Englands Scepter geeinigten Reiches ist durchaus einsichtsvoll, freisinnig und gerecht. Selbst in England fehlt es nicht an Tadelssüchtigen; aber vergebliche Mühe wäre es, der Nation zur Schande und Unfähigkeit anzurechnen, was ein Denkmal höchster Energie und nie erschlaffender Thatkraft ist. Die Erwerbung und Verwaltung Indiens gereicht England zur grössten Ehre und zu unvergänglichem Ruhme.

Ein Verzeichniss am Schlusse dieses Bandes gibt Nachweis über die von der englischen und indischen Regierung zum Dienstgebrauch herausgegebenen und dem Verfasser hochgeneigtest eingesandten Werke und Jahresberichte; im Auszuge ist der reiche Inhalt dieser umfassenden Verwaltungs-Literatur in diesem Werke enthalten.

Zweibrücken in der Rheinpfalz, im November 1881.

Emil Schlagintweit,

Doktor der Philosophie und beider Rechte,
kgl. bayr. Bezirksamtmann, Mitglied der k. Akademien der Wissenschaften
zu München, Lissabon, der asiatischen Gesellschaften zu London, Calcutta etc.

INHALTS-VERZEICHNISS

DES ZWEITEN BANDES.

VII. Kapitel.

Radschputana.

VIII. Kapitel.

Gudscharat.

IX. Kapitel.

Pandschab.

X. Kapitel.

Der Himâlaya.

XI. Kapitel.

Die englisch-indische Armee.

XII. Kapitel.

Der afghanische Grenzbezirk.

Anhang.

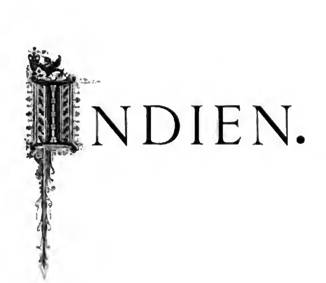


VERZEICHNISS

der

im zweiten Bande enthaltenen Tafeln.

[1] Vorstehende Unterschrift tritt an Stelle der unter die Tafel aus Versehen gesetzten „Gartenhaus im Park des Tadsch." Die Erklärung siehe S. 63.



INDIEN.



Mohammedanische Koranschule (Maktab) in Allahabad.

ERSTES KAPITEL.

Volksbildung und Zeitungswesen in Indien.

Für die Geschichte der Civilisation der Menschheit nicht geringer in Bedeutung, als die Latinisirung des heidnischen Alterthums durch die Legionen der römischen Kaiser, oder die Verbreitung klassischer Bildung im Zeitalter der Renaissance durch die italienischen Humanisten ist das Eindringen europäischer Schulbildung und Literatur in Indien unter der Einwirkung der englichen Verwaltung. So gewaltig ist der Unterschied von der Vergangenheit und so gross der Umschwung, dass Schwarzseher bereits für Europa fürchten, wenn dereinst von Südasien aus, das an Zahl seiner Bewohner einem unerschöpflichen Ameisenhaufen gleicht, in unserer Heimat Orientalen mit den Landeskindern in Mitwerbung treten sollten.

Das Bild an der Spitze dieses Kapitels veranschaulicht das Innere einer Schule, wie sie der Indier, sich selbst überlassen, noch heute fertig stellt. In unserem Falle ist die Schule ein Maktab oder eine Religionsschule für Kinder von Mohammedanern; die Knaben werden im Koran und daneben im Schreiben arabischer Zeichen unterrichtet. Eine Volksschule

für Hindu-Kinder heisst im Gebiete des Hindî und Bengalî Pâthsâlâ, Tol eine Brâhmanen-Schule zur Erlernung des Sanskrit. Als Lehrsaal dient regelmässig eine Vorhalle, bald eines Hindu-Tempels, bald einer Moschee, oder die Kinder kommen in das Haus des Lehrers. Die Lehrerwürde ist, wie Aemter, in einer bestimmten Familie erblich, oder ein Insasse aus einem Brâhmanenkloster (Bd. 1. S. 175) lässt sich während der Regenzeit in einem Dorfe als Lehrer nieder; auch Krämer und selbst arbeitsscheue Abenteurer verwerthen ihre geringen Kenntnisse durch Eröffnung einer solchen Schule. Einige wenige Koranschulen höherer Ordnung erfreuen sich Einkünfte aus alten Stiftungen, alle anderen Schulen der Eingeborenen werden aus den Honoraren der Eltern der Kinder erhalten; denn so freigebig Fürst und reicher Hindu in Schenkungen an Tempel und Brâhmanen sind, so wenig kommt ihm in den Sinn, die Volksbildung zu fördern. Der Knabe (Mädchen schickt man nicht zur Schule) tritt in die Schule mit vollendetem sechsten Lebensjahre. Beim Eintritte erlegt der Vater eine kleine Geldspende zu einem Opfer an Saraswatî, die Göttin der Weisheit oder an Ganesa, den Schutzgott der Lernenden; als Honorar bringt der Schüler täglich einige Handvoll Speisegetreide zur Schule, an Festtagen baar etliche Pfennige. Ein grösseres Geldgeschenk ist Sitte bei bestimmten Abschnitten des Lehrkurses; ausserordentliche Einnahme bringt die Verehelichung des einstigen Schülers für Einlernung des Hochzeitsgesanges. Eine Schule ist selten von mehr als zwanzig Schülern besucht, der Monatsverdienst des Lehrers stellt sich durchschnittlich auf zehn Mark oder das Doppelte des gewöhnlichen Taglohnes. Gelehrt wird Schreiben, Lesen und Rechnen. In den Städten lernen die Kinder auf eine schwarz gestrichene Holztafel mit einem Stifte aus Speckstein oder Kreide schreiben; auf dem Lande dient nach uralter Sitte der Finger, meist der Zeigefinger, als Schreibstift und feiner Sand zum Einzeichnen der Buchstaben. Ist das Alphabet eingeübt, dann werden in singendem Tone kleine Lesestücke eingelernt, zum fliessenden Lesen bringt man es nicht. Das Rechnen soll Sicherheit in der Zinses- und Gewinn- wie Verlustrechnung beibringen; bei längeren Zahlenreihen hilft man sich durch Hin- und Herschieben kleiner Steinchen oder Häufchen genässter Erde. Solche Schulen besitzt jede Stadt und die meisten Dörfer; nur an den ältesten Sitzen des europäischen Handels gehen sie allmählig ein und hier treten englischerseits eingerichtete Schulen an ihre Stelle.

Saraswatî, Gemahlin von Gott Brahmâ, ist die Göttin der Gelehrsamkeit; Ganesa, auch Ganapati „Anführer des Gefolges" von Siwa, ist Schutzgott der Lernenden. Ganesa ist der oberste unter den Göttern zweiten Ranges im Hindu-Pantheon; er ist Sohn von Siwa mit dessen Gemahlin Parvatî, der Göttin der Klugheit, und Gebieter über das Heer niedriger und übelwollender Knirpse, von welchen der Hindu fürchtet, in seinen Unternehmungen gehindert zu werden. Den Beginn eines jeden Geschäftes eröffnet ein Gebet an Ganesa. Der furchtsame Hindu stellt sein Abbild auf den Kreuzweg, der Baumeister schafft es auf den Bauplatz; der Händler bringt es über dem Verkaufsladen an; jeder Geschäftsbrief, jedes Buch beginnt mit einer Anrufung dieses Gottes, und Büchertitel ziert seine Figur. Jede Stadt hat ihr Ganesathor. Ganesa wird dargestellt als ein dickleibiger Mann zwerghaften Wuchses mit vier Armen; ein Elefantenkopf, mit einer Krone geschmückt, ersetzt das menschliche Antlitz; sein Reitthier ist die Ratte, ein wegen seiner Klugheit und Vorsicht hochverehrtes Thier. Bei dem Jahresfeste zu Ehren des Gottes finden öffentliche Umzüge statt und wie beim Muharram-Feste der Moslims (Bd. 1. S. 29) endet die Feier mit Versenken eines Götterbildes in das Meer, einen heiligen Fluss oder Teich, laut äussert sich die Lustbarkeit der Theilnehmer. In Benares am Gangesflusse sind dem Gotte Ganesa an zweihundert Tempel geweiht und die Sekte der Gânapatya, die ihn über Gott Brahmâ stellt, hat dort viele Anhänger. Ende April bringt man Statuetten des Gottes auf Schiffe, zu Hunderten begleiten Segel- und Ruderboote das Hauptschiff; eine an das Feeenhafte grenzende Beleuchtung



Die Ganesa Feier in Benares.

der Quais, Tempel und Schiffe beschliesst das Fest. Das Treiben unter Tages veranschaulicht unser Bild.[1])

Im Freibriefe von 1813 hatte das englische Parlament der ostindischen Kompagnie die Auflage gemacht, aus ihren Einnahmen jährlich mindestens 1/5 Million Mark auf Hebung der einheimischen Literatur und die Mehrung von Schulkenntnissen unter den Indiern zu verwenden. 1823 ward aus Beamten und Gelehrten ein eigenes Schulcomité gebildet. Dieses Comité wies die bewilligten Gelder anfangs ausschliesslich den Anstalten zur Pflege des der englischen Verwaltung noch unentbehrlichen Persischen zu; unter Eingreifen des geistreichen Lord Thomas Babington Macaulay, des nachher weltbekannt gewordenen Geschichtsschreibers Englands, und damals Mitglied des obersten Rathes in Calcutta bestimmt sodann ein Erlass des Generalgouverneurs vom 7. März 1835 Einführung des Englischen in den Lehrplan der nach englischen Vorbildern neu gegründeten Colleges in Calcutta, Allahabad und Dehli. Hiermit war der anglisirenden Richtung Bahn gebrochen; in jedem Provinz- und Kreis-Hauptorte wird nun die Errichtung einer Schule mit Englisch als Lehrgegenstand aufgetragen. Die neuen Schöpfungen fassen im Volke keine Wurzel, der Schulbesuch



Palast Dschag Mandir. (Siehe S. 120.)

ist gering. Ein Erlass der Heimatbehörde (Board of Control) von 1854 fordert desshalb auf, nicht vorwiegend auf Einrichtung höherer Schulen sich zu verlegen, sondern die Verbreitung von Elementarunterricht unter den Volksmassen und die Kenntniss der Landessprache zu fördern. Von bescheidenen Versuchen in einzelnen Kreisen abgesehen, bleibt die Ausführung vertagt, bis unterm 7. April 1859 Lord Stanley, der gegenwärtige Earl of Derby, als Staatssekretär von Indien in einer meisterhaften Denkschrift die Nothwendigkeit einer Schulsteuer als das einzige Mittel zur Mehrung von Elementarbildung unter den Indiern begründet und ausführt, dass die Regierung mit Einrichtung von Volksschulen und Lehrerseminarien nach europäischen Mustern als Staatsanstalten vorgehen müsse, bis unter den Eingeborenen die Ueberzeugung ihrer Nützlichkeit zum Durchbruch kommt und diese selbst in Städten wie Landgemeinden mit Gründung von Schulen vorgehen. Es dauert bis 1870, dass allerwärts aus besonderen Steuerzuschlägen Einnahmen für Schulzwecke flüssig werden. Jetzt beschliessen in jedem Distrikte Ausschüsse aus Beamten und aus Vertrauen der Regierung berufenen

[1]) Europäer mischen sich Abends nicht nur unter die Menge, sondern selbst höhere Beamte folgen Einladungen zu den Natsch-Tanz-Abenden, welche reiche Hindus an solchen Tagen in ihren Häusern veranstalten. Eiferer gegen das Heidenthum nehmen an solcher Theilnahme Anstoss, vergessen aber, dass die englischen Würdenträger damit nicht den Gott ehren, sondern den Gastgeber, der gerade in Folge der Gemeinschaft an solchen Abenden die Gesellschaft der europäischen officiellen Welt zu suchen beginnt und schliesslich dazu kommt, in seiner Familie europäischer Schulbildung und Gesittung das Wort zu reden.

Eingeborenen über Vertheilung der Gelder und üben das Vorschlagsrecht der anzustellenden Lehrer. Die Schulaufsicht besorgen Beamte des Uncovenanted Service. Die oberste Leitung liegt in den Händen von Männern, die in England oder Indien Hochschulen absolvirten; es sind deren 105, darunter fünf Indier. Deutsche sind sechs angestellt und es wird bedauert, dass sich nicht mehr deutsche junge Gelehrte um solche Stellen bewerben: „denn in Geistes-Arbeit, besonders aber in Kenntniss der orientalischen Sprachen, sind die Deutschen ebenso unerreicht, als die Chinesen in Hand-Arbeit"[1]. Unter den Inspektoren höherer Grade wirken Eingeborene als Distriktsinspektoren und Oberlehrer.

Die Erwartung, dass reiche Indier zu Schulzwecken Stiftungen machen oder dass Stadt- und Gemeinde-Verbände die Regierung von der Sorge für die Erziehung der Volksmassen entlassen, hat sich nur vereinzelt erfüllt und bei dem Charakter des Indier ist auch nicht zu erwarten, dass die Nation demnächst zur Einrichtung von Schulen thätig werde, deren Endziel Aenderung in Sitten und religiösen Anschauungen durch Einlernen des Englischen und Einführung in europäische Literatur und Wissenschaft ist. Einzelne Eingeborene und Städte machen eine rühmliche Ausnahme; aber im Uebrigen ist, was auf den Namen Schule Anspruch machen kann, hinab bis zur verbesserten Volksschule, entweder direkt von der Regierung gegründet oder besteht nur wegen der Zuschüsse und Stipendien aus öffentlichen Kassen. Selbst Dorfschulen stellen sich der Unterstützungen wegen willig unter die Aufsicht der Inspektoren und Oberlehrer; von Jahr zu Jahr mindert sich die Zahl der Lehrer, die nur lautiren, fliessend aber selbst nicht lesen können, während 1857 nur hundert unter 50,000 Lehrern in Bengalen das Zeugniss eines brauchbaren Lehrers ausgestellt wurde.

Die Fortschritte im Schulwesen seit 1852 veranschaulicht untenstehende Tabelle;[2]) für 1879/80, dem letzten Berichtjahre, sind die Ausweise noch nicht ausgegeben, die Gesammtzahl aller Schulen hat sich jedoch sicher auf 50,000 und die Schülerzahl auf 1½ Millionen gehoben. Verglichen mit Deutschland ist das Verhältniss der Schüler zur Gesammtbevölkerung noch immer sehr gering. In Deutschland besuchen zwischen 14 und 16 Prozent der Gesammtbevölkerung eine öffentliche Schule, in Indien noch nicht ein Prozent; zu berücksichtigen ist jedoch, dass in Indien kein Schulzwang besteht.

Von den Ausgaben entfallen nach den einzelnen Provinzen, 45—50 Prozent auf Elementar-Schulen, 20—30 Prozent auf Mittel- und Hochschulen, der Rest auf Lehrerbildungs-anstalten, Schulaufsicht und Staatsstipendien. Der Prozentsatz der Analphabeten ist sehr gross; kaum drei Prozent der männlichen Bevölkerung können lesen und schreiben, unter den Weibern gehört solche Fertigkeit zu den grössten Seltenheiten.[3])

[1]) Vergl. A List of Graded Officers in the Educational Department of H. M's. Service in India for the year 1876. Das hier der deutschen Grundlichkeit in Bemeisterung der indischen klassischen Sprachen gezollte Anerkenntniss mag junge Orientalisten bei der Schwierigkeit, an deutschen Universitäten in Stellen mit auskommlichem Gehalte zu kommen, zur Bewerbung im indischen Erziehungs-Departement veranlassen. Es sollten jedoch nur solche Orientalisten den Uebertritt anstreben, welche sich neben Vorlage einer Dissertations-Abhandlung auch über erfolgreiches Bestehen des Staatsexamen für Philologen ausweisen können; denn die dortigen Schulaufsichtsbehörden müssen nicht nur alle Grade von Schulen, ihre Lehrbücher und Lehrmethoden eingehender Prüfung unterziehen können, sondern auch im Stande sein, an einer höheren Schule den Unterricht, später das Rektorat, zu übernehmen. — [2]) Schulstatistik für die Jahre 1852—72.

Jahr	Zahl der Schulen aller Grade.	Tägliche durchschnittliche Schülerzahl in allen Schulen.	Ausgaben auf Schulzwecke.	Verhältniss der Schüler zur Gesammtbevölkerung.
1852	413	28,179	100,210	
1862	15,136	394,541	401,126	
1872	40,410	1,254,570	11,115,947	1: 152

Jahr	Colleges und Schulen mit Englisch als Lehrgegenstand.						Schullehrerbildungs-Anstalten	
			Höhere		Mittlere			
	Zahl	Schüler	Zahl	Schüler	Zahl	Schüler	Zahl	Schüler
1872	69	5139	329	60,442	2429	145,198	73	3,524

[3]) Im preussischen Staate ermittelte man 1871 nur $9^{3}/_{8}$ Prozent unter Männern, $14^{1}/_{2}$ unter Weibern, die nicht lesen oder schreiben konnten.

An Schwierigkeiten hat die Schulverwaltung ganz eigenartige zu überwinden. Kindern aus verachteten Kasten wird von den Lehrern häufig der Zutritt geweigert, damit Brâhmanen und Knaben anderer hoher Kasten von der Schule nicht fortbleiben; in grösseren Städten sind für solche Kasten eigene Schulen eingerichtet. Die Morallehre ist hier nicht weniger wichtig, als bei uns der Religionsunterricht, gestattet doch der Hinduismus selbst sehr verwerfliche Lebensweise; es macht aber Mühe, Lesebücher zu verfassen, welche nichts enthalten, was als Hass der Christen gegen indische Religionen ausgelegt werden kann, dabei aber doch vor Falschheit und Lüge warnen, zu tugendhaftem Leben aneifern und ansprechend geschrieben sind; diese Aufgabe fällt der Schulverwaltung um so schwerer, als brauchbare indische Mitarbeiter noch selten sind. Lehrer, in englisch-indischen Seminarien gebildet, fürchtet man als Denuncianten von Vorkommnissen



Gedeckte Halle auf der Insel Dschag Mandir. (Siehe S. 20.)

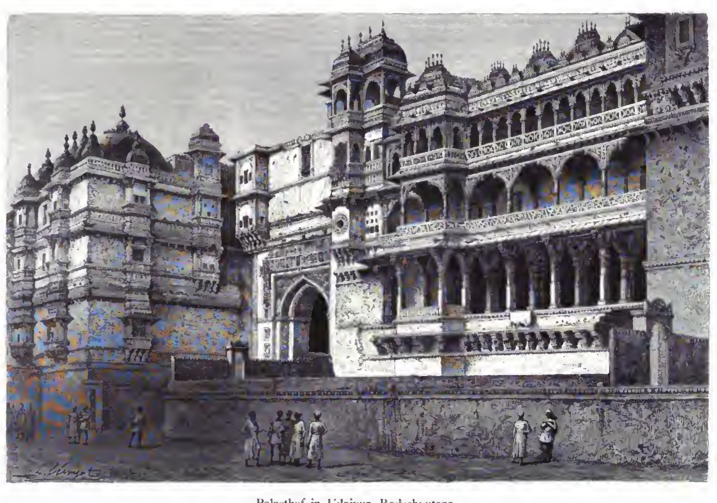
im Dorfe, die gegen Polizeivorschriften verstossen und zieht sich anfangs vor ihnen zurück. Am härtesten entschliesst sich der Indier, seine Mädchen zur Schule zu schicken; die Behörden müssen zu ganz lächerlichen Mitteln greifen, um die allgemeine Abneigung zu überwinden; so werden bei Preisevertheilungen Mädchen von zwei und drei Jahren aus einflussreichen Familien mit einem Buche beschenkt in Anerkennung, dass der Vater sie in das Schullokal tragen liess. Unterm Hinduregimente lernten nur die öffentlichen Dirnen lesen, die zu den Tempeln gehören, damit sie die geforderten Gesänge sich aneignen; die Töchter eines Brâhmanen fürchten in der öffentlichen Meinung diesen übelbeleumundeten Bajaderen gleichgestellt zu werden, wenn sie sich Kenntnisse erwerben. Immerhin sind wenigstens in denjenigen Familien, deren Väter an den neuen Schulen unterrichtet wurden, die Vorurtheile im Abnehmen; die Mädchenschulen mehren sich und erfreuen sich wachsenden Zuspruches.

Träger europäisch-indischer Wissenschaft und nach Lehrprogramm wie Anforderungen an die Lebensweise am meisten abweichend von indischen Gewohnheiten sind die Universitäten und

die diesen angegliederten Kollegien, Colleges. Es gibt drei alte Universitäten, Madras (gegründet 1841, reorganisirt 1857), Calcutta und Bombay (eröffnet 1857) und eine neue in Lahor, früher ein College, aber am 1. Jan. 1877 mit den Rechten einer Universität ausgestattet. Schottischen Mustern nachgebildet und eine Universität im deutschen Sinne mit Professoren, Hörsälen, Vorlesungen und Akademikern ist die Universität zu Lahor; ihr Rektor (Registrar) Dr. Gottlieb William Leitner ist von deutscher Abkunft. Bei den alten drei Universitäten übernehmen Colleges die Arbeit des Docirens; zur Universität gehören nicht Professoren und Hörer, sondern Fellows, Mitglieder, zu welchen die Regierung Schulmänner, Gelehrte und höhere Beamte ernennt. Die Gesammtheit dieser Fellows bilden den Senat und dieser entwickelt in seinem Jurisdictionsgebiete eine Thätigkeit, wie sie bei uns den Landes-Schul-Kollegien übertragen ist; die Universitäten stellen die Lehrpläne für die höheren und mittleren Schulen fest und bestimmen für jeden Kurs die Lehrbücher. Der Senat zerfällt in vier Dekanate für allgemeines Wissen (Englisch: Kunst), Rechtswissenschaft, Medicin und Ingenieurfach. Jedes Dekanat ist oberste Examinationsbehörde mit der Aufgabe „durch Examina festzustellen, welche Fortschritte die Studirenden (an den Colleges u. s. w.) in den verschiedenen Zweigen der Literatur, der Wissenschaft und Künste machten und die Tüchtigsten durch Verleihung eines Universitätsgrades zu belohnen."

In ein Kollegium (College) kann aufgenommen werden, wer das Matriculations-Examen für die Universität bestanden hat. Der Kandidat wird hiezu einer Prüfung unterworfen in Englisch und einer zweiten Sprache; er kann als solche seine indische Muttersprache oder Latein und Griechisch wählen. Ferner muss der zu Prüfende den Inhalt bestimmter Lehrbücher über englische und indische Geschichte mit Geographie in sich aufgenommen haben und in der Arithmethik die Quadratwurzel auszuziehen verstehen, wie über die vier Bücher des Euklid Auskunft geben können. Mit dem Eintritte in das College beginnt für den Studirenden ein ganz neues Leben. An Stelle des Lärmes und des Redeflusses der Weiber im Hause der Eltern oder Verwandten tritt klösterliche Ruhe; die Erzählungen im Schullesebuche erhalten Gestalt; in den Attributen der Schule, in den Sammlungen und Bibliotheken erschliesst sich dem jungen Manne eine neue Welt. Die Collegiaten wohnen in einem geräumigen Häusercomplexe beisammen; jedem Studenten wird seine eigene Stube angewiesen. Speisezimmer, Konversationssäle, Spielhöfe u. s. w. sind gemeinsam, erstere mit Kuhdünger (Bd. 1. S. 7) bestreut, um den religiösen Anforderungen der Hindus zu genügen. Die Mobilien sind wenige und einfach. Gemeinsame Küche giebt es so wenig als Haus-Kapellen und Tempel; Kaste und Sektenwesen verbieten es. Bis auf etliche Dutzend Europäer, Mischlinge und einen verschwindend kleinen Rest anderer Hindus und Mohammedaner sind alle Insassen aus der Brâhmanenkaste. Die Mehrzahl der Brâhmanen stammt von strenggläubigen Eltern, die den Sohn nicht aus Wissensdurst zur Schule schicken und sich nicht wegen der Gelegenheit zu lernen über das Stipendium freuen, das der Knabe sich errang, sondern ihn nur deswegen studiren liessen, weil unter der englischen Regierung ohne solche Bildung und einen akademischen Grad keine Aussicht mehr auf einen höheren Beamtenposten ist. Der College-Studirende ist durchgehends unbemittelt und bestreitet alle Ausgaben mit vierzig Mark im Monat. Nach dem Eintritte schliesst er mit Freunden derselben Kaste, wobei die Verschiedenheit in den Volkssprachen zur Auswahl unter Studirenden der eigenen Landsmannschaft führt, einen Club, nicht zur Pflege studentischen Lebens nach Art der deutschen Verbindungen, sondern zur Führung gemeinsamen Haushaltes, denn nur von einem Koche derselben Kaste darf der Hindu Speise annehmen.

Auf den Vorschulen pflog der Jüngling mit Europäern keinen Umgang; hier bringen ihn Kollegien und Wohngemeinschaft unter Vorständen, Professoren und Hörern in tägliche Berührung mit Männern europäischer Abkunft und die Folgen fangen bald an in seinen Lebensgewohnheiten sich



Palasthof in Udaipur, Radschputana.

zu äussern. Der Hindu verrichtet Morgens bei Sonnenaufgang, Mittags und bei Sonnenuntergang eine Andacht; hiebei genau nach der Vorschrift sich zu achten, nimmt sehr viel Zeit weg und der Laie macht die Andacht kurz. Anders der Brâhmane in der Heimat; er darf nicht zeigen, dass auch bei ihm die Achtung vor den alten Göttern geschwunden ist, sollen die Gaben reichlich fliessen. Im elterlichen Hause brachte der Brâhman-Student mit den Eltern Morgens vor Sonnenaufgang nach Vorschrift die Arghya genannte Ehrengabe von Früchten und Blumen, von Milch und Honig dar, auf dass der Dämon nicht die wohlthätige Sonne am Emporsteigen hindere; dann wusch er die Hände, wobei Wasser bald über die Hand läuft, bald nur sie besprengt und wiederholte litaneiartig den wunderkräftigen Liedervers Gâyatri an den Sonnengott; opferte, wenn Wischnuite der Tulsi Pflanze (vgl. das Bd. 1. S. 171 eingestellte Bild eines betenden Brâhmanen) und fastete



Landungstreppe auf der Dschag Nawas Insel. (Siehe S. 20.)

am ersten Wochentage, dem Rabibâr „Sonnen- oder Sonntag," oder opferte als Siwaite dem Linga (Bd. 1, S. 168) und wusch beim Gebete an seinen Schutzgeist den Sâlagrâma-Stein (Bd. 1, S. 128). Mittags ist der religiösen Pflicht rascher genügt, Abends verbraucht der pflichttreue Brâhmane wieder mehr Zeit. Im College nöthigt schon die Collegienzeit zur Kürzung; die eingesparte Zeit wird mit Lesen zugebracht und wie Jeder, der den Inhalt eines Buches in fremder Sprache sich aneignen will, liest der Indier englische Lehrbücher laut. Später findet der Student auch Gefallen an turnerischen Uebungen und erstaunlich ist die Kraft, welche dabei die schmächtigen und schwächlich aussehenden Hindu-Jünglinge entwickeln. Um 9 Uhr nehmen die Studenten ein Bad, um 10 Uhr das Morgenbrod, von 11—4 Uhr hören sie Vorlesungen; um 6 Uhr setzen sie sich auf niedrigen Bänken vor kleinen Tischen zur Hauptmahlzeit, wobei jede Tischgenossenschaft für sich speist und der Brâhmane die bei Mahlzeiten vorgeschriebene Kleidung anlegt, mit dem in Wasser getauchten Finger den Rand des Tellers bestreicht u. dgl. Das Gespräch dreht sich bei Tisch wie Abends um Vorlesungen und Professoren, denn der Hindu-Collegiate sucht nicht gleich Manchen seiner Brüder

in Oxford und Cambridge oder den jüngeren unter den deutschen Studirenden von den Collegien ferne zu bleiben; man kennt dort nicht unsere Kneipabende, keine Fechtboden und Duelle, nicht wiederhallen Gänge und Strassen von unruhigem Treiben. Der indische Student tritt in das Collegium, um zu lernen; die Ferien sind kurz und werden zum Repetiren verwendet. Nach zwei Jahren zum ersten Examen zugelassen, mag sich der Staatsdienstaspirant nach weiteren zweijährigem Kurse die Palme als Baccalaureus artium (Bachelor of arts, englisch abgekürzt B. A., in Zeitungen und Schriften in indischen Sprachen der englischen Aussprache entsprechend Bee Yea geschrieben) erringen. Hiezu muss der Kandidat in der englischen Literatur wie in jener seiner Wahlsprache bewandert sein, die Geschichte der klassischen Völker des Alterthums gelernt haben, in Algebra und in Geometrie bestehen, ein Disputatorium logicum führen können und das Lehrbuch über Psychologie in sich aufgenommen haben. Noch höhere Anforderungen werden an Jene gestellt, die sich den eigentlichen Doktorhut als Magister erwerben wollen. Andere Disciplinen hat in den Nebenfächern zu bewältigen, wer sich als Rechtsanwalt, als Arzt oder Ingenieur ausgebildet hat.

Bei allen Prüfungen wird es sehr strenge genommen, zwei Drittheile der Bewerber um Aufnahme in ein College fallen durch, zu akademischen Graden bringt es kaum die Hälfte aller Collegiaten. Der Grund dieses schlechten Ausfalles der Prüfungen liegt in den Lehrprogrammen; es wird zu viel Gewicht gelegt auf formales Wissen, auf Aneignen des Inhaltes der Lehrbücher, dagegen vernachlässigt man die Ausbildung im Englischen. Selbst der Graduirte ist selten im Stande, einen lesbaren Aufsatz englisch zu liefern oder einen englischen Brief correkt zu schreiben; bei solcher Oberflächlichkeit in Einlernung des Englischen ist ein Eindringen in die abendländische Wissenschaft und Literatur nicht denkbar, denn man greift erst dann gerne zu Büchern in fremder Sprache, wenn man diese bemeistert hat. Sollten unsere Abiturienten durchgehends lateinisch geprüft werden, so würden sie die grösste Schwierigkeit haben, in Geschichte, Geographie und Arithmetik zutreffend zu antworten. In demselben Falle befindet sich der indische Student; sein Wissen ist Gedächtnisssache und im Grossen und Ganzen leisten die indischen Colleges nicht viel mehr als unsere Pressen.[1] Politisch liegt in der grossen Zahl zurückgewiesener Schüler der Schulen höherer Ordnung (der High Schools und der Colleges) von den akademischen Graden eine grosse Gefahr. Mit Absolvirung seiner Studien hat der Indier sein Ziel erreicht und hilft, zu Brod gelangt, die englische Herrschaft stützen, mit welcher sein Amt steht und fällt; die im Examen Zurückgewiesenen füllen dagegen die Reihen der Unzufriedenen. Schon an Mittelschulen sehen die Schüler genug von westländischer Bildung, um zum religiösen Freidenker zu werden; damit verlieren sie den Halt in der Familie. Durch Misserfolge und sociale Schwierigkeiten in die Opposition gegen England getrieben, werden sie als Redakteure von Zeitungen und als Sprecher in politischen Versammlungen der Mund der Aktionspartei und vergiften durch ihr Halbwissen die öffentliche Meinung.

Die einstige Verachtung der indischen Kultur unter Europäern hat einer hohen Anerkennung ihrer Geisterwerke Platz gemacht In der Bautechnik und der Zierrath-Ornamentik sind sie unseren Baumeistern voraus, wie neben vielen andern Bildern auch die Abbildungen zu diesem Kapitel bezeugen; in der modernen Literatur ist aber noch eine grosse Kluft auszufüllen, bis die geistige Arbeit des Indiers und die Denkungsweise des Volkes der europäischen sich nähert.

Nach dem Gesetze von 1867 müssen alle in Indien erscheinenden Bücher registrirt und drei Exemplare gegen Bezahlung eingeliefert werden. Im abgelaufenen Jahrzehnte wurden

[1] Die verständnissvolle Uebersetzung von Artikeln aus einer Zeitung der indischen Volkssprache in das Englische wäre eine bessere Gewähr für die wissenschaftliche Fortbildung des jungen Mannes, als das Einlernen eines Grundrisses über englische Literaturgeschichte; denn bei der grossen Mannigfaltigkeit der indischen Volkssprachen muss Englisch das Mittel bleiben, um dem Indier die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung unsere Klassiker, und überhaupt unsere Denkungsweise nahe zu bringen. Vgl. die Bemerkungen von K. M. Chatfield in: Report of the Director of Public Instruction in the Bombay Presidency for the year 1878/9 p. 107 ff (Bombay 1879).

Palast der Mahârânas in Udaipur.

jährlich fünftausend Werke und darüber in indischen Volkssprachen in Druck gelegt, aber kaum die Hälfte dieser Drucke sind neue Geistesprodukte, sondern Uebersetzungen oder Titelausgaben älterer Bücher und was nicht Ueberarbeitung englischer Originale ist oder als Lehrbücher in den Schulen dienen soll — bis zu 70 Prozent aller Drucke entfielen in einzelnen Provinzen und Jahren schon auf diese Abtheilung — verstösst im Inhalte bis auf einen kleinen Rest gegen Moral und Anstand. Den Werken in Hindi, dem grössten Sprachgebiete für fast hundert Millionen Indier, wird in den Regierungsberichten nicht das Lob zu Theil, welches man nach den ausgewählten Drucken in europäischen Büchersammlungen zu zollen geneigt wäre. Die Registranden der Regierung verzeichnen in Hindi eine erschreckend grosse Zahl von Büchern von höchst unmoralischer und widerlich gemeiner Tendenz und noch in den neuesten Jahresübersichten wird geklagt, dass die für das Volk bestimmte Literatur immer nur Zaubergeschichten und abgeschmackte, die sinnlichen Triebe erregenden Götter-Legenden bringt, statt belehrend und unterhaltend zu werden. Eine Ausnahme machen die in Hindostani (Urdu, oder dem mit Persisch stark versetzten Hindi) gedruckten mohammedanischen Romane und religiösen Traktate, welche die Lehren des Islam verständlich machen sollen. Im ganzen Gebiete des Islam ist Indien das einzige Land mit einer freien Presse und diese wird den dortigen Mohammedanern zu demselben Antriebe der Mehrung ihrer Literatur und Reinigung ihrer Religion, als unseren Vorfahren in Europa die Erfindung der Buchdruckerkunst.



Wandfresken in Radschgarh, Alwar.

Die meisten musalmanischen Romane haben eine Neigung zur Proseliten-macherei. So ist in den Abenteuern des Kaufmanns von Bokhara (im Bagh o Bahar) die Tochter des Wezir, welche den Kaufmann gerettet hat, ganz erstaunt, dass dieser sich zu Boden wirft, um Gott zu danken und erhält auf ihre Frage, was er da thue, die Antwort: „Der Schöpfer, der alle Wesen aus dem Nichts gezogen hat; der sich einer so liebenswürdigen Jungfrau, als Du bist, bedient hat, um mich aus dem Brunnen zu ziehen, in den man mich geworfen hat; der Dich mit Mitleid gegen mich erfüllte, dieser ist es, den ich verehre, den ich anbete und dem ich Dank sage für seine Wohlthaten.“ Darauf erwiedert die junge Andersgläubige: „Deine Worte sind meinem Ohre angenehm; lehre mich Dein Glaubensbekenntniss und lass es mich wiederholen.“

Bengalī, Umgangssprache für 38 Millionen, stellt jetzt die hervorragendsten aller indischen Schriftsteller, aber den Engländern zollen sie die Anerkennung, dass es vor ihrer Ankunft, von einigen abgedroschenen Thematen abgesehen, dieser Sprache an einer nennenswerthen eigenen Literatur fehlte. Der gebildete Bengali ist stark in der Kritik, Unzufriedene geisseln mit beissendem, vielfach unverdientem Spotte missliebige englische Einrichtungen. Erfreulicher und ein Zeichen geläuterten Geschmackes ist die gute Aufnahme der Uebersetzungen Shakespeare'scher Stücke und die Einbürgerung von Volksbüchern wie Robinson Crusoe, Telemach, Paul und Virginie, das Leben Wilhelm Tell's. Aus der Verschiedenheit Indiens in Vegetation und Lebensverhältnissen erwächst jedoch den Uebersetzern solcher Schriften die Nothwendigkeit, alle Begebenheiten unter Eichen und

europäischen Baumarten unter tropische Gewächse zu verlegen oder die Stellen vom üppigen Grün der Wiesen zu streichen und Gartenbeete von stark duftenden Blumen indischer Gärtnerei an die Stelle von Massliebchen u. dgl. treten zu lassen.

Das westliche Indien kennzeichnet eine ganz ausserordentliche Rührigkeit im Buchdrucke; in der Stadt Bombay sind 55 Pressen aufgestellt, in der Provinz 118, nur Bengalen mit seiner grossen Menge amtlicher Veröffentlichungen übertrifft die Provinz in der Zahl englischer Drucke. Die Regierung rief 1872 in Gudscharatî eine Darstellung des französisch-deutschen Krieges[1] hervor; eine illustrirte Geschichte des russischen Krieges gegen die Türkei in derselben Sprache fand 1879 guten Absatz, viel Anklang hatte eine Nachahmung von Cervantes' Don Quijote. Im Uebrigen trifft aber auch den neuesten Jahrgang der Literatur in Gudscharatî und Marathî der Vorwurf sich nach den herkömmlichen geistlosen Mustern zu richten.

Die südindischen, drawidischen Sprachen hatten Werke, die sich den Arbeiten der besten Sanskrit-Autoren anreihen, früher aufzuweisen, als die nordischen Volksdialekte; aber soweit es sich um Werke der buchhändlerischen Spekulation handelt, findet die Buchdruckerkunst hier wie dort eine unwürdige Verwendung durch Verbreitung einer äusserst sinnlichen Literatur, zu welcher meist der Liebesgott Krischna und seine Liebesabenteuer (Bd. 1, S. 171) den Stoff geben.

In Dichtungen versucht sich eine noch grössere Zahl von Literaten als bei uns. Audh, mit Hindostan einst lohnendstes Arbeitsfeld der Bhat oder Chronisten-Kaste (die über alle Familienereignisse Buch führte, jetzt aber wegen ihrer Anmassung gefürchtet, in Central- wie Südindien sogar zu Bettlern herabgesunken ist und insgesammt nur mehr 148,564 Mitglieder zählt), geniesst noch heute den Ruf der grössten Zahl von Dichtern. Als jüngst ein reicher Moslim in Lakhnau eine Konkurrenz eröffnete für eine Ghazal oder eine weltliche Ode, deren Mittelpunkt das Weib ist — in der ungeregelten Einbildungskraft indischer Dichter das Spiegelbild der Gottheit — liefen über hundert Gedichte ein. In Bombay mit seinem durch englische Lektüre geläuterten Geschmacke wird die Unsitte, in der Presse die Tagesereignisse in getragenem Tone zu schildern[2] oder in schlechten Versen zu bekriteln, bereits als Landplage empfunden, gegen welche die besseren Stände eifern.

Seine beste Kraft setzt der Dichter auch in Indien an die Abfassung eines Drama. Während man im modernen Europa von einer dramatischen Literatur nicht früher als dem fünfzehenten christlichen Jahrhunderte sprechen kann, blüht in Indien die dramatische Literatur länger als zweitausend Jahre; bereits im Beginne der christlichen Zeitrechnung sind dramaturgische Regeln ausgebildet. Die Mritsch-tschhatikâ „das irdene Wägelchen", ein Schauspiel aus dem ersten, spätestens zweiten christlichen Jahrhunderte, regelt schon eingehend Anzug, Geberden, Eintreten und Abtreten der Schauspieler. Bei Opferfesten wurde ein eigener Bau für dramatische Darstellungen aufgeführt, später erhält jeder Fürstenpalast seine Sangitasâlâ, ein Concert- und Balletsaal, worin die Bühne mit einem Vorhange abgeschlossen war; die Dekorationen waren auf Teppiche gewirkt, die Garderobe war hinter der Bühne. Die Handlung war immer ein Prahasana, ein Lachspiel oder Posse, und drehte sich um Heldenthaten oder Liebeshändel; der deutsche Hanswurst hatte dabei seinen Vertreter im Widûschaka, wörtlich Verschlechterer, der eine lächerliche Rolle spielt, harmlose Spässe und Witzworte einwirft. Noch heute gibt es Trauerspiele nicht, der Ausgang muss stets ein glücklicher sein; ist dazu ein Wunder nöthig, so greift ein Gott rechtzeitig ein. Die heutigen Indier lieben dramatische Darstellungen nicht weniger als ihre Vorfahren, aber der Text ist durchgehends schlüpfrig, die Spässe derber, die Witze

[1]) Deutschland heisst bei den Brâhmanen Sarmanya Desa, schirmendes Land.

[2]) So begann die Trauerklage über den Tod eines angesehenen Bürgers mit dem Satze: „Ueber wen müssen wir so trauern, dass das Gewand unserer Schriftzeichen schwarz ist; welchen Verlust haben wir zu beklagen, dass das Kritzeln der Rohrfeder Geschrei und Seufzen vorstellt?"

beissender. Dramaturgen machen beliebte Stücke der alten Literatur bühnengerecht, wie die weltbekannte, nahezu in die Sprache aller civilisirten Völker übersetzte Episode Nala und Damayantî aus dem Mahâbhârata, oder bearbeiten Shakespeare'sche Stücke, wie die Komödie der Irrungen, lassen diese aber mit einem brillanten Feuerwerke schliessen. Auf Volksbühnen wird das Publikum auf den Höhepunkt der Lachlust fortgerissen durch einen Text nach Art Münchener Kasperltheater, wobei eine Puppe mit einem Besenstile geköpft wird. Theaterbühnen nach europäischen Vorbildern finden sich in den Hauptstädten; Zugstücke sind witzige Behandlung moderner Gesellschaftsschäden. Aelteren Datums sind Eiferungen für die Gestattung der nach Hindurecht verbotenen Wiederverehelichung von Wittwen; den letzten Jahren gehören lustige Geschichten an vom Jagen nach Stellen im Staatsdienste. Bedenklicher sind Uebertreibung von Missständen unter der englischen



Garten auf der Insel Dschag Nawas. (S. S. 20.)

Verwaltung, von Prügelscenen in Gefängnissen, oder Geisselung herzlosen Benehmens der Thee- und Indigopflanzer; grösste Anziehungskraft üben Stücke, worin englische Beamte mit Unrecht bewusster Willkühr oder der Bestechlichkeit geziehen werden. An den besseren Bühnen machen Parsis (Bd. 1, S. 30) durch gutes Zusammenspiel volle Häuser, obgleich sie nach dem Vorbilde der alten Griechen Mädchen nicht auf die Bühne bringen, sondern die Frauenrollen durch Knaben vorstellen. In Hindostan sind die Darsteller weiblicher Rollen häufig entmannt und dass trotz der Wachsamkeit der englischen Polizei noch immer Kinder schon im zarten Alter zu solchen Berufsarten vorbereitet werden, bezeigen die hunderte von Eunuchen-Knaben in den Volkszählungs-Listen.

Eine altindische Hofbühne führt unser Bild vor; als Vorlage dienten die ausserordentlich fein ausgearbeiteten Sculpturen an den Thoreingängen und Trägerbalken aus Stein am grossen Stûpazu Sandschi (S. 15). Die Scene versetzt uns an den Hof zu Pâtaliputra, dem heutigen Patna, in

das zweite christliche Jahrhundert. Damals hatten auch die hohen Kasten, den König mit inbegriffen, der auf einem Stuhle sitzt, den Oberkörper nicht bedeckt; um die Lenden ist ein Tuch gelegt, wie es als Dhuti noch heute bei sehr vielen Indiern das einzige Kleidungsstück ist. Einige lassen die Enden rockartig herabhängen; auch die Speerträger, die Krieger, haben den Oberkörper entblösst. Die Weiber lassen die Brüste sehen, während sie gegenwärtig bedeckt werden (vgl. Bd. 1, S. 21 u. die Bilder S. 22 u. 219), höchstens legte eine Schöne den gazeartigen Ueberwurf, die Sari, über die linke Schulter. Die Schauspielerin hat Arme und Waden dick mit Goldreifen besteckt; die kleine dicke Figur neben dem Fürsten ist der Hofnarr, Widûschaka.

Die modernen Vertreter der altindischen Hofschauspieler sind die Kathaks. Der Kathak ist eigentlich Vorleser und ersetzt hiedurch in der Familie seines Auftraggebers die fehlende Kunst zu lesen. Diese Leute wissen beliebig gewünschte Stücke nach dem Gedächtnisse ausdrucksvoll herzusagen und „lesen" in reichen Familien täglich einige Stunden. Die geübteren Kathaks nehmen bis zu 4000 Mark im Monate an Honoraren ein; ihr Vortrag, mit Geberden unterstützt, gestaltet sich zur kunstvollen Deklamation, die Pausen füllen Gesang und würdevoller Anstands-Tanz aus; einen solchen Zwischenvortrag veranschaulicht unser Bild „Kathak-Tänzer" (Bd. 1, S. 176).

Buchhandlungen in unserem Sinne sind nur Geschäfte, die von Europäern geleitet sind; der Handel in Werken des indischen Verlages ist ein Wander- und Hausirgewerbe. Die Druckereien befinden sich in engen Seitenstrassen; ihre Erzeugnisse wandern in äusserst anspruchslose Verkaufs-Laden, keine Auslage lockt zum Eintritt, keine Inserate oder Circulare zeigen das Erscheinen eines neuen Buches an. Hausirer beladen sich mit der Waare und das Auslegen in den Häusern fördert Bekanntwerden der Bücher und ihren Absatz besser als schriftliche Ankündigung. Billige Drucke wie Kalender und Volksbücher werden mittelst Lithographie hergestellt; das Papier ist grau und die Verleger sind durchschnittlich mit einem Anna oder zwölf Pfennigen für 4—5 Druckbogen Octav (60—80 Seiten) zufrieden. Die Bücher sind meist liegend, nicht stehend gedruckt und an der breiten Seite geheftet. Bei begehrten Werken und bei Brochüren über spannende Tagesfragen erzielen die Hausverkäufer sehr hohe Gewinnste, sonst begnügen sie sich mit kleinem Aufschlage. — Neben diesem viel verzweigten Organismus der Publizistik fristet in uralter Einfachheit sein Dasein der Harkâra oder Neuigkeitsmann, der bei Gerichten und in Bazaren, in der Vorhalle der Hindu-Tempel und Moscheen den Stoff sammelt, den er am nächsten Morgen seinen versammelten „Abonnenten" vorträgt; er ist die unterste Stufe einer Leiter, auf deren Höhe das reich ausgestattete Redaktionsbureau einer englisch-indischen Zeitung steht, mit einem grossen Leserkreise und Agenten wie Korrespondenten nicht allein in Indien, sondern auch in England.

Die erste Druckerpresse wurde in Ostindien um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch Jesuiten in Goa aufgestellt; in Antiqua-Schrift wurden nach einem ausgezeichneten Transcriptionssysteme sogar Lehrbücher über das Kanaresische gedruckt. Ende des 17. Jahrhunderts verfielen Presse und Wissenschaft in Goa unter dem Einfluss der zu den höheren Weihen zugelassenen Eingeborenen; dagegen erhielt sich ein Jahrhundert länger die Presse, welche mit dem Jesuitenseminare in Ambalakada beim heutigen Dorf Angamali in Kotschin verbunden worden war. Tippu Sahib's Raubzug zerstörte die Ansiedelung, als er Kotschin mit Krieg überzog, und die Holzblöcke gingen zu Grunde, mit denen dort seit 1679 sogar in Malayalam, der Sprache von Malabar, gedruckt wurde. Diese Pressen sollten die Eingeborenen mit den Heilswahrheiten des Christenthums bekannt machen; dies blieb auch der Zweck der berühmten Presse zu Serampur, nördlich von Calcutta, bis 1845 dänische Besitzung, welche im Jahre 1800 Baptisten-Missionäre gegründet hatten. Generalgouverneur Marquis Wellesley (1798—1805), der unter seiner ausgedehnten organisatorischen Thätigkeit — von ihm rührt in Bengalen die Trennung der Justiz von der Verwaltung her — sehr empfindlich gegen Widerspruch geworden war, sah die Einbürgerung

Altindisches Hofleben.

des Buchdruckes sehr ungern und duldete ausserhalb der Hauptstadt die Aufstellung von Druckerpressen nicht; die ersten indischen Pressen, die man für politische Bestrebungen benützte, wurden deshalb jene zu Serampur. Am 18. Mai 1818 lässt dort Missionär Marshman die erste Zeitung erscheinen, den „Spiegel von Serampur," Serampur Darpan. In demselben Jahre erhielt Bombay in der Gudscharati-Sprache seine Zeitung; 1819 macht sich sodann Ram Mohan Roy, der Begründer der von den Somadschis (Bd. 1, S. 176) aufgenommenen religiösen Reformbewegung, das neue Mittel, Anhänger zu gewinnen, zu Nutzen und beginnt in Calcutta ein Journal, das 22 Jahrgänge erlebt; im nächsten Jahre tritt dort die orthodoxe Partei mit einem Blatte ihrer Richtung hervor. 1823 wird in Bombay die erste Zeitung in Marâthiti gedruckt, 1833 in Madras in Tamil und Telugu.

Die leitenden Behörden sahen die neuen Schöpfungen ungerne; noch 1822 nennt in einer Denkschrift Sir Thomas Munro, einer der obersten Räthe im indischen Verwaltungsrathe, selbst die Ausgabe englischer Blätter eine Gefahr. Der erste, welcher die Vortheile einer amtlichen politischen Presse erkannte, war Marquis Hastings, der 1823 im Jahre seines Rücktrittes als Generalgouverneur dafür sorgte, dass der Serampur Darpan zum halbamtlichen Organ wurde, und um den vierten Theil der Brieftaxe versendet werden durfte. Sein Nachfolger Lord Amherst (1823—28) ermächtigte zu Mittheilungen in diesem Blatte aus Regierungs-Akten. Die Eingeborenen benützten gerne die Spalten des „Darpan", um ihre Wünsche und Beschwerden vor die Regierung zu bringen; diese half Missständen in der Verwaltung ab, die auf solchem Wege blossgelegt wurden und zu ihrer Kenntniss sonst nicht gekommen wären, der Nutzen von einer Presse war für Regierung wie Unterthanen dargethan. Noch blieb jedoch die Presse einer strengen Bevormundung unterworfen, freie Meinungsäusserung konnte gefährlich werden; Aufstellung einer Druckerpresse wie Einrichtung einer lithographischen Anstalt unterlagen dem Konzessionszwange, Redakteure der Kautions-Pflicht. Es bedurfte der Begeisterung eines Lord Thomas Macaulay, des auch um Indien hochverdienten berühmten Geschichtschreibers, um die Bedenken eines ängstlichen Beamtencollegiums zu besiegen. Durch Acte 11 von 1835 erhielt Indien die Pressfreiheit gewährt. Die Errichtung einer Druckerpresse wie die Ausgabe einer Zeitung wird ausnahmslos an die Bedingung der Anzeige geknüpft, eine Kaution ist nicht verlangt und der Inhalt der Druckschriften unter das bürgerliche Strafgesetz gestellt. Das Verfahren passt sodann ein Gesetz von 1867 völlig den Bestimmungen für das Mutterland an; pressgesetzliche Beschränkungen setzten 1857 während des Aufstandes, wie jetzt ein besonderes Gesetz voraus, um rechtswirksam zu sein.



Fürstlicher Reisewagen.

Die indische Presse nützte die gewährte Freiheit mit der Kraft der Jugend aus; in angreifender, zersetzender Kritik leisten die Herausgeber Ausserordentliches. Tiefgehende Bewegung riefen die englischen Verordnungen von 1828—30 hervor, welche die Wittwenverbrennung verboten, in Bengalen allein stellen sich acht Zeitungen die undankbare Aufgabe, die Wiedergestattung dieses

abscheulichen Gebrauches zu erzwingen. Andere reden einer durchgreifenden socialen Reform das Wort, die Gegner werden schonungslos und nicht ohne Satyre angegriffen. Eine traurige Berühmtheit erlangte 1840 der Redakteur des in Calcutta erscheinenden Bhaskar, welcher damals den mediatisirten Râdscha von Andul wegen Nichtbeachtung der Kastengesetze angriff, von diesem aber in einen Hinterhalt gelockt, eingekerkert und mit den grausamsten Folterqualen gepeinigt wurde. Dem Gefangenen gelang die Flucht; der Fall füllte damals die Spalten aller Zeitungen und trug dem Blatte so viele Abonnenten ein, dass derselbe Redakteur, zugleich Eigenthümer, acht Jahre später das zehnjährige Bestehen seines Blattes mit einem kostspieligen Bankett feiern konnte.

Nach der neuen Pressakte nimmt die Zahl der politischen Blätter wohl zu, aber nicht in dem Masse, als man erwarten sollte; erst mit Einbürgerung der Lithographie auf dem Lande, wo sie durchgehends für die Lokalblätter Anwendung findet, schwillt die Ziffer höher an. 1857 hatten es in der Präsidentschaft Bengalen die Zeitungen und Zeitschriften in der Bengalî Sprache erst auf 2950, in Hindostanî auf 3222 Abzüge gebracht. Tagesfragen finden schneidige und den Engländern ungünstige Behandlung, in Regierungsberichten aus dieser Zeit kommt vor: „Die indischen Zeitungen sind unscheinbar im Aeusseren; aber sie wirken wie die Weisthümer unserer Altvordern, als es noch an Gesetzen fehlte und sind dem Halme zu vergleichen, welcher die Strömung anzeigt. Man lernt darin nicht blos die Anschauungen einiger Calcutta-Gelehrten oder Unzufriedenen kennen; man lese die Blätter regelmässig und man wird eine klare Einsicht in die Anliegen, die Bedürfnisse und die Stimmung des Volkes gegen uns erhalten. In den kleineren Blättern findet man nur Unbedeutendes und Kindisches; Notizen voll Feindseligkeit gegen europäische Wissenschaft, ihre Träger und unsere Beamten sind selten, üben aber stets starke Anziehungskraft aus. Die Redaktionen der geleseneren Blätter haben regelmässig einen des Englischen Kundigen angestellt, der ihnen die englischen Tagesblätter übersetzt; durch diese Dolmetscher werden die Herausgeber und durch diese das grosse indische Publikum mit der verächtlichen Sprache bekannt, welche unsere englischen Journale so rücksichtslos gegen Indier wie unsere Verwaltungs-Einrichtungen anwenden. Der Widerwillen, den viele Eingeborene gegen Europäer haben, erhält hiedurch Nahrung und wir haben häufig beobachtet, dass Indier, welche englische Zeitungen im Originale regelmässig lesen, von einem Gefühle der Verachtung durchdrungen sind, welches bei Eingeborenen nicht anzutreffen ist, die sich lediglich mit indischen Vorkommnissen beschäftigen. Werden falsche Vorstellungen auch nur einer kleinen Minderheit eingeimpft, so können sie doch durch diese Unbehagen und Störung in der Länge wie Breite des ganzen Landes zur Folge haben."

Die Führer des Sipahi-Aufstandes von 1857 versuchten sich die Presse dienstbar zu machen, fanden aber bei den Vorständen der von den Engländern hervorgerufenen Schulen, auf die als Redakteure gerechnet war, keine Unterstützung. Mit der einzigen Ausnahme von Bareli (östlich von Dehli) lieferten die Pressen nur Proklamationen; in Bareli dagegen brachte der Rebellenführer Khan Bahadur Khan eine amtliche Regierungszeitung in Gang unter dem verheissenden Titel Fatah-ul-Akbar „Sieg Akbar's" (Name des letzten Moghul Kaisers). Das fünfzehnte Gesetz aus dem Jahre 1857 ermächtigte die englischen Behörden zur Unterdrückung aller Druckereien. In den Hauptstädten der Präsidentschaften unterliess man den Vollzug, um mit der öffentlichen Meinung in Fühlung zu bleiben; in Hindostan aber legten die vorrückenden Truppen alle unsicheren Druckereien unter Siegel, im Pandschab wurde förmliche Censur eingeführt und bis 1865 gehandhabt.

Mit Wiederkehr der alten Freiheit gewinnt die Presse langsam an Zahl und Verbreitung. Der Unternehmergewinn ist nur in einzelnen Fällen so gross, dass der Herausgeber einer Zeitung davon leben kann; zur Gründung von Zeitungen lockt weniger der Gewinn, als der Trieb, das

Gelernte an den Mann zu bringen und die Sucht, seinen Namen zu lesen. Nur bei sehr wenigen Zeitungen sind Engländer in der Redaktion beschäftigt; unter Hindus herrschen Brâhmanen als Redakteure vor und die Mehrzahl erhielten ihre Bildung an den englisch-indischen Mittel- und Hochschulen. Im Jahre 1867 gab es 140 Zeitungen, die nächsten Jahre brachten bei starkem Wechsel geringen Zuwachs, viele Blätter erschienen und gingen wieder ein; erst mit dem Jahre 1873 tritt eine merkliche, von Jahr zu Jahr sich steigernde Zunahme ein und 1878, kurz vor dem Erlasse des noch geltenden Pressgesetzes, waren 644 Zeitungen registrirt.[1] Fast ebenso viele Blätter sind noch heute in Umlauf. Unter diesen Zeitungen sind die wenigsten Tagesblätter; täglich erscheinen



Westlicher Eingang zum Stupa in Santschi, Centralindien.[2]

nur zehn Blätter, grössere Zeitungen veranstalten zwei Ausgaben in der Woche, für die Provinzpresse ist Wochen- und Monats-Ausgabe eingeführt. Die lithographischen Blätter bilden 40 Prozent

[1]) Vertheilung nach Sprache und Provinz zeigt für 1877/78 folgende Tabelle:

Provinz.	Englisch.	Indisch.	Zweisprachig.
Bengalen	61	86	10
Madras	54	27	32
Bombay	51	104	28
NW Provinz	17	55	9
Audh	9	16	2
Pandschab	11	34	1
Centralprovinz	3	5	1
Birma	18	6	1
	224	336	84
			336
			224
			644

[2]) Eine eingehendere Beschreibung dieses merkwürdigen Ueberbleibsels buddhistischer Baukunst folgt in einem späteren Kapitel.

aller Zeitungen und erscheinen ein bis dreimal im Monate. Die Zahl der Abzüge ist erstaunlich klein. Die Gesammtauflage aller Zeitungen in indischen Sprachen beträgt nicht mehr als 150,000, oder weniger als jedes Penny-Blatt der Weltstadt London; bei 250 Millionen Indiern trifft sohin erst ein Zeitungsblatt auf 1600 Einwohner. Ein Blatt geht aber von Hand zu Hand und wird gelesen, so lange das Papier zusammenhält; das Datum gilt dem Indier gar nichts, und desshalb wirken die Zeitungen auf eine viel grössere Zahl von Indiern ein, als sich aus der Ziffer der Abzüge berechnet. Tausend Abzüge sind schon grosse Auflage, am verbreitetsten ist der in Calcutta erscheinende Sulabha Samatschar „die wohlfeilen Nachrichten“ in 5000 Exemplaren.[1] Das Abonnement beträgt bei Tagesblättern bis zu 42 Mark, übersteigt bei Wochenblättern selten 4 Mark im Jahre, bei kleineren sind zwei Mark Regel. Man abonnirt nicht bei der Post, sondern bei den Redaktionen; die Zeitungen unterliegen, wie andere Drucksachen, dem Frankirungszwange,[2] einen Post-Zeitungsdebit kennt man nicht.

Die Ansichten über den Werth oder die Schädlichkeit der Presse lauten in Indien sehr verschieden. Besprechungen neuer Gesetzentwürfe und ihres Vollzuges, Kritik der Aufgaben der englischen wie indischen Gesellschaft nehmen einen grossen Raum ein; Gerichtsverhandlungen, Eisenbahnunfälle, Ueberschwemmungen und Verheerungen durch wilde Thiere werden mit grösster Breite behandelt. Es fehlt nicht an Lobeserhebungen der Engländer; so nennt Gudscharat Mitra (Freund von Gudscharat) die Engländer „liebenswürdig, die sich ihrer Fehler bewusst und bestrebt sind, sie abzulegen, wovon beim Eingeborenen das gerade Gegentheil sich findet.“ In einem Marâthî-Blatte stellt ein Brâhmane die Fremden darin als Muster vor, dass diese alle Erfindungen der Gesammtheit zur Verfügung stellen, während seine Landsleute sie geheim halten und nur zu ihrem Nutzen ausbeuten. Eindruck macht einem absolvirtem Studirten die genaue Bekanntschaft eines jeden Engländers mit Shakespeare, unbegreiflich ist einem Anderen die Freude an Musik in häuslichem Kreise. Ueber die englischen Frauen sind die Ansichten getheilt; man nennt sie bald „die kostbarsten Schätze, welche England uns schickt,“ bald wieder tadelt man sie mit grossem Unverstande: „Diese Damen zeigen wenig Interesse für den armen Inder; sie bringen schöne Stunden in der Unterhaltung mit ihrem Gatten zu, aber nicht im Gespräche über das indische Strafgesetzbuch, das neue Beweisgesetz oder über Stellen im Mahâbhârata, sondern über das Piano, Nippsachen und Toilette-Gegenstände; bei allen ihren Fehlern sind sie aber stets liebenswürdig.“ Auffallend ist die Unwissenheit, mit der ab und zu Gebräuche des Mutterlandes besprochen werden; so tischt der Samatschar Bahadur vom 23. Sept. 1874 seinen Lesern die Märe auf: in England lebe ein Mädchen im Alter von 20 Jahren „auf Probe“ mit einem jungen Manne zusammen, gehe von ihm fort und zu einem anderen, wenn beide Theile finden, dass sie nicht für einander bestimmt sind, und dies setze sich so lange fort, bis der passende Mann gefunden sei. All dies wird aber nicht tadelnd erzählt, im Gegentheil als Vorzug gepriesen und zur Nachahmung empfohlen zur Steuer gegen die Unsitte unter den Indern, ihre Kinder nahezu noch im Wickelkissen zu verheirathen!

Eine Geschichte der indischen Presse zu schreiben, hat noch Niemand unternommen; bis jetzt sind die englischen Centralstellen allein in der Lage, das gesammte Material zu überblicken; ihr Urtheil lautet äusserst abfällig. Gestützt auf eine vierzig Seiten Belegstücke umfassende Denkschrift, fällt Sir Alexander Arbuthnot, Mitglied des indischen gesetzgebenden Körpers, ohne Widerspruch zu begegnen, in der Sitzung von 14. März 1878 folgendes Verdikt: „Eine grosse, stets sich mehrende Zahl von Zeitungen in den indischen Volkssprachen scheint nur zu dem Zwecke

[1] In der Präsidentschaft Bombay hob sich die durchschnittliche Auflage auf 360 Abzüge; des grössten Umsatzes erfreut sich dort mit 1690 Abzügen ein politisch farbloses Handelsblatt für Parsi-Kaufleute.

[2] Im Etatsjahre 1878/79 beförderte die Post an indischen, englischen und fremdländischen Zeitungen in Indien und von Indien nach fremden Ländern: 10,999,758 Stücke.



See Petchola mit der Stadt Udaipur.

ausgegeben, aufrührerische Artikel unter das Volk zu bringen, die englische Regierung und ihre Beamten der Verachtung preiszugeben und den Rassengegensatz zwischen Regierenden und Regierten gross zu ziehen. Diese Gattung von Blättern ist nicht neu, aber sie nimmt zu und die Schreiber gewannen an Kühnheit, als sie sahen, dass ihre Artikel ungestraft erschienen. Nach diesen Artikeln giebt es kein noch so verabscheuungswürdiges Verbrechen, dessen sich unsere Verwaltung nicht gegen Eingeborene schuldig mache. In einem Blatte heisst es: „Die englische Regierung gleicht einem Ungeheuer, das seine eigenen Kinder verzehrt. Geiz und Bosheit kennzeichnen alle ihre Massregeln; ihre Beamten übertreten nach Laune die Gesetze, die sie selbst gaben, fortwährend bricht die Regierung ihre Versprechungen." Andere versichern den Lesern, dass in Indien „weder Naturgesetz noch Strafparagraphen Mord von Engländern an Indiern verbieten";



Palast Dschag Nawas.

wieder ein Schmutzblatt spricht „von einer europäischen Pest, die fortwährend das Land heimsucht, ohne dass dagegen noch Mittel gefunden seien; wir meinen damit die Geneigtheit der Europäer, an unseren Landeskindern Misshandlung und Mord zu begehen." Ein Korrespondent vergleicht unsere Regierung in blumenreicher Rede „einem feilen Weibe von freien Sitten, deren Reize unwiderstehlich sind, deren Herz aber hart und voll Ränke ist. Jedermann ist in Liebe zu ihr entbrannt; sie lockt jetzt den einen, dann den anderen und treibt die Nebenbuhler gegen einander in den Kampf, bis sie sich zerfleischt haben. Bei ihrer Ankunft in Indien war die Dirne noch nicht sehr reizend, erst hier füllten sich ihre Formen. Alle grossen Fürsten auf indischem Boden, der Moghul-König zu Dehli inbegriffen, fielen ihr zur Beute; mitleidlos beraubte sie alle ihrer Güter und Throne." Zu diesen auf Erzeugung von Hass gerichteten Artikeln kommen Verdächtigungen unserer Stärke; offen wie verblümt wird uns Unfähigkeit und Feigheit in Vertheidigung unserer Stellung vorgeworfen. „Gleich wie Chartago, so besitzt England ungeheuere

Reichthümer, aber diese konnten die alte Hauptstadt des Welthandels so wenig vor dem Untergange retten, als unsere Gebieter. Wohl entbehren wir zur Zeit unserer Unabhängigkeit, aber unter der Trübsal der gegenwärtigen Verhältnisse dürfen wir die Zuversicht auf die Zukunft nicht verlieren. Bedenken wir, dass die Reiche so mächtiger — aber, was wohl verschwiegen wird, durchaus mythischer — Könige des indischen Alterthums, wie Râwana und Râmtschandra oder (des historischen) Wikramâditya zerstoben; um wie viel weniger können die in Indien durch unser Klima zu Kurzlebigkeit gebrachten Engländer hier Bestand haben! Wenn alle Indier ernstlich zusammenstehen, so hat es keine Schwierigkeit, die Eindringlinge fortzutreiben."

Gegenüber solchen Ausschreitungen erachtete die indische Regierung Pressmassregeln unvermeidlich; treffend begründet Vicekönig Lord Lytton die Nothwendigkeit mit folgenden Worten: „In Indien ist weder das Vorhandensein einer Presse, noch ihre Freiheit ein Werk der Söhne des Landes. Die englische Verwaltung Indiens hat sich eine Aufgabe vorgesteckt, viel verwickelter und in ihren Folgen viel weiter reichend, als je eine Nation auf sich nahm; denn sie besteht darin, die völlig durchgebildeten Grundsätze europäischer Staatskunst und einige der künstlichsten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, die im hoch verfeinerten westlichen Europa ihre langsame Entwickelung fanden, mit einem Schlage auf eine überaus zahlreiche morgenländische Bevölkerung zu übertragen, in deren Vorgeschichte, Sitten und Ueberlieferungen keine Spur der Grundlagen unserer westländischen Gesellschaft anzutreffen ist. Die Schlagwörter: religiöse Duldsamkeit, Freiheit der Presse, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Herrschaft des Gesetzes gegenüber der Verwaltung, die in England seit Jahrhunderten das Stichwort aller Parteien waren und sich bei allen geschichtlichen Ereignissen tief dem Charakter der Nation einprägten, sind hier der grossen Masse des indischen Volkes geheimnissvolle Formeln eines fremden, ihnen mehr oder weniger nicht zusagenden Verwaltungssystems. Diese Thatsache lässt sich nicht verheimlichen und kann nicht ernstlich genug erwogen werden. Durch Aufzwingen dieser Grundsätze stellen wir uns an die Spitze einer allmähligen, aber riesigen Revolution, einer politischen Umwälzung in Sitten, Moral und Religion, grösser und denkwürdiger, als je die Welt eine sah. Gewissenlose Eingeborene reizen die unwissenden hilflosen Massen zum Hass gegen ihre Wohlthäter auf. Diese Reihen unziemender und verwerflicher Artikel sind nicht das Auge und die Hand der indischen Presse, sondern sind nur Auswüchse und giftige Pusteln. Wenn wir Massregeln vorschlagen, um diese Schandpresse zu vernichten, so begehen wir damit keinen tieferen Eingriff in die Freiheit der Presse, als wenn wir unter Freigebung aller Gewerbe den Handel mit Gift polizeilich regeln." Unterm 14. März 1878 wurde sodann als neunte Acte dieses Jahres vom gesetzgebenden Körper ein Gesetz erlassen und vom englischen Staatssecretäre vollziehbar erklärt, dessen Inhalt in den Bestimmungen gipfelt, dass in ganz Indien, die Präsidentschaft Madras ausgenommen, Drucker wie Herausgeber einer jeden Zeitung oder periodisch ausgegebenen Schrift von der Kreisverwaltung (dem District-Magistrate) zur Aufrichtung einer Kaution, deren Höhe der Beamte bestimmt, sowie zur Unterzeichnung eines Reverses angehalten werden können, dahin lautend „künftighin nichts drucken zu wollen, was a) geeignet ist, Gehässigkeit gegen die nach den Gesetzen in Indien eingesetzte Obrigkeit zu erregen oder Unverträglichkeit zwischen den Rassen, Kasten, Religionen oder Konfessionen des indischen Kaiserreiches zu erzeugen; b) eine Person in Furcht und Schrecken setzen und sie veranlassen kann, Geld oder Geldeswerth hinzugeben, um die Wiederholung solcher bedrohender Kundgaben ferne zu halten oder was im Stande ist, einen Beamten oder öffentlichen Diener von Erfüllung seiner Pflichten abzubringen.[1]" Die Kaution muss binnen fünfzehn Tagen aufgerichtet werden. Eine erste Verwarnung wird ertheilt, wenn das Blatt einen Artikel veröffentlicht,

[1]) Dasselbe Gesetz hatte Erlass der Kaution vorgesehen, wenn sich der Herausgeber unter förmliche Censur stellt durch eine Erklärung, dahin gehend: „kein Wort, Bild oder Zeichen in seiner Zeitung zu drucken, welches nicht vorher dem Distriktsbeamten vorgelegen und seine Billigung erhalten hatte"; durch Novelle vom 2. September 1878 wurde dieser Vorbehalt ausser Wirksamkeit gesetzt.

welcher gegen obige Grundsätze verstösst; mit der zweiten Verwarnung verfallen Kaution und Druckerpressen. Appellation geht nicht an die Gerichte, sondern an den Generalgouverneur in seinem Rathe (Bd. 1, S. 228).

In der Beamtenwelt und der hohen indischen Gesellschaft fand das neue Gesetz, Vernacular Press Act genannt, ungetheilten Beifall; hier war man froh, der steten Verhöhnung und Verleumdung aus unzugänglichen Verstecken enthoben zu sein. Anders die Vertreter der indischen Presse. Die Befürchtung, dass ein freimüthiges Wort und offene Kritik von Regierungsmassregeln nicht mehr möglich werde, erwies sich als unbegründet, kein einziges Blatt wurde in Anwendung des Gesetzes unterdrückt. Dagegen sind Verwarnungen zahlreich und die Presse ist sichtlich eingeschüchtert und gedrückt; sie bringt an politischen Originalartikeln weniger, an



Udisagar Teich bei Udaipur.

Uebersetzungen aus englischen Blättern mehr als sonst. Das Behagen an beissender Kritik ist das alte und bei der von Jahr zu Jahr sich mehr verbreitenden Kenntniss des Englischen haben schneidige Redakteure mit Erfolg ihr Blatt, das bisher in Bengali, Marâthî u. s. w. erschien, in englischer Sprache herausgegeben und setzen darin, ohne unter die Pressakte von 1878 zu fallen, ihr zersetzende Thätigkeit fort.

Vor absichtlich übelwollender Beurtheilung ist die Regierung nur in denjenigen Blättern sicher, auf welche sie starke Abonnements nimmt; dies geschieht besonders ausgiebig im alten Hindostan, der Nordwestprovinz, und hier zeigen Blätter wie Mayo Gazette, Miur's Gazette, die nach höchsten Würdenträgern genannt sind, ihre Ergebenheit schon im Titel an. Diese subventirten Zeitungen drücken gleich den mit mit englischen Kapitale gegründeten und von Engländern geleiteten englisch-indischen Zeitungen[1]) die Anschauungen in der Beamtenwelt englischer

[1]) Diese englischen Blätter stehen sämmtlich loyal zur Regierung, sind aber äusserst frei in der Kritik. Die Besprechung in diesen Blättern dreht sich um englisch-indische, allgemeiner asiatisch-englische Angelegenheiten; Blätter, mit Auszügen aus der heimathlichen Presse angefüllt, wie in Amerika, gibt es in Indien nicht.

Abkunft aus. Kreis-Amtsblätter (District Gazettes) bestehen in der Präsidentschaft Madras; in Adschmir (Radschputana) ist dem Amtsblatte ein viel gelesener nichtamtlicher Theil angefügt und zu belehrenden Artikeln verwendet. In der Centralstelle des Press Commissioner schuf sodann die indische Regierung für ganz Indien eine Behörde zur Verbreitung von Nachrichten an die englischen und indischen Blätter, auf deren Bekanntgabe in glaubwürdiger Form die Behörden Gewicht legen zur Berichtigung der kritiklosen Neuigkeitskrämerei, welche von den Bazars ausgeht.

Schliesslich sei noch der Gründung verschiedener Vereine zur Pflege der Literatur und Wissenschaft oder zur Wahrung der politischen Interessen der Eingeborenen gedacht, die meist im letzten Jahrzehnt erfolgte. Diese Vereine sind ein Zeichen des Fortschrittes unter der jüngern, an Erziehungsanstalten gebildeten Generation. Alle sind noch nicht fest organisirt und ihr Wirken entspricht nicht immer dem Namen der Gesellschaft, aber einige sind bereits lehrreiche Vereinigungen mit viel Wirklichkeit und praktischem Gebahren.

Zur Ausschmückung dieses Kapitels sind Ansichten aus Udaipur beigezogen, der Hauptstadt des Staates von Meywar oder Udaipur (Oodipur) im Südosten des von der englischen Verwaltung Radschputana genannten Staatencomplexes zwischen der Ganges-Ebene und dem in das arabische Meer einmündenden Ran von Katsch (Bd. 1. S. 74). Diese Stadt liegt in 292 Meter Höhe über dem Meere am Westrande eines weiten, gegen Süden lang gestreckten Thalkessels, von den Ausläufern der Arawalikette gesäumt, die sich hier 3—400 Meter über das Thal erheben. Der Halbkreis von Hügeln, welcher das Thal vom Norden abschliesst, mässigt die grosse Hitze. Die kalte Jahreszeit gleicht dem Winter in Süditalien; im Sommer fesseln nur die dunkel bewaldeten Hügel das Auge, öde breitet sich die Ebene aus; die ersten Regenschauer bringen aber Myriaden von Samen zur Entwickelung, die im ausgebrannten Boden nicht zu keimen vermochten. In unglaublich kurzer Zeit bedeckt sich die ganze Gegend mit einem üppig grünendem Wiesenteppiche und bei der Wanderung durch den Wald tönt der liebliche Ton murmelnden Wassers an das Ohr. Unter den Waldbäumen sticht durch seine frischen, rothen Blüthen der mit grauem Stamme emporstrebende Wollbaum, *Bombax malabaricum*, hervor.

Die Stadt ist am Nordostufer eines künstlichen Sees erbaut; der Hauptdamm aus Marmorquadern ragt eilf Meter über den mittleren Wasserstand empor, ist 300 Meter lang und über 100 Meter dick, so dass ein ganzer Stadttheil darauf erbaut ist; während der Regenzeit bringen die einmündenden Bäche, von welchen zwei in einiger Entfernung ihren Ursprung haben, so viel Wildwasser herab, dass der Teich 1875 überlief und den dicken Damm zu durchbrechen drohte. Solche künstliche Teiche sind in Meywar häufig; unsere Wasserfläche, Petschola-See genannt, erstreckt sich sieben Kilometer in die Breite, fünfzehn Kilometer in die Länge. Zwei Felsenreihen, Dschag Nawas und Mandir, ragen als Inseln aus dem Wasser hervor und tragen aus weissem Marmor ausgeführt Prachtwerke der späteren brâhmanischen Baukunst. Die Erbauer sind Radschputs, Fürsten über Meywar, mit dem Titel Mahârâna. Amera (Umra, Regent von 1596—1620) baut die von Akbar, des Moghul-Kaisers in Dehli, Armeen schwer heimgesuchte Stadt schöner auf als sie war; seine Nachfolger fügen dem Palaste neue Flügel an, zieren Nawas und Mandir, wie die Seeufer mit königlichen Schlössern; in derselben Zeit, in welcher im Gangesthale die mohammedanische Technik Wunderbauten vollendet, erstehen hier, unbelästigt vom Glaubenshasse und der Zerstörungswuth der Moslims, Zierden der Hindu-Architektur. Den Anblick der Stadt mit der langen Reihe von Stufen, die zum Wasser hinabführen, zeigt unsere Ansicht des Petschola-Sees; auf diesem Bilde ist das grosse Häuserviereck mit der langen Mauer gegen Süden die fürstliche Residenz. An Höhe der Stockwerke, Umfang und orientalischem Luxus misst sich dieser Königsbau mit den grössten indischen Palästen (vgl. die zwei Tafeln „Palast

der Mahârâna" und „Palasthof in Udaipur"). Aus einem Hofe gelangt man in einen anderen, erst vor wenigen Jahren wurde für Gäste europäischer Abkunft ein eigener Bau hinzugefügt und es war am 23. November 1875, dass in der Person von Lord Northbrook der erste Vicekönig Udaipur die Ehre seines Besuches erwies und von dem eben grossjährig gewordenen Fürsten Gastfreundschaft annahm. Auf weiten Terrassen sind zwei Stockwerke hoch über dem Pflaster der Höfe Gärten angelegt und spenden Springbrunnen aus Leitungen Kühlung, deren Brunnstube auf dem sanft ansteigenden Hügel hinter dem Palaste liegt. Alle Mauern sind aus crystallinischem Marmor, der in vollkommener Weisse in vielen Steinbrüchen Radschputanas gebrochen wird; die Verzierungen und durchbrochene Gitter sind aus demselben Materiale gemeisselt. Fresken in lebhaften Farben schmücken die Wände der Säle. Mannigfaltiger ist der Baustil in den Gebäulichkeiten auf den beiden Inseln. Indische Vorbilder kommen zur Verwendung in der Landungstreppe auf Nawas (S. 7.): Elefanten, den Rüssel nach rückwärts gebogen, tragen den Oberbau. Die Dschaina-Architektur diente zum Muster der luftigen Säulenhalle auf einem Vorsprunge der Mandir Insel, die bezeichnend Sahib-khana „Wohnung des Gebieters" benannt ist (S. 5). Der Einfluss der mohammedanischen Architektur, wie sie an den Höfen der allmächtigen Moghulkaiser zu Dehli gepflegt wurde, macht sich sodann geltend in den Kuppeln der Dächer und in den Bogenlinien der Gallerien.

Die sorgfältig gepflegten Gärten weisen an Zierbäumen Palmen, Tamarinde, Banyane, Akazien, Mango und Ingwer auf; aus Tamariske, Brustbeere und verschiedenen Grewia Arten der Familie der Linden setzen sich die Gebüsche zusammen; in mächtigen Töpfen sind Gewächse der Tropen gezogen, welche in der kühlen Jahreszeit im Freien nicht ausdauern würden. Zahlreiche Barken und Boote tummeln sich auf der glatten Wasserfläche, Fische und Krokodile (Gaviale, vgl. Bd. 1, S. 206) bevölkern den Teich. Der Hindu hegt vor dem Krokodile abergläubische Furcht und scheut sich, die Thiere zu tödten. Es ist kein Märchen, sondern durch verschiedene Berichte beglaubigt und von meinem Bruder Robert im Magar Pir Teiche bei der Hafenstadt Karatschi (im Indusdelta), von Tod in unserem Petschola-Teiche beobachtet, dass es gelingt, die gefrässigen Krokodile an den menschlichen Ruf zu gewöhnen; durch regelmässige Fütterung sind sie so zahm zu machen, dass sie sich zu Dutzenden im Halbkreise um den Rufenden drängen, gewärtig des Bissens oder der zum Scherze vorgeworfenen aufgeblasenen Thierdärme. Wiederholt wurden Thiere durch vorgehaltenes Futter so lange ruhig erhalten, dass auf ihren Schädeln mit Oelfarbe heilige Sprüche und Hindugottheiten aufgetragen werden konnten. Im Petschola-Teiche hatte sich durch Mästung ihre Zahl so vermehrt, dass sie Badende anfielen und tödteten. Der am 7. Oktober 1874 im Alter von 27 Jahren verstorbene Fürst war durch den Umgang mit den englischen Beamten und Officieren an seinem Hofe so aufgeklärt worden, dass er den Freunden des Jagdsportes zur Wohlthat für die Stadtbewohner die Erlaubniss ertheilte, Krokodile zu tödten, und nun ist ihre Zahl zusammen geschmolzen; statt dem Rufe des Menschen zu folgen, meiden sie ihn und tauchen bei Annäherung von Booten unter.



Gartenthor zu Sikandra mit Wagenpark.

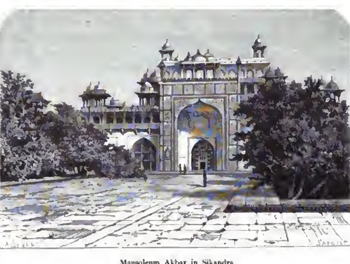
ZWEITES KAPITEL.

Hindostan.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, dass die Gebirgszüge des Himâlaya und der Suleimankette, welche den Süd- und Südostrand der Tafelländer im Inneren Asiens bilden, zugleich Indiens politische Grenze im Norden und Nordwesten abschliessen. Am Südfusse der nördlichen dieser zwei Gebirgsbarren, dem Himâlaya, dehnt sich, hinüber bis zur Suleimankette und östlich wie westlich bis zum Meere reichend, eine grosse Ebene aus, die indo-gangetische Senkung. Ihren Südrand bilden die Mittelgebirge, welche das Innere der indischen Halbinsel von Südwest nach Nordost durchziehen und an Alter der Gesteinsarten das nördliche Gebirge übertreffen; hart an den Ganges treten bei Benares die Ausläufer der Kaimurkette heran, das Tiefland ist hier auf die geringste Breite zusammengedrängt. In der geologischen Vorzeit hatte sich im Westen ein Arm der arabischen See einst hinauf bis an den Himâlaya erstreckt, erst allmählig füllten Ablagerungen des Indus und seiner mächtigen Zuflüsse den Meeresarm aus. Damals war da, wo jetzt der Ganges fliesst, das Land gehoben; dieselben geologischen Vorgänge, welche im Himâlaya die Erdkugel ausbauchten und die Berggipfel dort zur gewaltigen Höhe von 8837 Meter streckten, bewirkten, dass das Land am Gebirgsfusse niedergedrückt wurde. Diese Senkung

dauert in einer, dem Menschen allerdings unmerklichen Weise fort; eine Reihe von Thatsachen beweist, dass die alten störenden Gewalten noch jetzt in Thätigkeit sind.

Eine völlig ebene Fläche ist das indo-gangetische Tiefland nicht; die höchste Erhebung liegt am Fusse der Sewalik Berge (einem Parallel-Gebirge des Himâlaya zwischen den Flüssen Satledsch und Dschamna) bei 330 Meter; von hier senkt sich die Ebene langsam nach zwei Seiten hin. Das Industhal dacht sich nach Südwest ab, das Gangesthal nach Südost; die Folge ist, dass der Ganges in grösster Entfernung vom Gebirge fliesst, der Indus dagegen an den Fuss des sein Stromgebiet westlich begrenzenden Suleimangebirges gedrängt wird.[1] Bei Dehli hört die Kette älterer, submetamorphischer Gesteinsarten auf, die als Verlängerung der Arawali-Kette von Süden herauf bis hieher sich fortsetzten; als leichte Anschwellung, vom unbewaffneten Auge als Unterbrechung der Ebene nicht erkannt, die nirgends höher als 20,4 Meter sich über das Niveau der sie begrenzenden Flüsse erhebt, zieht sie in einer Höhe von 240 bis 300 Meter nordwestlich weiter und bildet die Wasserscheide zwischen den Flusssystemen des Indus und und des Ganges.


Mausoleum Akbar in Sikandra.

Von Britisch Indien entwässert der Indusfluss rund 400,000 Quadratkilometer; ebensoviel entfällt vom Ganges, das Delta und die Gebirgsländer mit abgerechnet, auf die Ebenen am Südfusse des Gebirges, und dieses Gebiet, das an Ausdehnung ziemlich Westeuropa gleichkommt (Grossbritannien mit Frankreich, Belgien und Holland), ist Hindostan (Hindustan), „das Land der Hindus", der innerhalb seiner Grenzen zu Indiern gewordenen Arier. Hindostan ist ein Wort der neupersischen Sprache. Seit ältester Zeit in zahlreiche Königreiche aufgetheilt, waren es unter allen indischen Königen zuerst (1555) die Moghulkaiser tatarischer Abkunft, welche ihrem gangetischen Reiche mit dem Herrschersitze in Dehli den Namen Hindostan gaben. Die Engländer, die Erben ihrer Herrschaft, brachten unter ihren indischen Unterthanen den Namen ausser Gebrauch; die nüchterne fremdländische Bezeichnung: Nordwest-Provinzen (North-West Provinces) ist an seine Stelle getreten. In der Literatur, wie im internationalen Verkehre lebt der Name Hindostan noch fort, bezeichnet aber dann nicht die indo-gangetische Ebene, sondern ganz Vorderindien vom Fusse des Himâlaya hinab bis zum Kap Komorin, der Insel Ceylon gegenüber.[2]

Hindostan hat im Ganzen ein tropisches Klima; nur in der kalten Jahreszeit, vom Oktober bis April, ist das Klima mehr milde als heiss zu nennen, die Luft ist dann erfrischend, kühl und trocken. Der Nordländer kann sich in dieser Zeit ein besseres Klima nicht wünschen; gegen das Ende der kalten Jahreszeit stellen sich einige Schauer ein, deren Eintritt der Landmann zur Befruchtung seiner Saaten sehnsüchtig entgegen sieht. Die heisse Jahreszeit dauert von April bis

[1]) Wäre der Wasserabfluss der Suleimankette so reich, als jener des Himâlaya, so müsste der Indus durch die Geschiebe seiner rechtseitigen Zuflüsse allmählig vom Gebirge abgedrängt werden, wie der Ganges; aber das Suleimangebirge ist nahezu regenlos.

[2]) So findet sich noch in den neuesten amtlichen Verzeichnissen der Länder, für welche der Tarif des Weltpostvereins gilt, bei „Britisch Indien" der Zusatz „Hindostan und Britisch-Birma."

Juni; das Thermometer bewegt sich zwischen 30° Cels. (24° R.) und 43° Cels. (34 1/2° R.), das Mittel ist in der Gangesniederung 34° Cels. (27 1/2° R.). In diesen Monaten führen heisse Winde mit vorherrschend westlicher Richtung aus dem Pandschab und Radschputana bis nach dem mittleren Ganges hin Massen von Staub, durch welche die Sonne zuweilen stundenlang ebenso vollkommen verborgen wird, als durch schwere Regenwolken. Die Regenzeit zieht mit Ende Juni ein und dauert bis Oktober; die wässerigen Niederschläge schwanken in den Ebenen zwischen 760 und 1143 Millimeter und bewirken, dass der Monat Juli trotz des höheren Sonnenstandes, kühler ist, als der Juni. Wechselfieber sind sehr häufig in jenen Strichen, in welchen die Wasser der Flüsse den Feldern durch künstliche Kanäle über weite Strecken zugeführt sind. — Im Pandschab ist das Klima reicher an Gegensätzen. Die kalte Jahreszeit dauert dort länger und die Temperatur ist dann niedriger; dagegen ist im Sommer die Hitze grösser und in der Regenzeit die Regenmenge gering.

Die Landschaft entbehrt jedes Zuges von Grossartigkeit. Der Himmel, in der Regenzeit von prachtvoller Wolkenbildung, ist in der kalten Jahreszeit ewig blau, und wird später mit Zunahme der Hitze fahl; ein feiner, fast unmerklicher Nebel vermindert die Durchsichtigkeit der Luft. Pfützen und Moräste, Dschils, spiegeln die Himmelsfarbe wieder, wo sie nicht mit Schilf bedeckt sind; den Namen See verdienen diese Wasserflächen nur unmittelbar nach der Regenzeit. Waldungen fehlen, die Usar genannten Heideflächen, auf welchen man sie erwarten sollte, tragen nur kurzes, grobes Gras; dafür unterbrechen Gruppen von Nutzbäumen, unter denen Mangos am häufigsten auftreten, die geraden Linien der Ebene und bringen Abwechslung in die Landschaft. Die Farbe ersetzt, was den Formen an Schönheit fehlt. In den Gebüschen ist durch die nirgends fehlende Ueppigkeit reichster Blattentwickelung für grösste Mannigfaltigkeit gesorgt; kurz vor der Erndte ist der Blick auf die unermesslichen reifenden Getreidefelder unter unbewegtem Himmel bei aller Einförmigkeit überaus lieblich. Getreidefrüchte sind Mais und Hirse in vielen Arten, dann Reis, daneben baut jeder Bauer Oelfrüchte und mancherlei Gemüse, Baumwolle und Tabak; auf Indigo und Mohn zur Opiumgewinnung ist man im Grenzstriche gegen Behar eingerichtet. Die einzelnen Felder sind von winziger Grösse; Merh genannte, geebnete und von Buschwerk freigehaltene Raine bilden die Grenzen, liegen etliche Decimeter höher als die Felder und tragen die Gräben für die Bewässerungs-Anlagen.

An diese staubigen, durch ihre Ausdehnung überwältigenden Ebenen mit ihrem unter der Hitze zitternden fernen Hintergrunde knüpfen sich Tausende dunkler, vielfach schwer zu deutender Sagen und Ueberlieferungen, die zurückweisen in Zeiten, ehe es noch in der Geschichte der Menschheit zu dämmern beginnt. Auf längst vergessene Häuptlinge eines uralten Ackerbauvolkes, neben welchem wandernde Hirtenstämme über pfadlose Weidegründe zogen und ein ruheloses Leben führten, folgten die Arier. In Malwa an der Südwestgrenze von Hindostan beginnt der Kampf zwischen Priestern und Kriegern oder Brâhmanen und Kschatrias um den Vorrang in der Macht; in Hindostan wird er im Beginne des fünfzehnten vorchristlichen Jahrhunderts ausgetragen. Dieser ungeheure Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht droht in beiderseitiger Vernichtung zu enden. Seine Einzelheiten, wie sie uns in der altindischen epischen Literatur überliefert sind, erinnern unwillkürlich an die grossen Kämpfe zwischen der päpstlichen und kaiserlichen Macht im christlichen Mittelalter; aber der grosse Unterschied waltet im christlichen und indischen Grundcharakter ob, dass unter Christen alle Bestrebungen in der Demuth untergehen, welche die Gestaltung der höheren Fügung anheimstellt und nur nach dem göttlichen Gesetze handeln will. Bei dem Indier dagegen schärft eine in grossartiger Ruhe sowohl wie in unerschöpflichem Wandel unübertroffene Natur die Phantasie und erweckt das Verlangen, durch ausdauernde Wirksamkeit das irdische Sein gewaltsam zu vernichten, um das himmlische, ewige Selbst zu erreichen und der göttlichen Erkenntniss theilhaftig zu werden, selbst Gott zu sein.



Uferlandschaft und Badeplatz an der Dschamna bei Allahabad.

Der Adel ist in Hindostan wie in ganz Indien Grundadel. Der geringste Theil seines Besitzes ist Bapan oder ererbt. In unruhigen Zeiten wurden mit den Mannen des urväterlichen Besitzes Nachbardörfer mit Gewalt in Besitz genommen; die Erinnerung daran ist noch heute nicht verwischt, solcher Besitz heisst Daban. Mit Ueberschüssen der Rente erfolgte dann Kauf und dies ist der Molan-Theil des Grundbesitzes. Ein solcher Grundherr, der mindestens den Ehrentitel Babu, Herr (genauer dem englischen Esquire entsprechend) führt, ist von hohem Wuchse und kräftigem Körperbau; er neigt meist zu Fettleibigkeit, sein trotziges Gesicht ist von einem Vollbart eingerahmt oder bis auf den Schnurrbart rasirt. (Vgl. die Tafel des 1. Bd. S. 245). Früher hatte der Babu aus seinen Hintersassen eine stattliche Zahl von bewaffneten Dienstmannen gezogen, ritt selbst auf einem Elefanten einher und war in einer grösseren oder geringeren Anzahl von Dörfern mehr oder weniger unumschränkter Gebieter. Unter den englischen Gesetzen über die Rechte an Grund und Boden sind die einstigen Hintersassen als selbständige Herren anerkannt; in Folge ihrer Dienste während des Sipahi-Aufstandes von 1857/58 erhielten nicht Wenige Dörfer oder Titel zugelegt und der einstige Gebieter, welcher gewohnt war, sich von den Grundholden als ihre Vorsehung gepriesen zu hören, sieht jetzt ehemalige Untergebene gleich ihm mit Einladungen zum vicekoniglichen Darbar beehrt. Den Thâkurs, Babus u. dgl. ist durch die englische Verwaltung von den einstigen Untervasallen eine Recognitionsgebühr zugestanden, sie wird aber widerstrebend abgeführt und wenn die Zahlung auch erfolgt, ohne dass gerichtliches Anrufen stattfand, so sind die Beziehungen doch mindestens gespannt. Verschieden deutbare Verbindlichkeiten finden unter der englischen Verwaltung auf die Dauer ohne vorgängigen Rechtsstreit nicht Erfüllung. Lebhaftes Rechtsgefühl wird als Stufe in der Civilisation gepriesen und mit Recht so sicherlich da, wo, wie in Europa seit Jahrhunderten, der römisch-rechtliche Grundsatz von der Unverletzbarkeit des Eigenthums gilt; in Indien sind aber die Engländer die ersten Landesherren, welche individuelle Rechte am Grund und Boden anerkennen. Die gegenwärtige Freiheit in Anfechtung herkömmlicher Rechte hat ein durchaus schädliches Missbehagen in denjenigen Kreisen herbeigeführt, welche der Natur der Sache nach konservativ angelegt und zu Stützen der Regierung berufen sind. Mit den englischen Beamten sucht der Adelige auf gutem Fusse zu stehen; innerhalb des massiv steinernen Häusercomplexes ist ein Empfangssaal in europäischem Stile eingerichtet, die Wände behängt mit Bildnissen der englischen Kaiserin von Indien, mit Spiegeln und Wanduhren; polirte Stühle und Tische stehen umher. Der Hausherr oder mindestens ein höherer Hausbeamte spricht Englisch; bei Besuchen von Europäern wandern Cigarren und Champagnergläser umher, die Leitartikel im Hauptblatte der nächsten Provinzhauptstadt geben den Stoff zur Unterhaltung ab und ist der Gastgeber ein Khânzâda oder zum Islam übergetretener Râdschput guter Kaste, so bedauert er jetzt sicherlich, dass Lord Beaconsfield's Politik gegen die Türkei vom liberalen englischen Regimente nicht fortgesetzt wird. Der Hausherr sitzt dabei auf der Takhta genannten niederen Polsterbank, nicht auf Stühlen.

Die ältesten Königsgeschlechter in Hindostan heissen die Sonnen- und Mond-Dynastie. Namen wie Sage sind ohne Zweifel aus der Verehrung der Sonne und der Abwendung vom Sonnenkultus zu erklären. Die Könige des Sonnenvolkes hatten ihr Hauptreich im heutigen Audh, nördlich vom mittleren Ganges; die Hauptstädte der Mondkönige standen im Ganges-Dschamna Thale und waren das heutige Dehli im Westen, Patna im Osten. Die Thaten der Sonnenkönige sind im Râmâyana (Bd. 1, S. 130) verrherrlicht; diese Herrscher wollen die Helden gewesen sein, welche die Banner der Arier zuerst in die gesegneten Thalebenen des mittleren Hindostans wie hinab längst der Küste bis Ceylon trugen und die Städte gründeten, in denen die Brâhmanen gegen sie sich verschworen. Von den Mondkönigen bezwungen, verlieren die Fürsten der Sonnendynastie den Thron, ihre Unterthanen die Selbständigkeit. Einzelne unter den regierenden indischen

Fürstenhäusern zeigen Stammbäume auf, welche nach oben mit der Reihe der Sonnenkönige abschliessen. Die grösste Zahl von Ahnen wissen Râdschputfürsten von winzigem Gebiete in den äusseren Himâlayathälern zu zählen; im Kangrathale, Provinz Pandschab, das vom Bias-Flusse entwässert wird, regieren Fürsten von 470 Vorfahren aus ihrer Familie. Bei der Abgeschlossenheit dieser Thäler und der Erhaltung merkwürdiger patriarchalischer Sitten unter ihren Bewohnern gilt es dem Geschichtschreiber der Pandschab-Fürstengeschlechter [1]) als höchst wahrscheinlich, dass diese Dynastien bereits lange Zeit bestanden, als Moses die Israeliten aus Egypten führte oder die Griechen mit ihren Schiffen auf Troja hielten. Im Uebrigen sind aber alle alten Stammbäume — mit Ausnahme etlicher Fürstenfamilien im abgelegenen Radschputana — gefälscht. Es hält schwer, dem Indier die Ueberzeugung hiervon beizubringen, denn ihm gilt der Beweis, dass ein bestimmter Herrscher in historischer Zeit nicht ein und dieselbe Person mit dem gleichnamigen fabelhaften Könige der Sonnen- und Monddynastie sein könne für nichts, dagegen sehr viel der Mirasi oder Dorfchronist, der ohne zu stocken oder bei Wiederholungen sich zu versprechen, auf Jahrhunderte zurück bis zum fabelhaften Urahne die Empfänger der Dorfrente zu nennen weiss; der Hindu sieht keine geringe Bekräftigung dieser Reihen darin, dass die gegenwärtigen Bezugsberechtigten die Rente genau in denselben Quoten theilen, wie sie nach der Ueberlieferung unter die einstigen Grundherren getheilt wurde. In Hindostan kann unter dem Landadel Niemand den Anspruch darauf erheben, dass das helle Blut der alten Arier in ihm noch fortfliesse.

Vaterlandsliebe und Nationalstolz in dem Sinne, in welchem wir diese Worte gebrauchen, sind in Indien von geringer Bedeutung. Jede Familie lebt für sich, nur die Verwandten und nächsten Nachbaren nehmen an ihren Leiden und Freuden lebhafteren Antheil; das gesellige Leben geht in der Kaste auf, das politische kennzeichnet ein hoher Grad von Duldsamkeit und Gleichmuth. Man erträgt die Laster und Launen schlechter Gebieter so ruhig als die Wohlthaten einer guten Regierung; man forscht nicht den Gründen des Unterschiedes nach, kennt nicht das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe zu einem wohlwollenden Fürsten. Der Hindu blickt mit furchtsamer Scheu auf die Welt, in der er steht; die Unterthanen sehen Dynastien dahinsinken und entstehen, ohne als politische Parteien Stellung zu nehmen. Diese Eigenthümlichkeit im Hindu-Charakter hinderte die dauernde Bildung eines grossen indischen Staates; sie leistete der Kleinstaaterei Vorschub und diese wurde in Hindostan, das nach allen Richtungen hin leicht zugänglich ist, die Ursache, dass hier seit dem Beginne des eilften christlichen Jahrhunderts mohammedanische Eroberer aus dem westlichen, später dem inneren Asien volle acht Jahrhunderte herrschten.

Auf ihren Zügen nach Osten machten die Araber 683 Kabul tributpflichtig, im angrenzenden Sindh erlangten sie dauernden Einfluss 705: auf Befehl des Khalifen Walid drang Mohammed ben Kasim, Statthalter von Khorasan, vom Meere aus nach dem Indus vor, unterwarf sich 712 Multan und formte aus der neu eroberten Provinz drei Statthaltereien. Seine Nachfolger im Kommando eroberten die Halbinsel Gudscharat. Den verdrängten Fürsten gelang es wiederholt, die Fremdlinge zu verjagen, aber die Araber setzten sich immer wieder in den Besitz. 812 kam der erste Fall einer Auflehnung der Statthalter gegen die Khalifen vor, deren Macht erblasst war; die indischen Eroberungen wurden dadurch vom Hauptlande getrennt und gelangten ebenfalls zu Unabhängigkeit. Im Beginn des 11. Jahrhunderts wurden sie eine Beute des Sultan Mahmûd von Ghazni in Afghanistan, nahe der indischen Grenze, Gründer der Herrschaft der Ghasnawiden. Mit dem Zuge Mahmûd's nach Indien beginnt für Hindostan eine der entsetzlichsten

[1]) Lepel H. Griffin: The Rajas of the Panjab, zweite Ausgabe (London 1873). Der Autor, vom Bengal Civil Service und im letzten englisch-afghanischen Kriege Unterhändler mit Abdur Rahmân, ist im Dienste der Pandschab-Regierung mit allen fürstlichen Häusern der Provinz in persönlichen Verkehr getreten.

Perioden seiner Geschichte. Ein Monarch stürzt den anderen, keine Dynastie ist von Dauer, jede Thronbesteigung beginnt mit Verwandtenmord, mit Plünderung von Städten, Verwüstung des platten Landes und dem Hinschlachten Tausender von Männern, Frauen und Kindern der Anhänger des Vorfahren; buchtsäblich raucht während fünf Jahrhunderten das nordwestliche und nördliche Indien von der Menge des vergossenen Blutes. Die Eroberer dieser Zeit waren grösstentheils Afghanen; ursprünglich, Feueranbeter, später Buddhisten, überboten sie, zum Islam übergetreten, alle anderen Bekenner an Glaubenseifer. Die Angreifer blieben durch die Vorzüglichkeit der Reiterei, die bessere Uebung und Körperkraft auch grösseren Massen gegenüber Sieger; die Streitwagen der Indier waren schwer zu lenken, die entgegen gestellten Elefanten wurden scheu gemacht und brachten die eigenen Reihen in Unordnung.



Minar-Säule von Kutab bei Dehli (S. 30).

Mahmûd's Züge galten vornehmlich den reichen Ländern östlich und südlich des Indus; überall wurden die höchst verehrten Tempel, die blühendsten Städte aufgesucht, geplündert und eingeäschert, die Einwohner getödtet; war die Beute in der sehr starken Bergveste Ghazni in Sicherheit gebracht, so wurde zu neuen Plünderungen ausgezogen. An den Raubzug nach dem Küstenorte Somnath (in Gudscharat, westlich der portugiesischen Insel Diu gelegen) wurde im Jahre 1842 die Erinnerung durch einen feierlichen englischen Staatsakt erneuert. Mahmûd hatte zu Somnath den drei Meter über den Boden hervorragenden Stein-Linga (Bd. 1, S. 24, 146) zertrümmert und einen grossen Splitter in einer Moschee zu Ghazni als Trophäe aufstellen lassen; eben dahin wurden die Tempelthore aus Sandelholz verbracht. Als die Engländer 1842 Afghanistan besetzten, fanden sie die Thore in das Grabdenkmal von Mahmûd eingesetzt, die Lingatrümmer in der Moschee verwahrt. Der damalige Generalgouverneur Lord Ellenborough liess die Heiligthümer nach Indien zurückbringen, in der Erwartung, die Hindus dadurch an England zu ketten; in getragenen Worten wird in einer feierlichen Proklamation „den Prinzen, den Fürsten und dem Volke von Indien“ bekannt gegeben, „dass die vor acht Jahrhunderten erlittene Schmach durch

Englands Waffen gesühnt sei;" aber die Priester an dem wieder erstandenen Tempel zu Somnath wiesen den Stumpf des entweihten Heiligthums zurück und die öffentliche englische Meinung sprach sich gegen das ganze Unternehmen so ungünstig aus, dass die Thorflügel in der Empfangshalle (Dewan-i-khas) des Forts zu Agra Aufstellung fanden. Seither ist festgestellt, dass die Trophäe das alte Thor von Somnath nicht sein kann, denn das Holz ist Cedern von der Deodar-Art und nicht Sandel; die Schnitzereien der Füllungen geben die Holzschnitte am Schlusse des vorhergegangenen zwölften wie dieses Kapitels wieder.

Der erste fremdländische Fürst, der seine Residenz nach Indien verlegt, ist der Ghaznawide Masaûd (1098—1114), Lahor wird die Hauptstadt seines Reiches in den Indusländern. Kutb ed din (1206—10) verlegt die Residenz nach Dehli, und mit ihm beginnen die Sclavendynastien, so genannt, weil Sclaven innerasiatischer Abkunft vom Günstlinge zum Statthalter und dann zum Herrscher sich emporschwangen, nachdem sie ihren Herrn und dessen Familie durch eine Blutthat beseitigt hatten. Es kennzeichnet den nun folgenden Zeitraum bis zum Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, dass sechs Dynastien afghanischer Abkunft in Dehli sich folgten. Einige verdienten sich sehr traurige Beinamen, wie Brandstifter der Welt oder der Blutdürstige; stark vergrösserte seine Hausmacht Mohammed, der zweite König der Tughlak-Dynastie, unter ihm wurde 1347 der Kistna-Fluss die Südgrenze des Reiches. Die Macht der Tughlak-Könige (1320—1413) brach der Mongolenkaiser Timur (Tamerlan), einer der grausamsten und ungerechtesten Fürsten, von denen die Weltgeschichte berichtet. Nur vom 12. September 1398 bis 23. März 1399 dauert Timur's Aufenthalt in Indien, aber ein schreckliches Blutbad kennzeichnet seine Wege. Die tatarischen Völker pflegen aus den Köpfen der erschlagenen Feinde Pyramiden aufzubauen, die Grösse des Sieges wird nach der Höhe der Pyramide bemessen; um diese zu füllen, liess Timur wiederholt Wehrlose tödten.[1] Auf Timur's Wegzug folgt in Hindostan während eines und eines viertel Jahrhunderts eine Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung. Allerwärts bröckeln vom Dehli-Reiche Theile ab, erlangen Vasallen ihre Souverainität wieder, werden Grossgrundbesitzer zu regierenden Fürsten. Das Gebiet der einst allmächtigen Könige zu Dehli sank zeitweise auf den Umfang eines grossen Herrengutes zurück und grösserer Glanz als von Dehli strahlte damals von Centralindien (Malwa) aus, wo Mandu die Residenz mohammedanischer Fürsten mit dem Titel Schâh war und von Radschputana, wo der Mahârâna Sanga (Hindu) von Udaipur (S. 20) die Oberherrschaft erlangt hatte. Im Jahre 1526 erfolgt sodann durch Bâber die Gründung der Dynastie der Moghul-Kaiser und es beginnt der glorreichste Abschnitt in der Geschichte Hindostans. Diese Herrscher selbst legen sich den Titel Schâh, König, bei; in der Geschichte heissen sie von ihrer mongolisch-tatarischen Herkunft Moghul und diesem Worte wird das Beiwort gross vorgesetzt (Gross-moghul) in Anerkennung der Bedeutung ihrer Herrschaft für Indien. Bei allen Fehlern stiften die Kaiser dieser Dynastie auf verschiedenen Gebieten nachhaltend Gutes.

Sultan Bâber war von türkischer Herkunft und stammte in der sechsten Generation von Timur ab. Ursprünglich Fürst über Ferghana, das seit 1876 Russland einverleibte Königreich Khokand am oberen Sir Darja, stösst er auf seinen Zügen nach Süden 1518 zum erstenmale

[1]) In unserer eigenen Familie war unserem Bruder Adolf, geboren zu München am 9. Januar 1829, das traurige Geschick beschieden, mit seinem Kopfe zu einem solchen Wahrzeichen des Sieges beitragen zu müssen. Auf seinem kühnen Marsche von Indien nach dem chinesischen Turkistan war Adolf am 25 August 1857 nach Kaschgar, Hauptstadt dieser Provinz, gekommen. Hier gebot damals Wali Khân aus der alten Dynastie der Khodschas, deren Nachkommen 1757 vor den Chinesen nach dem westlich anstossenden Khokand sich geflüchtet hatten, von hier aus aber den Chinesen die Provinz Turkistan wiederholt streitig machten. Mitte Mai hatte Wali Khân die Hauptstadt Kaschgar durch einen Handstreich in seine Gewalt gebracht. Adolf, vor Wali Khân geführt, wurde auf dessen Befehl erdolcht, der Kopf abgeschlagen und der Schädelpyramide hinzugefügt, die ausserhalb der Stadt am Flussufer oberhalb der Kisilbrücke errichtet war. Wali Khân war ein Wüstling, dem Genusse von Bhang (einem Hanf-Präparate) ergeben und selten nüchtern; nur 115 Tage (vom Mai bis September 1857) gebot er in Kaschgar, aber wenige Herrscher haben dort in gleich kurzer Zeit so viel unschuldiges Blut vergossen als dieser. Einige Jahre später im Gefolge Jakub Beg's nach Kaschgar zurückgekehrt, ereilt Wali Khân sein Geschick; am Schauplatze seiner Verbrechen wird er von einem gedungenen Mörder getödtet.



Prinzen des kaiserlichen Hauses der Moghuls.

auf Gebiete der Könige zu Dehli. Viermal nöthigen Bâber Unruhen in seinem Rücken, vom Zuge nach Hindostan abzustehen, 1526 rückte er dann vor Dehli und besiegte mit einem Heere von nur 12,000 Mann das zehnmal stärkere Heer von Ibrahim, dem dritten Könige der Lodî-Dynastie, der letzten Königsreihe afghanischer Abkunft. Die Râdschput-Fürsten von Râdschputana, die sich mit ihren Mannen ritterlich um Mahârâna Sanga geschaart hatten, suchten Bâber vom Throne zu stürzen. In der Ebene von Agra bei Fathipur Sikri (südwestlich der Stadt) stossen die beiden Heere 1527 zusammen. Bâber vernichtet mit seinen frisch aus Centralasien herübergekommenen Soldtruppen die Râdschputs; für immer ist das nördliche Indien Königen des Hinduglaubens entrissen. Bâber war, verglichen mit Timur, ein milder Eroberer; er starb 1530 zu Agra.

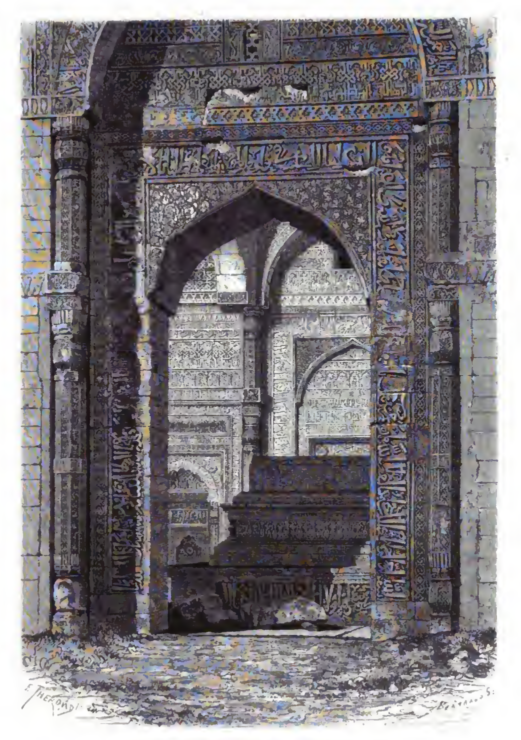
Humâyûn, Bâber's Sohne, wird die Herrschaft ein Jahrzehent lang streitig gemacht; nur zwei Jahre erfreut er sich des wieder erlangten Besitzes und stirbt 1556. Der Zwischenkaiser Schîr Schâh verewigt sich dadurch, dass er die Silbermünze Rupi schuf, die noch heute die Grundlage des englisch-indischen Münz-Systemes ist. Humâyûn folgt, erst 14 Jahre alt, sein Sohn Akbar, unstreitig der bedeutendste vorenglische Monarch Indiens; er führt bis 1605 das Scepter und hatte Zeit, das Reich abzurunden, es im Inneren auszubauen. Akbar ist der erste Kaiser dieser Dynastie, der sich seine Gemahlinnen aus den Töchtern des Landes nimmt; er erkannte, dass, wer über die Hindus herrschen wolle, die Moslims nicht als bevorzugte Klasse behandeln dürfe, sondern alle Unterthanen zu einer einheitlichen grossen Nation mit gleichen Rechten und Privilegien umwandeln müsse. Akbar hielt mit Recht dieses Ziel nur erreichbar, wenn sich Hindus wie Moslims ein nationaler Enthusiasmus und religiöse Duldsamkeit einhauchen liesse, die das Gute in jedem Glauben anerkennen und besserungswürdige Grundsätze ausbauen. Zu diesem Zwecke hielt Akbar während seines Aufenthaltes in Lahor (1584—98) theologische Disputationen, zu denen aus Goa sogar christliche Missionäre vom Orden Jesu berufen wurden[1] und duldete keine mohammedanische Proselitenmacherei; die Zahl der convertirten Hindus ist unter seinem Regimente gering. Akbar hinterliess seinem Sohne Dschehângîr ein wohl geordnetes Reich und einen best bestellten Haushalt; der neue Kaiser war aber ein grausamer Wüstling, der sich nicht weniger als zwanzig Frauen nahm, und seine Hände mit Blut besudelte. Auf äussere Pracht hielt dieser Kaiser und noch mehr sein Sohn und Nachfolger Schâh Dschehân, 1627—58; dieser liess sich den Pfauen-Thron bauen im Werthe von 48 Millionen Mark, schmückte in der ersten Zeit seiner Regierung Agra mit seinen noch heute angestaunten Prachtbauten und gab 1635 den Befehl, Dehli um seinen nach ihm genannten Stadttheil zu vergrössern. Unter seinem Regimente erfreute sich Hindostan einer Regierung, die zwar in einem modernen europäischen Staate nicht befriedigen würde, die aber für die dortigen Verhältnisse eine milde genannt werden muss und sich am meisten mit der des römischen Kaisers Severus (geb. 141, gest. 211 nach Christus) vergleichen lässt. Schâh Dschehân's Sohn Auringzeb (1658—1707) bekundete seinen ränkesüchtigen Charakter noch bei Lebzeiten des Vaters durch dessen Gefangenhaltung während sieben Jahren. Auringzeb brachte die ersten Jahre in Agra zu und residirte später in Dehli; er brach mit dem Brauche, dass der Kaiser seine Gattinnen aus Hindu-Familien nehme. Auringzeb war nur der Islam werthvoll, die Hindus wurden um ihrer Religion willen bedrückt; nach Laune, nicht nach staatsmännischen Erwägungen, werden politische, schwer wiegende Entschliessungen erlassen. Die Grenzprovinzen waren in fortwährender Auflehnung begriffen; in den letzten fünfzehn Jahren seiner Regierung war der Kaiser von der Residenz fast beständig auf Kriegszügen abwesend, konnte aber seinen vier Söhnen ein Reich hinterlassen, das vom 10. bis zum 35° nördlicher Breite reichte und fast ebenso viele Längegrade einschloss. Mit seinem Tode erlosch der Glanz des Reiches der Timuriden in Hindostan; das nördliche Indien hört auf von einem einheitlichen Willen regiert zu sein, bereits Auringzeb's

[1]) Vgl. Akbar, ein indischer Roman, deutsch von A. Schneider (Leipzig 1877).

Sohn Bahâdur Schâh (1707—12) sah als Regent weder Agra noch Dehli, die bisher den Kaisern als Residenzen dienten und starb in Lahor, der Hauptstadt der Provinz Pandschab. Töchter von Hausdienern, Mundköchen u. dgl. werden von Emporkömmlingen als ihre Gemahlinnen auf Throne gesetzt, ganz kleinliche Vorkommnisse machen die Hofgunst verscherzen; so hatte 1756 die Ermordung eines Lieblings-Eunuchen der Kaiserin-Mutter zur Folge, dass dem Nawab von Audh die Würde des Wazir oder ersten Ministers vorübergehend entzogen und dieser dadurch in die Opposition getrieben wird. Das Pandschab reissen die Sikhs ab, Hindus, die auf der Grundlage einer neuen Religion zur Nation zusammenwachsen; in Centralindien setzen sich Marâthen fest, in Radschputana erstarken Râdschputs, erheben die bisher unterdrückten Dschats ihr Haupt. Vicekönige werden Souveraine, Abenteurer gründen Dynastien.

Schâh Alâm ist der erste Kaiser der Moghul-Dynastie, welcher bei den Engländern Hilfe sucht. Bei Uebernahme der Regierung (1759) Staatsgefangener des ehrgeizigen Nawab von Audh, Vicekönig seines Hauses, begibt sich der Kaiser 1764 in das englische Lager bei Benares, wendet sich aber von den Engländern ab, als das Directorium der ostindischen Kompagnie die Abmachungen mit dem Schâh als lästig und zwecklos aufhebt. Der Kaiser wirft sich jetzt den Marâthen in die Arme. Diese hoffen die Scharte von Panipat auszumerzen (Bd. 1, S. 87) und die Erben des Thrones der Moghulkaiser zu werden, wenn sie statt der Engländer dem schwachen Kaiser zu einer Scheingewalt verhelfen; am 25. Dezember 1771 zieht unter ihrem Schutze Schâh Alâm feierlich in Dehli ein, bleibt aber Gefangener der Marâthen und wird aus dieser Lage erst 1803 durch die englische Armee erlöst, die nun Dehli für die ostindische Kompagnie in Besitz nimmt. Schâh Alâm stirbt als englischer Staatspensionär zu Dehli am 6. November 1806; eben dort residirten Akbar II. und Bahâdur Schâh, letzterer Familienoberhaupt seit 1837. Beiden Prinzen wird englischerseits der Titel König zugestanden und für den Palast in Dehli volle Jurisdiktion gewährt. Vom Aufstande von 1857 hofft Bahâdur Schâh Wiederberufung zur Herrschaft über Hindostan, wird aber nach Niederwerfung der Rebellion als Staatsverräther gegen England förmlich in den Anklagestand versetzt, zur Deportation verurtheilt und nach Rangun in Hinterindien (an der Mündung des Irawadi in das Meer) verbracht. Hier stirbt Bahâdur am 7. November 1862. Sein Sohn Fîroz Schâh entflieht, erreicht über Centralasien nach manchen Schicksalsschlägen Mekka, lebt dort kümmerlich von einem Gnadengehalte des Grossscherif und stirbt dort am 17. Dezember 1877. Die übrigen Verwandten entfernteren Grades der alten Grossmoghule leben als britische Pensionäre in Benares in einem einfachen Palaste am Schiwala Ghat mit dem Ausblicke auf den Ganges. — Einstige Diener und Günstlinge sind zu königlichen Ehren gelangt und haben die ursprünglichen Schenkungen auf die Nachkommen vererbt; der Stern der früher allmächtigen Timuriden ist dagegen erblichen vor den Thaten Englands und hart fällt das Geräusch der Welt an das Ohr der letzten Vertreter dieses Stammes. Wir bringen als besondere Tafel ein Gruppenbild der Mirzas oder Prinzen in Benares; freudelos ist ihr Blick, in Einsamkeit fliesst ihr Leben dahin.

Von den Königen mohammedanischen Glaubens stammt der Ruhm Hindostans an Prachtwerken der Baukunst. Den Stil dieser Bauwerke bezeichnet man meist indisch-saracenisch, aber dies ist zu allgemein; denn die indisch-mohammedanische Bauperiode machte verschiedene Stufen durch und jede ist gekennzeichnet durch Verarbeitung fremder Ideen durch Hindu-Handwerker, die nicht originell sein wollen, aber ihre werthvolle, dabei äusserst billige Arbeit darreichen für die Ausführung der Aufträge ihrer mohammedanischen Gebieter. Die älteste Bauperiode, jene der Ghori Sultane von 1193—1290, nimmt ihren Anfang mit Kutb ed din; unter ihm wird der Grundstein gelegt zum Kutab Minar genannten Thurme, von dessen Zinnen die Gläubigen zum Gebete gerufen werden, und entstehen die Bogengänge, von denen das Titelbild zum ersten Bande einen wiedergibt. Diese Säule (siehe S. 27) gehört zu den grössten alleinstehenden Thürmen der



Grabmal des Kaisers Altamsch in Kutab bei Dehli.

Erde; sie misst vom Sockel bis zur Spitze 72 Meter; der Durchmesser ist am Fusse 13, an der Spitze 2,9 Meter; das Ganze ist in fünf Stockwerke abgetheilt und reich mit Inschriften und Versen aus dem Koran geschmückt. Der Thurm wurde im ersten Jahrzehnte des dreizehnten christlichen Jahrhunderts begonnen und unter Kaiser Altamsch (1211—36) vollendet; eine Inschrift über der Thüre zum fünften Stockwerke gibt bekannt, dass ein Blitzstrahl die Säule traf, dass aber Kaiser Fîroz Schâh 1368 den Schaden ausbesserte. Die Kuppel am Fusse der Säule ist das Dach einer Moschee; vor ihr liess Kutb ed din eine Riesenmauer ziehen, von sieben majestätischen Bogengängen überragt. Diese Bogen haben die gewaltige lichte Höhe von 16,1 Metern bei 6,66 Meter Breite; durch ihre gigantischen Oeffnungen betraten die ersten Bekenner des Islams von Dehli eine Halle von 41 Meter Länge bei 10,6 Meter Tiefe, von fünf Reihen der schönsten und feinst ausgearbeiteten Tragpfeilern gestützt, die aus Hindutempeln hieher versetzt waren. (Vgl. das Titelblatt). Von Kaiser Altamsch rühren sodann Ergänzungsbauten her zur Vergrösserung der



Moschee von Altamsch in Kutab bei Dehli.

Moschee; nur Trümmer bezeugen noch, dass sie nicht weniger grossartig angelegt waren, als Kutb ed din's Mauer.

Die Hindu Baumeister kannten Tonnengewölbe aus aufrecht gestellten, schräg behauenen Steinen nicht; ihre Bogenlinie gleicht dem Bienenkorbe und wird gebildet durch horizontal gelegte, übergreifende Kragsteine. Unter den Musalmanns tritt an Stelle der technisch einfachen Hindu-Architektur der Spitzbogen. Unvollständig kommt die neue Richtung zum Ausdruck in dem grossartigen Grabdenkmale des Kaisers Altamsch. Erbauer sind sein Sohn und seine Tochter Riziah, die einzige weibliche Regentin in der langen Reihe mohammedanischer Herrscher und hierin Vorläuferin der Königin Victoria als Kaiserin in Hindostan. Das Bauwerk ist gering an Umfang, aber mit Säulen, Inschriften und Arabesken überreich und geschmackvoll geziert. Neben Sandstein kommt zum erstenmal weisser Marmor zur Verwendung, der später in Agra

ausschliesslich das Baumaterial liefert. Jetzt ohne Dach ist die bisherige Annahme, dass das Gebäude niemals gedeckt gewesen sei, widerlegt durch das Auffinden von Kragsteinen, auf welche weitere Steinquadern aufgelegt wurden, bis sie allmählig zur hohen Kuppel sich zusammenschlossen.

Nicht weniger ängstlich bemüht, seinen Namen in glänzenden Bauwerken zu verewigen, ist Ala ud din Mohammed Schâh (1296—1316), Nachfolger von Kutb ed din, der Herkunft nach gleichfalls Sklave und als Regent tyrannisch und grausam. Von Ala ud din stammt der prachtvolle Thorweg in Kutab, das vollendetste Bauwerk in der älteren, mit der zweiten afghanischen Dynastie schliessenden Bauperiode. Der ganze Thorbau ist ein Quadrat von 17,3 Meter Seite an der äusseren Wand, das Mauerwerk ist 3,3 Meter dick. Auf jeder Seite ist in der Mitte ein hoher Thorbogen ausgespart; die Ecken sind durch Nischen abgeschrägt, deren jede in fünf sich verjüngenden Spitzbogen zum Mauerkranze emporstrebt. Die Mauerflächen neben den Thoren sind durch Nischen mit Fensteröffnungen unterbrochen und diese durch Gitter aus behauenen Steinquadern geschlossen. Alle Wände sind mit feinster Steinhauerarbeit aus weissem Mamor reich verziert; dem Bogenstil diente der Pferdefuss zum Muster.

Kennzeichen der nächsten Bauperiode unter den Tughlak-Sultanen sind schräge Mauern, ungewöhnliche Dicke der Vierung, zugespitzte Bogen und Füllung der Nischen und Fensteröffnungen mit Gittern aus weissem Marmor; auch gebrannte und verglaste Ziegel finden Verwendung. Das Haupt-Kunstwerk dieser Zeit ist das Grabdenkmal des Kaisers Mohammed ben Tughlak (siehe Bd. 1 S. 116); es wurde zwischen 1321—23 von demselben Kaiser, dessen Ueberreste darin beigesetzt sind, erbaut und steht in der nach dieser Dynastie genannten Veste Tughlakdabad bei Dehli. Während Mausoleen der nachfolgenden sesshafteren und friedliebenderen Fürsten in freundlichen Gartenanlagen stehen, erbaut sich dieser streitbare Fürst sein Grabdenkmal in seiner starken Festung und umgiebt es mit Mauern und einem Wassergraben. In der zweiten Hälfte dieser Dynastie kommen die Gitter aus weissem Marmor ab, dafür werden die Wände dick mit Mörtel beworfen, dieser in Verzierungen aufgetragen und übermalt. Ein überaus massiges Gebäude dieser Art ist der, Veste (Kotila) genannte, quadratische Unterbau, welchen Kaiser Firoz Schâh (1351—88) südlich der heutigen Stadt Dehli am linken Dschamna-Ufer erbauen liess. Damals stand in Topur Suk am rechten Dschamna-Ufer, wo der Fluss aus den Siwalik-Vorbergen des Himâlaya heraustritt, eine Säule aus röthlichem Sandsteine, fein polirt und mit Inschriften bedeckt. Asoka, von 215—256 vor Christus König in Magadha mit der Hauptstadt Pâtaliputra (Patna), hatte auf künstlichen Säulen, wie diese, und auf anstehendem Gestein Inschriften einhauen lassen des Inhaltes, dass wichtiger als geistloser Opferdienst Erfüllung der Pflichtgebote der Sittenlehre sei; empfohlen wird den Unterthanen vor blutigen Opfern Gehorsam, den Eltern Liebe zu Kindern, Freunden und Dienern; Ehrerbietung sei zu erweisen ehrwürdigen Alten, Brâhmanen und buddhistischen Mönchen; ermahnt wird zu religiöser Duldsamkeit und Bethätigung der Wohlthätigkeit. Bei einer Bereisung der nördlichen Distrikte hatte Kaiser Firoz Schâh diese Säule gesehen und ihre Ueberführung nach Dehli beschlossen. Nach Ausgrabung wurde der Steinblock auf einen Wagen von 42 Rädern gehoben, 200 Menschen zogen an jedem Rade; an das Ufer der Dschamna gebracht, wurde der Monolith auf Schiffe verladen und nach Dehli hinabgeführt. Hier wurde als Sockel ein vierseitiger Unterbau aus drei sich verjüngenden Stockwerken von Gewölben aufgeführt; die Steine, unbehauene Bruchsteine, sind unregelmässig in dicke Lagen eines überaus harten Mörtels gebettet, die Gewölbe durch Rippen verstärkt. So oft ein Stockwerk vollendet war, zog man den Monolithen empor, und brachte ihn schliesslich in eine senkrechte Lage; sodann wurde auf der Plattform eine Gallerie aufgesetzt, unter welcher man geschützt vor den Sonnenstrahlen einen weiten Ueberblick über den Fluss und die vorgelagerte Ebene genoss; in den vier Ecken des obersten Stockwerkes waren Thürme mit niederem gewölbtem Dache angebracht. Das obere Ende



Fîroz Schâh's Kotila bei Dehli mit der Säule Asoka's.

der Säule wurde bei der Aufrichtung mit einem Aufsatze aus Stein geziert und darin eine goldene Spitze versenkt, wovon die Säule im Volksmunde den Namen der goldenen, Mînâr Zarin, erhielt und noch heute trägt; 1611 sah der Engländer William Finch den Aufsatz noch, seither ist er abgebrochen. Unsere Tafel zu dieser Seite zeigt den pyramidenartigen Unterbau mit zwei noch stehenden Pfeilern der einstigen Gallerie und einen Eckthurm. Der Mörtel ist abgefallen, die Gewölbe absichtlich beschädigt und der Bau vom Zahne der Zeit zernagt; er entging aber mit der in ihn eingesetzten Säule der Zerstörungswuth von Timur. Die hohen Mauern seitlich der Pyramide sind die Reste des von Fîroz Schâh erbauten Palastes; das Stadtviertel dahinter hiess Fîrozabad, ganz Dehli zählte unter diesem wohlwollenden Fürsten 350,000 Einwohner. Die Säule ist 12,9



Humâyûn's Grabdenkmal bei Dehli.

Meter hoch und trägt acht Edikte Asokas an seine Völker; der unbehauene Schaft steckt 1,2 Meter im Mauerwerke.

Der neuere Baustil der Moghul-Zeit kommt in Hindostan zum Durchbruch in Kaiser Humâyûn's Grabdenkmal; dieses steht gleichfalls bei Dehli, südlich von Fîroz Schâh's Etagenbau. Begonnen von Hadschi Begum, Wittwe von Humâyûn, vollendet es Kaiser Akbar; die Erbauung nimmt sechzehn Jahre in Anspruch, beschäftigt dauernd zweihundert Steinmetzen und kostet dem kaiserlichen Schatze einen baaren Aufwand von drei Millionen Mark; dabei war der Taglohn der Arbeiter nur zehn Pfennige. Das Gebäude ist ein Viereck mit abgestumpften Ecken und steht auf einer gemauerten Plattform. Das Hauptgebäude ist von einer Kuppel gekrönt und diese auf einen Schaft aufgesetzt, der verschieden von den Bauwerken der nachfolgenden Zeit noch kurz ist; die Kuppel ist ein Halbkreis und nähert sich der späteren Birnenform noch nicht. An die mittlere Halle sind vier Seitenkammern angesetzt, jede mit einem eigenen majestätischen Portale; die Wände sind von Fensteröffnungen durchbrochen. Zum ersten Male sind auf die

Nebenbauten Thürmchen aufgesetzt, die von nun an eine so charakteristische Beigabe aller Bauten des nördlichen Indiens werden und eine mannigfache Stilisirung erfahren; sie bilden bald aufgesetzte Verzierungen, bald Eckthürme, wie im Mausoleum für Mohammed Ghose, einen der Räthe Akbar's, welchem der Kaiser in seiner Trauer über den Verlust dieses Mannes in Gwalior, Centralindien ein Grabdenkmal setzte (S. 35). In Humâyûn's Mausoleum liegen die irdischen Reste des Kaisers, der 1554 verstarb, unter dem Kuppelbaue; in den Nebenkammern sind in eben so viel Gräbern aus Marmor fünf Kinder und vierzehn Anhänger an die Sache ihres Herren bestattet. Im Jahre 1857 diente die Mittelhalle den Kindern des Rebellen-Kaisers Bahâdur Schâh auf kurze Zeit zur Zufluchtsstätte. — Die sonstigen Bauten Akbar's und seiner Nachfolger bis Auringzeb, mit welchem politisches Ansehen wie Kunst zum Stehen kommen, lernen wir im nächsten Kapitel kennen; hier ist zur Vergleichung des Stieles das Eingangsthor zu dem Kleinode Sikandra bei Agra eingestellt, in dessen Garten Kaiser Akbar sein berühmtes Mausoleum (S. 23) hat. Die Ansicht an der Spitze des Kapitels zeigt das Thor von aussen, mit dem Wagenparke eines reisenden Fürsten; seinen vollen Anblick von der Gartenseite aus gewährt das Bild der nächsten Seite. Die Minaretthürme, die im Humâyûn's Grabmal nur angedeutet waren, sind hier zur hohen Säule ausgebildet.

Mit Gründung afghanischer Reiche beginnt in den Ganges-Ländern die Einführung des Islam. Vor der Spitze des Schwertes beugten sich die Hindus; es dauerte aber bis zum strengen Regimente des glaubenseifrigen Moghulkaisers Auringzeb (1658—1707), dass Uebertritte massenhafter wurden. Die Volkszählung von 1872 ermittelte im englischen Indien 40,8 Millionen Mohammedaner; hievon treffen auf die Ganges-Indus-Länder 36 Millionen. Für die Vasallenstaaten fehlen noch Angaben. In Hindostan übersteigt das Verhältniss der Moslims zu den Hindus nirgends 33 Prozent, in der Umgebung der alten Kaiserstadt Dehli bilden sie sogar nur 20 Prozent.

Der Grundadel liess ein Familienmitglied zum Islam übertreten, um am Hofe eines mohammedanischen Gebieters einen Fürsprecher zu haben. So heisst es für Audh: „Frägt man einen ehrwürdigen Hindu-Aeltesten guter Kaste nach dem Anlasse, aus welchem Verwandte der Familie Mohammedaner wurden, so wird man immer die Antwort erhalten, dass einst ein tyrannischer Moghul-Beamter beim Barte des Propheten unter fürchterlichen Verwünschungen verlangte, dass einer ihrer Angehörigen den Islam annehme; nach der Familienchronik wurde sodann unter Wehklagen der Uebrigenan einem und dem andern feierlich die Beschneidung vorgenommen. Diese Sorte von Mohammedanern behielten die Beschneidung bei und beten in einer Moschee statt in einem Tempel; im Uebrigen aber sind sie in Sitten und Gebräuchen vom Hindu nicht zu unterscheiden.“ Aus denselben Erwägungen ordneten 1857 während des Sipahi-Aufstandes sehr viele Grossgrundbesitzer ein Mitglied in das Lager der Rebellen ab und liessen ein anderes bei den britischen Truppen residiren, um sich ihre Besitzungen zu sichern, möge die eine oder die andere Partei siegen.

In den unteren Schichten der Hindubevölkerung entstand der Drang nach Religionswechsel aus dem Wunsche, in der Gesellschaft einen höheren Rang zu erklimmen. In Unterbengalen erstreckt sich von Calcutta nördlich bis zum Himâlaya, östlich bis zu den Jagdvölkern an der birmanischen Grenze ein breiter Streifen Landes, von dessen dichter Bevölkerung durchschnittlich 70 Prozent Mohammedaner sind. Diese mit dem Blute vorarischer Einwanderer stark vermischten Bewohner sahen sich durch hinduisirte Arier von Grund und Boden verdrängt und zu Leibeigenen der herrschenden Rasse herabgedrückt. In der neuen gesellschaftlichen Ordnung war ihnen kein Platz eingeräumt, sie galten in den Augen ihrer Gebieter als verächtliche Wesen (vgl. die Band 1, S. 216 besprochenen Tschandâla). Eingeengt südlich durch das Meer, östlich durch Gebirge, war diesen Unglücklichen die Möglichkeit entzogen, vor ihren von Westen heranziehenden Verfolgern noch weiter zurückzuweichen; als dann Mohammedaner aus den mittleren Gangesländern mit dem Schwerte und dem Koran vordrangen, mussten sie als Retter erscheinen, brachten sie doch

eine Religion und eine gesellschaftliche Ordnung mit, in welcher die landsässige Bevölkerung eine Stellung einnehmen konnte, gleich, wenn nicht noch besser als jene ihrer bisherigen Tyrannen. Es bedurfte keines Zwanges zur Bekehrung, Zeit und Umstände waren der Wandelung günstig. Dieselben Ursachen leisten unter der bäuerlichen Taglöhner-Bevölkerung im südwestlichen Indien dem Uebertritte zum Islam noch in der Gegenwart Vorschub. Im Küstendistrikte Malabar ist hiedurch der Prozentsatz der Mohammedaner auf ein volles Viertel der Gesammtbevölkerung gestiegen. Von den Grundbesitzern des Hindu-Glaubens in einem Zustande der Hörigkeit gehalten, der so schlimm ist als Sklaverei, tilgt die Annahme des Islam die der dienenden Klasse von Geburt anklebende Kastenunreinheit, die sie in den Augen ihrer Gebieter so geringwerthig und verabscheuungswürdig macht. Die Grundbesitzer bieten Alles auf, um die Annahme des Islam



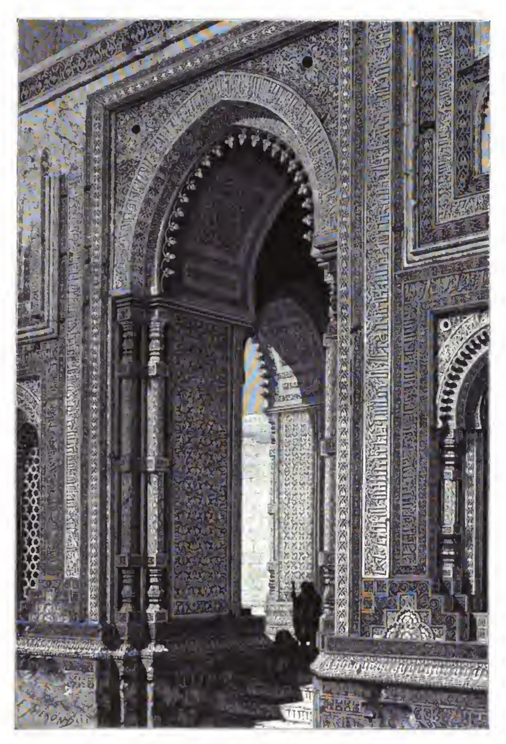
Grabdenkmal von Mohamed Ghose in Gwalior (S. 34).

zu hindern, mit welcher die alte Willigkeit und Unterwürfigkeit ein Ende nimmt; die neuen Moslims werden sofort aus der Hütte und von dem Lande getrieben, das der Familie bisher Nahrung gab, der englischen Regierung aber trug solche Rücksichtslosigkeit die blutigen Aufstände der Mapillas ein (Bd. 1, S. 125), deren Reihen die Konvertirten füllten. — Unlauter sind die Motive, aus welchen zuweilen Europäer zum Islam übertreten; das widerliche Schauspiel der feierlichen Einführung in die neue Glaubensgemeinschaft wird jetzt europäischen Stationen seltener geboten, seitdem die Polizei Neubekehrte wiederholt von der Feier wegholte, um sie wegen Betrügereien oder als Landstreicher zur Rechenschaft zu ziehen.

Mit Annahme des Islam legt sich der Bekenner einen mohammedanischen Namen bei; in dem Wunsche sich bei diesem Anlasse so viel Ehre anzuthun als möglich, werden hochtrabende Namen angelegt. In Hindostan wie Südindien wird die Familie als Schaikh oder Sayad ausgegeben; im Pandschab ist Pathan hoch angesehen, in den Hauptsitzen der Moghulherrschaft Moghul.

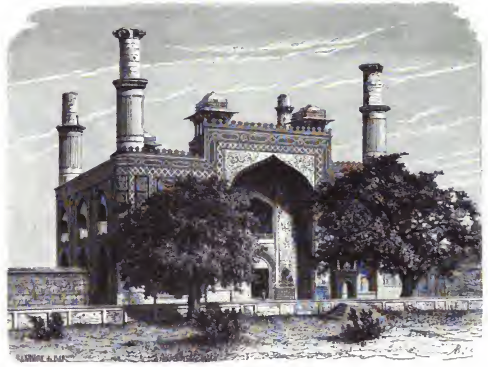
Schaikh zeigt ursprünglich die direkte Abstammung an vom Stifter des Islam oder einem der ersten drei Khalifen; Sayad wurden anfänglich die Nachkommen von Ali, dem vierten Khalifen genannt, die sich von ihm durch dessen Enkel Zain-al-Ali-din, Sohn von Husain Ali's zweitem Sohn, ableiten. In Indien zählt man 4,6 Millionen Schaihks, 789,300 Sayad; die Träger dieser Titel haben aber nicht das mindeste Anrecht auf die Abstammung von so hochstehender Seite. Anders unter Pathan; diese sind grösstentheils Nachkommen der afghanischen und persischen Eroberer, sitzen am dichtesten im Pandschab, dann zu beiden Seiten des Ganges hinab bis Bengalen und haben sich als fleissige unverdrossene Ackerbauern geachtet gemacht; ihre Gesammtzahl erreicht 1,5 Millionen. Nur 219,135 Mitglieder zählen die Moghul; sie treten sehr anmassend auf und verlangen als Mitglieder des einstigen regierenden Kaiserhauses zu gelten, selbst wenn sie sich für solche Herkunft nur auf den Bastardsohn eines einstigen Gebieters oder ein Mitglied seines Hofstaates berufen können. Im mittleren Hindostan ist Gliederung in Kasten unter Mohammedanern so weit getrieben, wie unter Hindus; vornemlich drängten hier geschäftliche Rücksichten zur Abschliessung gleichartiger Beschäftigungen. Die Musalmans gelten als sehr rührige Geschäftsleute; sie gewinnen rasch Kundschaft und wo deswegen in einer Kaste Uebertritt zum Islam stattfindet, folgen bald alle Mitglieder dieser Kaste im Dorfe nach. In Unter-Bengalen hat unter den Mohammedanern Kaste nicht die Bedeutung wie im Oberlande; bei der Volkszählung von 1872 wussten auf die Frage nach der Kaste 94 Prozent keine Antwort zu geben.

Unter den Sekten sind die Wahabi die streitbarsten. Die Wahabi legen sich den Beruf auf, jederzeit zum Kreuzzuge gegen die Andersgläubigen auszuziehen. In ihren Augen ist Indien Dar ul harb oder ein Land unter nichtgläubiger Regierung, gegen welches jederzeit ein Dschihad oder Glaubenskrieg zulässig sei, während dies nach der von den Moslim-Gelehrten sonst angenommenen Auslegung unstatthaft ist; denn gegen Vertragsland darf nicht zum Glaubenskriege gerufen werden und zwischen der Türkei, Indien und allen Ländern zwischen beiden Staaten bestehen Freundschaftsverträge. Die Wahabi haben in Indien hinab bis zur Südspitze Anhänger, aber sie gewinnen wenig neue Mitglieder mit Ausnahme des nördlichen Pandschab. 1863 planen Wahabi die Beseitigung der englischen Herrschaft in Indien; der Anschlag wird in Patna (in Behar) entdeckt, unterdrückt, die Rädelsführer in ihrem Verstecke an der Nordostgrenze von Pandschab am rechten Indusufer aufgesucht, vernichtet und zersprengt; im Pandschab aber werden sämmtliche Wahabis einer weitgehenden Polizei-Aufsicht unterworfen. 1876 sind die Wahabi um Aufhebung der auferlegten Beschränkungen vergeblich vorstellig; diese wird geweigert, der amtliche Erlass erkennt jedoch an, das sich die Regierung wiederholt in der Lage sah, einzelne als anhänglich erprobte Wahabi mit Stellen im niederen Verwaltungs- und Polizeidienste bedenken zu können. — Politisch beachtenswerther als Wahabi ist in der Gegenwart die Gemeinde der Khodschas. Die indischen Khodschas haben sich von der Westküste bis nach Bengalen verbreitet und sind wohlhabende Kaufleute, in Bombay ist eine ganze Strasse nach ihnen benannt; als Hausirhändler in landesüblichen Baumwollenzeugen gelangen Khodschas überallhin. Die Khodschas sind Schiiten, behaupten eine Fortsetzung der Persönlichkeit von Ali, dem vierten Khalifen, durch Herabsteigung in seinen jeweiligen Iman oder Nachfolger in der Würde unter dem Titel Aga Khan und erweisen diesem in Bombay residirenden Stellvertreter des Propheten geradezu göttliche Ehren. Im letzten russisch-türkischen Kriege waren Khodschas die eifrigsten Sammler von Gaben für die verwundeten Türken, wie die Veranstalter der Adressen an die indische Kaiserin zu Gunsten der türkischen Sache; sie sahen den Ankauf eines Drittheiles der Stammaktien des Suezkanales sehr ungerne und fürchten, dass England jetzt, nachdem es jederzeit die Hand auf den Kanal legen kann, den Sultan von Konstantinopel (Rum) im Stich lasse und dieser, ohne Verbündeten, seiner Feinde sich nicht werde erwehren können.



Ala ud din's Thorweg in Kutab bei Dehli.

Neben Vielem, was in Lebensweise und Beschäftigung dem Musalman mit dem Hindu gemeinsam ist, besteht auch viel Eigenthümliches. Die Mohammedaner bilden keine eigenen Gemeinden, sondern sind unter den andersgläubigen Hindus angesiedlt. Der Musalman niederer Kaste nimmt alle Geschäfte auf, die dem Hindu anstössig sind; der in den letzten Jahrzehnten so gewinnbringende Häutehandel, durch den sich der Hindu verunreinigen würde, liegt ganz in ihrer Hand. Die Küstenbewohner sind kühne Seefahrer. Die höheren Kasten hören auf ihre geistlichen Führer nicht weniger, als der Hindu-Râdschput auf den Orakelspruch des Brâhmanen; dagegen ist selbst hier die Vorschrift durchlöchert, dass jede Frau verschleiert gehe. Vielweiberei ist bis zu vier Frauen gestattet; der gewöhnliche Musalmann begnügt sich mit einer Frau, zur Anheiratung von mehr Weibern fehlen die Mittel. Der



Gartenthor zu Sikandra bei Agra (S. 34).

Anzug muss bei beiden Geschlechtern so beschaffen sein, dass er die Ferse bedeckt, wenn man zum Gebete niederkniet; es kam deswegen zu Wiedersetzlichkeiten, als in den Gefängnissen die landesübliche Tracht durch eine Gefängnisstracht aus Hose und Jacke ersetzt ward. Die Frauen tragen stets den Sari-Ueberwurf und lassen nicht, wie die Hindus zwischen Brustjacke und Rock den nackten Körper sehen; dabei sind aber die Frauen der unteren Kasten nicht züchtiger, sondern gelten im Gegentheile als unmoralisch. Auf Schmuck halten die Mohammedanerinnen so viel als die Hindus, ihr Geschmeide hat oft besondere Formen. Den Anzug einer reichen Musalman-Frau zeigt unser Bild (S. 39); der Ueberwurf ist mit Sternen bedruckt, der Rand mit einer breiten Borte verziert; ihr Kind geht nackt bis auf einen gestickten Gürtel. Der Kindersegen ist unter Musalmans grösser als unter Hindus und nach Geschlechtern betrachtet wiegen die weiblichen Geburten nicht so stark vor als unter Hindus. Man erklärt dies aus der stärkeren Beimischung von Aboriginerblut, wie den geringeren Altersunterschieden zwischen Mann

und Frau; die Musalmans vollziehen die Ehe nicht schon sofort nach eingetretener Pubertät, sondern heiraten in reiferem Alter.

Im Ganzen ist der indische Musalman nicht bigott und wenig eifrig im Glauben. Der grosse Haufe ist nur dem Namen nach Mohammedaner; überall treffen noch heute, wie vor sechzig Jahren, als die Regierung die ersten Nachrichten einzog, Musalmans und Hindus bei demselben Heiligschreine zusammen und beten zu demselben Gegenstande der Verehrung, nur dass ihm jede Gruppe einen anderen Namen beilegt; der Bengali-Musalman setzt gleich dem Hindu eine Anrufung des Gottes Ganesa (S. 2) vor ein Schreiben und beginnt doch Briefe mit „Im Namen Gottes." Zahlreich sind Sekten; sie schiessen in diesem Lande so leicht auf als Bambusrohre; in der Präsidentschaft Bombay allein mit einer mohammedanischen Bevölkerung von 2,8 Millionen wurden 76 Sekten und Religionsgruppen gezählt. Durch die Hitze, in welche die Sekten durch Meinungsverschiedenheiten über Glaubenssätze gerathen, geben sie fortwährend Anlass zu örtlichen Störungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Politisch fällt am meisten ins Gewicht der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten. Die Sunniten erachten sich als die einzigen rechtmässigen Anhänger des Propheten; sie glauben an Mohammed als obersten Herren über alle lebenden Wesen und erkennen Abu Bekr, Omar, Osman und Ali als die vier ersten Khalifen und die rechten Nachfolger des Propheten an. Die Schiiten erkennen nur Ali als den wahren Nachfolger des Propheten, verwerfen verschiedene Ueberlieferungen, denen die Sunnis nachleben und schöpfen aus dem Koran allein als Quelle der Lehre und des Rechtes. In Indien waren von jeher Sunniten in der Mehrzahl, die alten Moghulkaiser waren Sunniten. Eine Zählung der Konfessionen ist für das ganze Reich nicht durchgeführt, aber wo sie unternommen wurde, bilden die Sunniten zwischen 89 und 94 Prozent aller Moslims.

Es war lange streitig, ob die indischen Moslims im Sultan der Türkei oder im Gross-Scherif zu Mekka das Oberhaupt der islamitischen Kirche verehren; am 14. März 1880 wurde zu Dschedda in Arabien der Gross-Scherif von Mekka ermordet und das Verhalten der Musalmans in Indien widerlegte die Annahme, dass dieser Würdenträger, dem im diplomatischen Verkehre die Anrede Hoheit zukommt, als Träger des Khalifates gelte. Der Gross-Scherif wird betrachtet als Abkömmling vom Propheten Mohammed durch Hasan, den ältesten Sohn des vierten Khalifen Ali, des Ehegemahles von Fatima, der Tochter des Propheten; seine Söhne werden noch heute im zartesten Alter der Mutter genommen und zu einem Beduinen der Wüste in Pflege gegeben; die Töchter dürfen niemals heiraten. Früher weltlicher Fürst über Arabien, ist der Gross-Scherif seit 1812 zum türkischen apanagirten Prinzen mit einem Jahreseinkommen von etwa 20,000 Mark herabgesunken und ruht seine Bestallung bei der hohen Pforte zu Konstantinopel. Die Araber blicken noch heute zum Gross-Scherif mit denkbar gläubigster Verehrung empor; die ägyptischen Regenten drohten dem Sultan wiederholt (so noch 1877 gelegentlich der Beschwerden über die Behandlung der Hilfstruppen zur türkischen Feldarmee an der Donau) mit Wiederherstellung der Khalifenwürde in der Familie des Scherifs zu Mekka, „dessen Gliedern als Abkömmlingen des Propheten ein besseres Recht darauf zukommt, als den osmannischen Fürsten." Man hatte deswegen in Indien bei der Ermordung des Gross-Scherif mindestens dieselben Kundgebungen erwartet, wie sie im Juni 1876 nach dem Tode des Sultans der Türkei Abd-ul Asis stattgefunden hatten. Diesmal erfolgte aber keine Todesansage durch den Muazzin, den öffentlichen Ausrufer der Gebete; nicht las man in den Moscheen Todtengebete; nicht blieben Verkaufsläden geschlossen, noch enthielt man sich der Zusammenkunft in öffentlichen Lokalen. Erwiesen ist hierdurch, dass die indischen Moslims nicht zum Gross-Scherif in Mekka, sondern zum Sultan in Rum (Konstantinopel) als Oberhaupt ihrer Kirche emporblicken und hiermit stimmt, dass für den regierenden Sultan in allen indischen Moscheen des Freitags ein Gebet gesprochen wird.

Als Unterthanen leben die indischen Moslims gesetzmässig; in Gefängnissen entspricht das Zahlenverhältniss dem Verhältnisse der Gläubigen zur Gesammtbevölkerung. Unter den Beamten wiegen im Verhältnisse Hindus vor; die Ursache liegt aber in Unlust zu diesem Dienste und nicht in Zurücksetzung. Lord Mayo, der 1872 ermordete Vicekönig, klagt in einem amtlichen Rundschreiben: „Die Musalmans lehnen es ab, die ihnen gebotenen Vortheile der englischen Herrschaft zu benutzen. Ihre Macht, ihr Einfluss, ja selbst ihr Vermögen ist dahin geschwunden, es ist nichts geblieben als die traurige Erinnerung an früheren Glanz, Erinnerungen, die durch die grossartige Erscheinung der wirklich staunenswerthen Denkmäler aus der Zeit ihrer Kaiser und Könige aufgefrischt werden; sie verharrten aber in dumpfem Hinbrüten und verbissenem Grolle, obgleich ihnen der Aufstand von 1857 bis 1858 bewiesen hatte, dass sie vergeblich sich abmühen, sich über früher unterworfene Völker wie über die neue zu der Regierung gelangte Rasse zu setzen. Wir machen die betrübende Wahrnehmung, dass sich die mittleren und höheren mohammedanischen Klassen von unseren Erziehungsanstalten ganz ferne halten; während sonst die Mohammedaner im Fiscal und Richterdienste geradezu ein Monopol hatten, haben sie sich allmählig aus dem öffentlichen Dienste zurückgezogen.“ Für das westliche Indien besteht die alte Klage fort, in Hindostan drängen sich etwas mehr Musalmans zum Studium; ihrer natürlichen Anlage entspricht dies, denn sie sind zu praktischer Thätigkeit besser befähigt, als zu grübelnder Beschäftigung. Im Polizeikorps bilden sie bis zu 60 Prozent in Gegenden, wo ihre ansässigen Glaubensgenossen noch nicht fünf Prozent der Gesammtbevölkerung zählen; niemals gab es Anstände. In der Armee sind 26 Prozent aller indischen Soldaten Musalmans; sie erwiesen sich zuverlässiger als die alten Hindu-Regimenter; im englisch-afghanischen Kriege von 1878—80 gab ein einziges aus Musalmans der Pandschab-Grenze zusammengesetztes Regiment Anlass zu einem Kriegsgerichte, weil beim Nachtmarsche zur Benachrichtigung der Landsleute Schüsse abgelassen worden waren.



Musalman-Frau mit Kind.

Es gilt vielen Politikern als feststehend, dass die Musalmans die Engländer als Eroberer,

wenn nicht als Tyrannen hassen, dass sie sich im ganzen Reiche als politische Einheit fühlen und zu organisiren verstehen. Dagegen kommt jedoch in Betracht, dass die Anhänger des Islam in Indien durch ihre Religion zu einer eigenen Nation zusammengewachsen sind; der Orthodoxe hasst die zahlreichen Sektirer nicht weniger als Christen und Parsis, sie sind ihm alle in gleichem Masse des Angriffes werth. Ruhiger denkt der religiös nicht erregte Moslim; die 20 Millionen Moslims in Bengalen geben so wenig Anlass zu Befürchtungen, dass zwischen der Seehafen-Stadt Calcutta und dem Gesundheitsorte Dardschiling im Himâlaya auf 13 Tagreisen Entfernung kein einziger Garnisonsort eingeschoben ist. Während des russisch-türkischen Krieges erregten Massen-Petitionen Aufsehen, die aus den Provinzhauptstädten an die Kaiserin von Indien abgingen und dahin zielten, es möge keine Politik gutgeheissen werden, welche die Zerstückelung des türkischen Reiches zum Endzweck habe. Diese Adressen wollten aber nicht England den Interessen des Islam dienstbar machen, die Bittsteller fühlten sich nur als Unterthanen des englischen Weltreiches und erhoben gegen eine unchristliche Feindschaft gegen den Islam ihre Stimme. Die Niederlage der Afghanen hatte 1879/80 in Indien den Beifall der Sunniten wie Schiiten; Fürsten und Grossgrunddesitzer boten während des Krieges Truppen und Waffen an, zahlreiche Adressen gaben der Anhänglichkeit der städtischen Bevölkerung an den englischen Thron Ausdruck. Wie sehr sich die indischen Moslims der Vorzüge der indischen Verwaltung bewusst fühlen, zeigen gelegentliche Ergüsse in der Presse; so schreibt ein Musalman einer Zeitung nach Rückkehr von der Wallfahrt nach Mekka, die 1880 von Bombay aus 12,000 Indier antraten: „Wir verdanken England die grössten Wohlthaten: Gerechtigkeit gegen Alle, eine geordnete Landesverwaltung, Erziehung des Volkes; Einführung der Buchdruckerkunst, die Gründung von Apotheken; den Bau von Chaussen, das Legen von Eisenbahnschienen, die Errichtung von Postanstalten und Telegraphenbureaus, durch deren Hilfe man selbst in weiter Ferne um die Seinigen unbesorgt sein darf.“ Zur Frage über die politische Zuverlässigkeit der indischen Mohammedaner in kritischen Zeiten schreibt sodann Sir William Muir, einer der tüchtigsten englisch-indischen Staatsmänner der Gegenwart: „Wie wir unsere Religion hochschätzen, so der Mohammedaner die seine. Die Geschichte des Islam lehrt uns, dass diese Religion zwischen ihren Anhängern einen festen Kitt bildet und wir dürfen uns versichert halten, dass alle zwischen Mohammedanern eingestreuten Christengemeinden in Syrien, Kleinasien und Afrika ernstlich gefährdet sind, wenn immer die Fahne des Propheten entfaltet wird. Uns in Indien bringt ein solcher Ruf nicht in Gefahr; wir haben in den letzten Jahrzehenten bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen, dass wir alle unsere Unterthanen zu schützen vermögen und ich für meinen Theil muss sagen, dass ich aus der Zeit meiner Verwaltung in den Nordwestprovinzen (Hindostan) unter Mohammedanern einige meiner wärmsten Freunde zähle und dass ich nach vierzig Jahren amtlicher Wirksamkeit die indischen Musalmans als eine loyale, friedliebende Rasse bezeichnen muss.“



Thürfüllung (S. 28).



Tadsch bei Agra, Hauptansicht.



Kaiser Akbar's Mausoleum in Sikandra bei Agra.

DRITTES KAPITEL.

Die Nordwest-Provinzen.

Vom 23. Oktober 1863 an, dem Tage des englischen Sieges bei Baxar an der Westgrenze von Behar über den Nawab Sudscha-ud-daulah von Audh, lag Hindostan den Engländern offen. Genau einen Monat später (22. November) wirbt zum erstenmale der Moghul-Kaiser Schâh Alâm in einem demüthigen Schreiben um die Freundschaft der zum Souverain gewordenen englischen Kaufherren-Gilde, erbittet eine kleine Leibwache, „damit man sehe, dass ich unter dem Schutze der Engländer stehe" und überantwortet für die Gewährung des Schutzes reiche Distrikte. Der Hof der Direktoren der ostindischen Kompagnie weigert den erbetenen Schutz, verhilft aber dem Bittsteller, der bisher Gefangener des Regenten über Audh war, zu einer Residenz in Allahabad, von wo der Kaiser unter dem Schutze der Marâthen am 25. Dezember 1771 nach Dehli übersiedelt; die englische Flagge wird auf der Citadelle von Allahabad aufgehisst, am Zusammenflusse der beiden Ströme Ganges und Dschamna, aber erst mit Vertrag vom 10. November 1801 lässt sich England von Audh das Doab oder das Land zwischen Ganges und Dschamna abtreten. Erweiterungen brachten die Einnahme von Dehli und die Beseitigung der Moghulherrschaft; Nepal werden 1815 die Himâlaya-Distrikte Kamaon und Garwhal abgenommen.

Anfangs Bengalen zugetheilt, werden 1833 alle Distrikte westlich von Behar zu einer Provinz Agra vereinigt; der Aufstand von 1857 wurde sodann Anlass, die Centralverwaltung von Agra thalabwärts nach dem strategisch wichtigeren Allahabad zu verlegen und der Provinz wird von nun an die englische Bezeichnung „Nordwest Provinzes“ (d. h. nordwestlich von Bengalen gelegen) gegeben. Schon im Namen ist hierdurch angedeutet, dass auf diesem, für die Civilisation Indiens mit demselben Rechte klassisch zu nennenden Boden, wie Athen und Rom es für Europa sind, ein neues Zeitalter angebrochen ist.

Die Bedeutung, welche in Deutschland den grossen Strömen, im Mittelalter für die Entwickelung des Städtewesens, später als Heerstrassen für durchziehende Armeen und in der Gegenwart als billige Handelswege zukommt, diese knüpft sich in Indien an Ganges und Dschamna. Der Ganges, indisch Gangâ genannt, hat zu seinen Quellen die Abflüsse mächtiger Gletscher auf der Südseite des Himâlaya-Gebirges, tritt bei Hardwar in 403 Meter Höhe als ein Strom von 196 Kubikmeter Wasservolumen in der Sekunde in die Ebene ein, durchfliesst die Nordwestprovinzen in südöstlicher Richtung auf eine Länge von 1500 Kilometer und nimmt auf dieser Strecke Zuflüsse auf, die den Rhein an Länge und Wassermenge übertreffen. In Benares, beim Austritte aus der Provinz, ist bei niederstem Wasserstande die Flussbreite genau so gross, als die des Rhein bei Köln oder 526 Meter, die durchschnittliche Tiefe aber mehr als das Doppelte oder $10\frac{1}{2}$ Meter; in der Sekunde fliessen 531 Kubikmeter Wasser hindurch. In der Regenzeit verbreitert sich der Fluss auf einen Kilometer, die Wassermenge steigt auf das Zwölffache und ist der Fluss auf den mittleren Wasserstand zurückgegangen, so hat er an vielen Stellen seines Laufes sein Bett verlegt; Städte, die zur Zeit der Musalmanzüge noch am Flusse lagen, stehen jetzt abseits davon. Boote gehen hinauf bis Hardwar, Dampfer finden schon zweihundert Kilometer vorher nicht mehr genügendes Tiefwasser. Der grösste Stromverkehr ist oberhalb Allahabad, das Gefälle beträgt hier $\frac{2}{10}$ Meter auf den Kilometer oder weniger als die Hälfte des Rheingefälles zwischen Basel und Mainz. Die Boote, deren Form bereits in Band 1. S. 238 in Wort und Bild geschildert ist, werden mit Segel, Ruder und Zug durch Menschen fortbewegt; Dampfer verkehren im Oberlauf so gut wie gar nicht. Der Ganges ist von Hindu-Dichtern häufig besungen; sein Quellland ist Wundergebiet, der Fluss als Göttin Gangâ in den Götterhimmel versetzt, und noch heute sehnt sich der Hindu nach seinem Anblicke, wünscht in seinen Wassern zu baden, um von seinen Sünden gereinigt zu werden, schliesslich an seinen Ufern zu sterben oder doch seine Asche in den Fluss versenkt zu haben. Der Handel mit seinem schmutzig gelben Wasser beschäftigt Leute nicht blos in Indien, sondern auch in Europa; englische und französische Fabriken liefern die Glasflaschen, in welchen die Brâhmanen ihren Bestellern das wunderkräftige Wasser zusenden oder den Pilgern mitgeben.[1]

Als Badeplätze sind bevorzugt die Einmündungs-Stellen von Zuflüssen, weil die jedem Wasser innewohnende Kraft dadurch verdoppelt wird; die grösste Wunderkraft wohnt dem Zusammenflusse des Ganges mit der Dschamna inne. Solches Bad muss zur vollen Wirkung im rechten Augenblicke genommen werden; diesen können nur die Brâhmanen-Astrologen angeben, die hiebei auch sonst mancherlei Dienste leisten und deshalb an jedem Badeplatze in grosser Zahl angesiedelt sind. Besonders kräftig gilt ein Bad im Augenblicke des Sonnenaufganges. Naht die festgesetzte Zeit heran, so sammeln sich die Gläubigen in Haufen um die diensthuenden Brâhmanen; von den Treppen der Steinquais oder von Landhügeln aus blicken diese unverwandt nach der erwarteten Himmelserscheinung aus. Die Männer haben die Kleider bis auf ein Tuch um die Lenden abgelegt, die Frauen und Mädchen sind in den Sari-Ueberwurf gehüllt, der aber

[1] Zur Taufe meines zweitältesten Sohnes war meinem Bruder Hermann von einem Freunde in Allahabad in einer solchen Flasche Gangeswasser gesandt worden. Das Glas war bläulich, die Flasche spitz und konnte nur gelegt werden; der Inhalt war klar mit etwas Satz.

die Formen nicht mehr verbirgt, wenn sie dem Flusse wieder entsteigen und das lange Tuch sich fest an den Körper anlegt. Ist die bestimmte Minute angebrochen, so tritt die Menge in das Wasser; Jeder sieht nach dem das Zeichen gebenden Brâhmanen aus, Jeder will der Erste sein und dies ist die Folge von Unglücksfällen. Ertrinken in solchem Augenblicke wird nicht Ursache von Wehklage, die Brâhmanen sehen es sogar nicht einmal ungerne, wenn an hohen Festtagen einige Unglücksfälle vorkommen, da sie den Ruf und die Heiligkeit des von ihnen ausgebeuteten religiösen Aktes erhöhen. Nur dürfen es nicht zu viele sein oder verdächtige Umstände vorkommen, denn die Polizeiorgane der den Brâhmanen bei solchen Festen höchst unbequemen englischen Regierung halten auf Ordnung, holen manchen Frommen als Kleiderdieb hinweg und vermuthen bei jedem Todesfalle eher böswillige Absicht als einen unglücklichen Zufall. Allahabad hat als Wallfahrtsort seine Haupteinnahme von Pilgern verloren und die Stadtverwaltung hat einen namhaften Ausfall an Verzehrungssteuern aus Umlagen zu decken, weil die Regierung seit Niederwerfen des Sipahi-Aufstandes nicht mehr duldet, dass Fürsten und Prinzen sich zum Naturbade von einer bewaffneten Leibwache begleiten lassen, unter deren Streichen früher mancher Andächtige niederer Kaste fiel; später trieb man Neugierige mit dem Stocke zurück und als



Dewan-i-Khas (Empfangshalle) in Fatipur Sikri bei Agra

auch solche am Badeplatze verboten wurden, blieben die reichen Pilger fast ganz aus. Welche bedeutenden Einnahmen den Eisenbahnen durch die heiligen Tirthas oder Badeplätze zugehen, die jetzt von dem an den Hauptfesten sich entwickelndem geschäftlichen Leben Mela oder Märkte heissen, mag an dem letzten grossen Mela zu Hardwar gezeigt werden. In Hardwar, dem alten Gangâdwâra, „Thor des Ganges“, wird als grosses Fest die Erinnerung begangen an das in der klassischen indischen Litteratur viel besungene und in Stein oft ausgemeistselte Rossopfer des sagenhaften Heiligen Dakscha, der es überflüssig findet, davon einen Theil für Gott Siwa zu bestimmen, aber für die verächtliche Behandlung dieses grossen Gottes fürchterlich gezüchtigt wird. Die Gedenkfeier beginnt jetzt im ersten Jahres-Monate Tschait, wenn die Sonne im Zeichen der Fische steht und endet, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. Besonders wirksam ist das Bad dann, wenn dabei der Planet Jupiter im Zeichen des Wassermannes steht; dies erfolgt alle zwölf Jahre und fiel zuletzt auf den 11. April 1879. Hardwar liegt an fünfzig Kilometer von der Bahn entfernt, die nächste Eisenbahnstation ist Saharanpur nördlich von Dehli. Am 10. Februar meldet die Bahnverwaltung den ersten Andrang von Pilgern; bis zum 20. April, an welchem Hardwar geräumt war, hatte die Bahn 854,000 Besucher hin und zurück befördert, 70 Extrazüge eingestellt, die Nachbarbahnen um Wagen angehen müssen. Billeteure (Eingeborene) machten sich den Andrang zu den Schaltern zu Nutzen, überforderten die Reisenden und machten schliesslich eine sich weit verzweigende Kriminaluntersuchung nöthig. Die Regierung hatte an

jeder grössern Station Aerzte zur Dienstleistung bereit gehalten, dennoch erlagen auf dem Rückwege in jedem Zuge Pilger den Anstrengungen und Entbehrungen während der Hinreise.

Feststehende Brücken über den Ganges gibt es bis jetzt nur eine bei Cawnpur; es ist eine eiserne Gitterbrücke von 862 Metern Länge, wurde 1869 begonnen, 1875 vollendet und vermittelt durchgehenden Verkehr zwischen der Gangesthal-Bahn und der Audh-Rohilkhand-Bahn. Für Wagen, Elefanten und Kamele ist neben der Bahn ein Gang eingerichtet, Fussgänger und Reiter verkehren auf einem Uebergange unterhalb der Fahrgeleise. —

Die Dschamna entspringt in demselben Gebiete des Himâlaya, aus welchem der Ganges abfliesst, aber westlich des letzteren; sie tritt mit einer Wassermenge von 112 Kubikmeter in der Sekunde aus dem Gebirge, fliesst dem Ganges parallel, bis sie auf die Ausläufer des Bandelkhand-Höhenzuges trifft, wird von diesen dann ostwärts gedrängt und vereinigt sich bei Allahabad mit dem Ganges. Der Fluss ist hier breiter als der Ganges, die Eisenbahnbrücke bei dieser Stadt über die Dschamna hat eine Länge von 2015 Metern. Das Wasser der Dschamna ist blaugrün, ihr Gefälle grösser, die Tiefe geringer als beim Ganges. Tschambal, Sindh, Betwa und Ken führen ihr von rechts die Abflüsse von Radschputana, Malwa und Bandelkhand zu; diese Flüsse, die in der Regenzeit regelmässig stark anschwellen, erreichen zuweilen ungewöhnliche Höhe, die Dschamna wird zum reissenden Strom, am 5. August 1875 drohten ihre Wasser Allahabad wegzuschwemmen. Zu Hunderten knieten am kritischen Tage Brâhmanen am Quai und verkündeten Nachmittags der gläubigen Menge den Rückgang des Wassers als die Folge ihrer beharrlichen Gebete an die Gangâ; werkthätiger war, aber die englisch-indische Garnison mit Schaufel und Spaten gewesen und rettete die Stadt durch die errichteten Dämme.

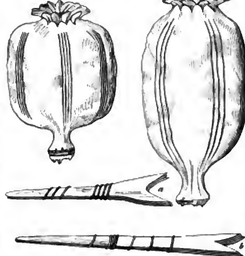
Das Land zwischen den beiden Flüssen heisst Doab (do zwei, âb Wasser), bedeutet wie Mesopotamien ein Zwischenstromland und ist wie dieses eine flache, von Flussgeschieben ausgefüllte, sanft nach Südost geneigte Tiefebene, die vom Fusse des Himâlaya bis zum Zusammenflusse der beiden Ströme 230 Meter an Höhe abnimmt. Nirgends ragen Hügel empor, welche Rundblicke gewähren würden; nirgends spenden Waldungen Schatten und Kühle. Dabei bedeckt das von den beiden Flüssen eingeschlossene Flachland 64,489 Quadrat-Kilometer (1133 Quadratmeilen) oder ein Areal von der Grösse des rechts-rheinischen Bayern, nährt aber 12 1/4 Millionen Menschen oder das Dreifache der Bevölkeruug dieses Königreiches; nur 8108 Quadrat-Kilometer (145 Quadratmeilen) oder etwas über ein Zehntheil des gesammten Flächenraumes sind hier landwirthschaftlich nicht benutzt, in Bayern dagegen vierzig Prozent. Das Doab ist eben ein grosser dichtbevölkerter Bienenkorb mit überaus arbeitsamen Einwohnern, geschickt in allen Künsten des Friedens; sie verstehen dem Boden reiche Erndten abzugewinnen, schufen blühende Industrien und halten in Fabrikaten wie in ihren staunenswerthen Bauwerken auf edle Formen. Auf der ganzen Erde wird es wenige Landstriche geben, die gleich dem Doab auf so weite Strecken hin den Blick auf unabsehbare Reihen von Dörfern, Feldern, Gärten und Hainen gewähren; im ganzen Orient, auch Indien nicht ausgenommen, gibt es kein Land, das so dicht mit grossen Städten besetzt wäre als das Doab; selbst in Europa und Amerika halten nur wenige hochbegünstigte Provinzen den Vergleich aus. Im Doab finden sich drei Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern, vier mit mehr als 50,000 und sieben von mehr als 20,000 Einwohnern; die Dichtigkeit der Bevölkerung übersteigt bei durchschnittlich 189 Menschen auf den Quadrat-Kilometer (10,791 auf die Quadratmeile) um mehr als Tausend jene in Belgien, bekanntlich dem dichtest bevölkerten Lande auf dem Kontinente von Europa.

Die Landbevölkerung ist von stattlicher Erscheinung: der Körper kräftig gebaut, die Haltung gerade, der Tritt fest, der Blick streng; auch wo der Mann nicht grösser ist als der Bengali, ist er doch schwerer an Gewicht, wie Tausende von Wägungen ergaben. (Vgl. das Gruppenbild Bd. 1, S. 51.) Der Arbeiter trägt Lasten nicht mehr auf dem Kopfe, sondern



Der Tadsch zu Agra, Gartenseite.

auf dem Rücken; selbst grössere Mengen ladet sich hier der Mensch auf, während hiefür in Bengalen ausschliesslich Ochsen als Lastthiere zur Verwendung kommen. Der Bengali scheut sich das Pferd zu besteigen; hier legen selbst Frauen längere Strecken zu Pferd zurück und unter den Prinzessinnen fürstlicher Abkunft werden die Vorzüge der Pferde und Reiter so eingehend behandelt, als im Mittelalter unter den Ritterfräulein, in der Gegenwart unter dem hohen Adel Englands. Einzelne Familien unter Brâhmanen und Râdschputs geniessen den Ruhm sehr weisser Gesichtsfarbe; es spricht für das Klima, dass auch Träger heller Gesichtsfarbe ausdauern; die durchschnittliche Lebensdauer Zwanzigjähriger erreicht die für indische Verhältnisse hohe Ziffer von 30 Jahren 8 Monaten. Seinem Nachbar in Bengalen gibt der Doabi an Findigkeit nichts nach; der Arbeiter nährt sich besser als der Bengali gleicher Stellung und ist reicher gekleidet. Die Frauen ziehen hier gemusterte Calikos einfarbigen Gewändern vor; die Färbereien sind in hoher Blüthe, die Lager der Händler der Mode so gut unterworfen als bei uns. In Bengalen ist selbst unter Reichen Muschelschmuck beliebt; hier trägt das Weib nur Armringe aus Messing und hängt metallenes Geschmeide um den Hals. Eigenthümlich den Frauen des Landes ist das Aufkleben mit Klebestoff einer dünnen Metallplatte auf die Stirne; je nach den Mitteln der Trägerin sind die Tikâ oder Zeichen genannten Ornamente von Gold, Silber oder billigem Messing (vgl. die zwei Frauengestalten Bd. 1, S. 23). Dem Liebhaber ist die Tikâ seiner Geliebten überaus begehrenswerth, denn sie gilt als Wahrzeichen der Gunst; bei viel umworbenen Schönen wird zur List die Zuflucht genommen und ein abgerichteter Bulbul-Vogel kommt zur Verwendung. Mit Bulbul bezeichnet der Perser eine Nachtigall und englische Dichter, wie Thomas Moore, der das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, durch sein Lalla Rukh im zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts das Interesse für Persien und seine Nachbarländer in England rege erhalten zu haben, übersetzen Bulbul mit Nachtigall. In Indien gibt es aber keine Nachtigall und hier wird das Wort für Zahnschnäbler aus der Ordnung der sperlingsartigen Vögel gebraucht. Im nördlichen Indien ist am verbreitetsten *Pycnonotus pygaeus Hodgson*, ein Paradiesvogel. Diese kleinen Thierchen haben Gefieder aus lebhaften Farben; die Männchen sind an einem Büschel aus lang zerschlissenen Federn auf dem Kopfe erkennbar, sind so streitsüchtig als Hähne und sehr gelehrig. Man nimmt nun die jungen Männchen aus dem Neste und lehrt ihnen, anfangs mit Hilfe einer an den Fuss gebundenen Schnur, von einer Hand zur anderen fliegen und mit dem dort weggepickten Gegenstande zurückzukehren; aus einem Verstecke entsendet dann der schmachtende Liebhaber den abgerichteten Vogel nach dem Haupte seiner Angebeteten und siegesstolz trägt ihm dieser die geraubte Tikâ zu.



Opium-Bereitung: Geritzte Mohnkapseln mit Naschtar-Instrument (S. 47).

Das Doab ist reich an Grundwasser und Brunnen, deren Wasser in nicht zu grosser Tiefe durch eine wasserdichte Thonlage zusammengehalten, der Kultur dient; aus 60,000 Brunnen wird mit der Hand und mit Ochsenzugkraft das Wasser gehoben und den Pflanzungen zugeführt. Diese Brunnen genügen dem Bedürfnisse nicht und die zahlreichen Hungersnothjahre aus Dürre, wie sie dieses Zwischenstromland am schrecklichsten 1631 erlebte, dann 1837 und 1860, wurden für die englische Regierung der Anlass zur grossartigen Bewässerungsanlagen.

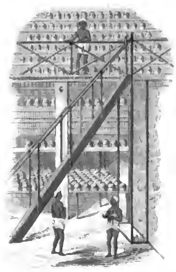
Hauptbewässerungswerk ist der Ganges-Kanal; begonnen 1817 kommen die Arbeiten in Stocken und werden eingestellt; erst 1848 beginnt der gegenwärtige grossartige Bau. Der Kanal nimmt bei Hardwar (S. 43) seinen Anfang, verläuft ziemlich in der Mitte des Doab und fällt bei Cawnpur wieder in den Ganges. Der Fatigarh-Nebenzweig ist ohne Ausfluss und endet im Bezirke Etah; der Etawah-Nebenarm beginnt unterhalb Aligarh und mündet südlich von Musanagar in die Dschamna, verbindet sohin die beiden Grenzflüsse des Doab oberhalb ihres natürlichen Vereinigungspunktes. Der Hauptkanal ist beim Beginne 42 Meter breit, 3 Meter tief, verengt sich später auf durchschnittlich 15 Meter Breite; der Leinpfad ist der ganzen Länge nach mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt. Alle Schleussen, Aquädukte und Brücken sind auf das solideste ausgeführt unter Benutzung der neuesten Erfahrungen in Europa; zur Heranbildung Eingeborener zu Ingenieuren wurde zu Rurki (bei Hardwar) eine noch heute segensreich wirkende technische Hochschule gegründet. Die Krone der ganzen Unternehmung und unzweifelhaft eines der grossartigsten Wasser-Bauwerke unseres Jahrhunderts ist der Solani Aquädukt. Gleich zum Beginne des Kanales musste bei Rurki die Senkung des Solani-Baches durch einen langen Steinbau von 58 Metern Breite überwunden werden. Fünfzehn Pfeiler von 15 Meter Spannbreite, 4 Meter über, 6 Meter unter den Boden reichend, tragen den Ueberbau; zur Fernhaltung des Druckes ist die breite Wasserfläche durch eine starke Zwischenmauer in zwei Rinnsale getheilt; bereits volle vier Kilometer vor dem Aquädukt beginnt die Ummauerung der Erdwände des Kanalbettes, damit kein schädliches Durchbrechen des Wassers stattfinde. Am 8. April 1854 wurde der Aquädukt mit Wasser angelassen, auf eine halbe Million schätzte man die hinzugeströmten Eingeborenen. Fanatische Brâhmanen hatten das Unternehmen der Ablenkung der Wasser als eine Entheiligung des Ganges verflucht, und die Regierung hielt Truppen bereit, wenn es zu Auftritten käme; aber der gesunde Sinn des Volkes liess solche Bestrebungen nicht aufkommen und dankt der Regierung seither ihre Vorsorge durch fleissige Benutzung der Bewässerungkanäle für ihre Felder. Alle Haupt- und Nebenkanäle sind durchaus schiffbar, haben bei einer Gesammtlänge von 1050 Kilometern die Ausdehnung der grossen Hauptkanäle Frankreichs zusammengenommen und liefern mit 4953 Kilometer Vertheilungskanälen ein und einer halben Million Hektar das zur Sicherung voller Erndten nothwendige Wasser. So reichlich ist im oberen Theile des Ueberschwemmungsgebietes der Wasserausfluss aus den Kanälen, dass jetzt über Uebermass von Wasser geklagt wird und gegen Versumpfung Vorsorge zu treffen ist in Distrikten, die noch 1860 wegen Wassermangel der Hungersnoth preisgegeben waren. Weiter hinab reicht das Wasser in der heissen Jahreszeit nicht mehr aus, die Nebenkanäle ständig zu füllen, man lässt sie eine Woche um die andere an, sucht aber neuerdings durch weitere Anzapfungen des Stromes die Kanalschifffahrt zu beleben.



Opium-Bereitung: Abstreifen des Tschik (S. 47).

Hauptgebiet für Gewinnung des für die Finanzen Indiens so wichtigen Mohnpräparates, das im Handel unter dem Namen Opium geht, sind die Ganges-Niederungen östlich des Doab hinaus über Benares bis Bhagalpur in Behar. Die Pflanze, welche zur Opiumbereitung benutzt wird, ist dieselbe, wie unser Mohn, *Papaver somniferum;* es bedarf aber eines tropischen oder doch subtropischen Klimas, um aus der Pflanze Saft von genügender narkotischer Stärke zu gewinnen. In der Medicin verwendete man Opium schon in altgriechischer Zeit; zum täglichen Genussmittel, zu welchem jetzt Millionen Orientalen so regelmässig greifen, als unsere Arbeiter zu Bier und Branntwein, wurde Opium unter den Heerzügen der Mohammedaner, deren Streiter zu fast übermenschlichen Anstrengungen getrieben, nach Genuss von Opium in einer rausch-

ähnlichen Erregung die erforderliche Todesverachtung zur Aufnahme des Kampfes auch gegen überlegene Gegner erlangten. Den alten indischen Sprachen fehlt ein entsprechendes Wort für Opium; in den epischen Gesängen reicht man dem Gaste zur Begrüssung eine Schale gefüllt mit Meth oder ein Decoct von Blumen und Früchten, aber niemals Amal pani oder das berauschende Getränk aus Opium, das heute an die Stelle des Blüthen- und Früchten-Araks getreten ist. Die indische Ueberlieferung lässt den Anbau von Mohn als Handelspflanze zur Gewinnung von Opium zuerst im Lande Malwa am Oberlaufe des grossen Tschambalflusses in der Nähe der heiligen Stadt Udschain in Aufnahme kommen; von dort verbreitete sich die Kultur flussabwärts und gewann sodann in den mittleren Gangesländern seine grösste Verbreitung. Jetzt sind in ganz Indien eine Viertelmillion Hektar mit Mohn bepflanzt, dreiviertel dieser Fläche entfallen auf die Gangesniederung. Der Bauer greift gerne zur Mohn-Kultur; es ist nur Folge des Opiummonopoles und Belastung des Handels in Opium mit sehr hohen Abgaben und lästigen Kontrolmassregeln in den Vasallenstaaten, wo von Einführung des Monopoles abgesehen werden musste, dass der Ausbau nicht noch grösser ist. Zur Kultur des Mohns eignet sich nur sehr guter, tiefgründiger Boden; er muss in nächster Nähe eines Brunnens oder eines Bewässerungskanales liegen, da reichliche Wasserzuleitung in bestimmten Zwischenräumen unerlässlich ist für das Aufschiessen der Pflanzen. Im Oktober oder November wird der Boden viermal kurz nacheinander gepflügt, dann behackt und dabei die groben Schollen sorgfältig zerkleinert. Dann wird Dünger beigefahren; Mohn ist fast die einzige Kultur in Indien, die gedüngt wird. Düngermachen durch Einstreuen von Stroh unter die Thiere untersagt das Klima, die Klauen der Rinder würden brandig; man sammelt deswegen die Kuhfladen schon Monate vorher in tiefen Gruben, leitet Wasser zu, durchrührt die Masse fleissig und führt dann vor der Saat dreissig und vierzig Karrenladungen dieses flüssigen, gegohrenen Düngers auf das Feld. In Malwa und Radschputana erleichtert man sich die Arbeit dadurch, dass man in der Regenzeit Heerden von Rindern und Schafen auf die Mohnfelder treibt. Das Feld wird sodann in Gevierte von 3—4 Metern abgetheilt, dabei das natürliche Gefälle des Bodens berücksichtigt und Bewässerungsgräben gezogen. Ist das Feld mit Wasser überführt, so säet man die Pflanzen dicht, lässt wieder Wasser einlaufen und wiederholt dies in einer Woche. Spätestens am zehnten Tage schiesst die Saat empor; ist die Pflanze einen Decimeter hoch, so beginnt das Ausjäten, das so lange fortgesetzt wird, bis alle schwachen Pflanzen entfernt sind; höchstens die Hälfte der aufgegangenen Samen bleibt zur Kapsel-Entwickelung stehen. Der Boden wird nun mit der Haue gebracht, wiederholt bewässert und nach drei Wochen steht der Acker in voller Blüthe; diese fällt nach wenigen Tagen ab und nun beginnt das Ausziehen des Saftes. Zu diesem Zwecke wird jede Mohnkapsel mit einem, Naschtar genannten, unsern Vorrichtungen zum Linienziehen für Noten nicht unähnlichen Instrumente oder einer dreizinkigen eisernen Gabel von unten nach oben dreimal eingeritzt; der aussickernde und an der Luft eingetrocknete Saft, Tschik genannt, wird sodann mit einem Streicher in ein Gefäss abgestreift, in welches zur Verhinderung der Verdunstung bald Leinöl, bald Absud von Opium eingegossen ist. Jede Kapsel liefert nur wenige Tropfen Tschik; ein Arbeiter hat einen vollen Tag zu arbeiten, um hundert Gramm zu sammeln.



Opium-Lagerraum.

Mit Abnahme des Tschik hört die Arbeit des Bauern auf; das Feld ist nur während vier

Monaten mit Mohn bestellt und gestattet eine zweite Erndte an Cerealien, wie Mais oder Hirse, was die Kultur besonders beliebt macht. In Hindostan, dem Gebiete des Monopols, gestattet die Regierung den Anbau nur Bauern, die sich durch einen Kontrakt zur Ablieferung des ganzen Erträgnisses verpflichten und strengen Aufsichtsmassregeln unterwerfen; die Bauern erhalten Vorschüsse bei Kontrakteingehung, den Rest nach Ablieferung des Tschik. Die weitere Verarbeitung des Tschik besorgen eigene Bedienstete. Der ziemlich flüssig abgelieferte Tschik wird zunächst in Tücher gebunden und diese zum Abtropfen der beigemengten Flüssigkeit frei aufgehängt; der eingedichtete Tschik wird dann in weite Wannen gebracht und mit Händen und Füssen tüchtig durchgeknetet, bis der Inhalt von gleichmässiger Farbe und Festigkeit wird. Hierauf formt man das Opium in Ballen bis zu zehn Pfund; sind diese gehörig an der Luft erhärtet, so packt man sie mit Schoten und getrockneten Stengeln in Kisten von 140 Pfund Gewicht und das Präparat ist fertig zur Versendung.

Bereits die Moghul-Kaiser behielten dem Fiskus den Alleinhandel mit Opium vor, dasselbe thaten die Engländer nach der Erwerbung von Behar und der jetzigen Nordwestprovinz; seine grosse Bedeutung für die indischen Finanzen erlangte der Opiumhandel aber erst mit seiner Massenausfuhr nach China. Dort kam zwischen 1736—96 unter der langen Regierung des Kaisers Khian-lung aus der noch jetzt dort regierenden Mandschu-Dynastie ein regelmässiger Bezug von Opium aus Indien in Gang; 1773 verschiffte die ostindische Kompagnie die erste Sendung Opium-Kisten nach den Häfen Chinas. Mit der Thronbesteigung des Kaisers Kia-khing beginnen dort 1797 die Verbote gegen den Genuss und die Einfuhr von Opium; diese Edikte sind aber in der Wirkung auf die gleiche Stufe zu stellen mit den weltbekannten Tabakverboten des 17. Jahrhunderts in Europa. Der Verbrauch von Opium nimmt in China reissend zu und der Schluss des Hafens von Kanton für Opiumschiffe, in Verbindung mit dem kaiserlichen Edikte vom 5. Januar 1840, welches die Engländer ausserhalb des Gesetzes stellte, führte seitens Englands, das 1833 die Handelsvorrechte der ostindischen Kompagnie mit Ostasien abgeschafft hatte und allen seinen Unterthanen die Mitwerbung mit China gestattete, zu kriegerischen Massregeln. Mit Vertrag vom 29. August 1842 ist der Handel Englands mit China wieder hergestellt, Nationen aller Länder werden bestimmte Vertragshäfen eröffnet und die Ausfuhr von Opium nach China liefert seither Britisch-Indien von Jahr zu Jahr höhere Einnahmen. Für das Etatsjahr 1880/81 ist der Bruttoertrag des Opiummonopols auf 188 Millionen Mark veranschlagt; 43 Millionen kostet die Verwaltung, sohin trägt China in diesem Jahre mit 145 Millionen zur Verwaltung Indiens bei. In früheren Jahren war Ertrag und Zahl der ausgeführten Kisten noch grösser; 96,870 Kisten von je 140 Pfund Gewicht im Jahre 1876/77 war die grösste Zahl alles jemals von Indien nach China in einem Jahre geworfenen Opiums. Der Rückgang hat seinen Grund in der erfolgreichen Mitwerbung anderer Länder; obenan steht darin Persien, neuerdings macht eine portugiesische Gesellschaft auf Mosambik der englisch-indischen Opiumverwaltung Konkurrenz. Bis 1860 war direkte Verfrachtung persischen Opiums nach China noch unbekannt; sodann kamen die dahin bestimmten Kisten mittelst der englischen Handelsdampfer im persischen Golfe nach Bombay und erfuhren hier Umladung in die nach China bestimmten Schiffe. 1870 hatte die Zufuhr bereits so bedeutenden Umfang angenommen, dass im gesetzgebenden Körper von Bombay ganz offen die Nothwendigkeit besprochen wurde, den Handel in persischem Opium nach China lahm zu legen; aber dies gelang durch statistische Gebühren und sonstige Fiskalmassregeln so wenig, dass der Import persischen Opiums in den chinesischen Vertragshäfen im Jahre 1879 zu 4000 Kisten geschätzt wird. Die Zufuhr ist noch stetig in Zunahme begriffen, denn augenblicklich gibt es in den chinesischen Häfen kaum einen lohnenderen Handelsartikel als diesen; denn während in Kanton vor einigen Jahren persisches Opium mit 300 Dollars (à 5 Mark) die Kiste von 133—140 Pfund bezahlt wurde, schnellte der Preis 1879 auf 500 und 1880 sogar auf 600 Dollars empor! Die Ursache

Tadsch bei Agra, Gartenansicht

liegt in der grossen Erhöhung des Aufschlages auf Opium in Indien. Die untenstehende Tabelle[1]) veranschaulicht die Steigerung der Abgabe seit 1835; so oft Kriege, innere Unruhen und Handelsstockungen es schwierig machten, die Einnahmen, früher der ostindischen Kompagnie, jetzt des kaiserlichen Schatzes mit den unvermeidlichen Ausgaben in Einklang zu bringen, wurde zur Ausgleichung des Deficits die Opiumsteuer Chinas an Indien erhöht. Bis 1878 brachte die Steigerung die erwartete Mehrung; aber seither äussert die ausserindische Zufuhr ihre Wirkung, im zweiten Quartale des Jahres 1880 (April mit Juni) wurden in China volle sechstausend indische Kisten Opium weniger abgesetzt als im Vorjahre. Die Befürchtungen in den Konsularberichten scheinen sich zu erfüllen, dass bei der geminderten Kaufkraft der Chinesen in Folge wiederholter Missernten und der Steigerung der Abgaben zur Deckung der Ausgaben für die Kriege in den inneren Provinzen Opium keine höhere Steuer ertrage, als wie tausend oder höchstens zwölfhundert Mark die Kiste; nicht mit Unrecht ist betont, dass die Erhaltung des Preises in der jetzigen Höhe bildlich der Tödtung der Gans gleichkommt, welche die goldenen Eier legt.



Opiumraucher (siehe Seite 50).

Es gibt wenige Akte der indischen Finanzpolitik, die der ganzen englischen Nation so allgemeinen Tadel eintrugen, als die fortdauernde gesetzliche Billigung der Opiumsteuer seitens des englischen Parlamentes. Diese Vorwürfe sind aber ungerecht. Klima, Arbeiterverhältnisse und Nahrungsweise machen Opium in den heissen Ländern Asiens zum unentbehrlichen Genussmittel; über seine Wirkungen liegen von Aerzten folgende Beobachtungen vor. In Centralindien und Radschputana gibt man Opium jedem Kinde, Erwachsene nehmen es regelmässig Morgens, Mittags und Abends. Im Brahmaputrathale ist den Assamesen Opium fast so unentbehrlich geworden, als den Chinesen. In Indien nimmt man

[1]) Steueraufschlag auf indisches Opium pro Kiste und Grund der Erhöhung:

Von 1835—1843	250 Mark.	1859 (nach Sipahi-Aufstand)	1000 Mark.
1844 (Deficit wegen Afghanistan)	400 „	1873 (Rückgang im Handel)	1200 „
1845 (Sikhkrieg)	600 „	1877 (afghanischer Kriegsfall)	1300 „
Von 1847—1859 (birmanischer Krieg)	800 „	1878 („ „)	1900 „

Opium in Form von Pillen oder in flüssiger Lösung; Entzünden und Einathmen des Rauches aus einer Pfeife, wie dies in China die Regel bildet, ist Ausnahme. Opium befähigt den landwirthschaftlichen Taglöhner, selbst wenn die Mannesnahrung auf Hungerkost herabgemindert ist, der Feldarbeit unter der heissen indischen Sonne noch nachzugehen; es hält den Appetit zurück, ermöglicht Schnellläufern und Kourieren in Indien wie China Hunderte und Tausende von Kilometer mit einer Geschwindigkeit zurückzulegen, die sich jener von Pferdebahnen nähert; in Fiebergegenden hilft Opium gegen die Krankheit, in den wasserlosen Steppen Radschputanas hält es den Hirten aufrecht, der über weite Flächen grosse Heerden von Kameelen und Rindern bewacht. Opium besänftigt den Zornigen, steigert aber, in grösseren Mengen genommen, den Muth; viel besungen ist der Kampf des Indiers Nahar Singh, der von einem Moghul-Tyrannen unbewaffnet einem wilden Tiger zur Beute vorgeworfen, diesen durch den Glanz der vom Opiumgenusse und der Gefahr wild funkelnden Augen einschüchtert, so dass das Thier ihn meidet. Was unseren arbeitenden Klassen Branntwein, das ist dem gewöhnlichen Indier Opium, und wie bei uns in besseren Häusern ein gut bestellter Weinkeller nicht fehlen darf, so hält der reiche Râdschput einen Vorrath von Opium. Herkunft, Farbe, Blume und Geschmack des Opiums werden bei Festgelagen so eingehend geprüft als bei uns die Qualität des Weins. Altes Opium steht dort in demselben hohen Preise, als bei uns Auslesen alter Jahrgänge aus den besten Weinlagen; man schätzt es wegen derselben Eigenschaften angenehmen Geschmackes und kräftigender Wirkung, wie in England alten Portwein, in Deutschland hochfeine Rheinweine. Amal-lar-khana oder gemeinsames Essen von Opium ist unter Râdschput-Familien, in denen sich Feindschaft von Generation auf Generation vererbt, was die Friedenspfeife unter Indianern; ein Uebereinkommen, bei solcher Mahlzeit geschlossen, wird strenger gehalten als ein Schwur. Besuchen sich Râdschputs als Freunde, so ist die erste Frage die, ob der Besucher bereits sein Opium nahm und wird ein Oberherr von seinen Vasallen zur Vollendung eines weiteren Lebensjahres beglückwünscht, so geht ein grosser Humpen umher, in welchem Opium in Wasser aufgelöst ist und Jeder giesst sich davon in die hohle Hand.

Ein traurigeres Bild wird entrollt von den Opiumrauchern, welche den Inhalt einer kleinen Pfeife am Kerzenlicht entzünden und den Rauch schlucken; sie sind dargestellt als abgezehrte Gestalten, die unbeweglich mit stieren Augen dasitzen, die Lippen bleich, die Haut fiebernd und der Mann nur vom Opiumrausche erwachend, um eine neue Dosis des betäubenden Rauches in sich aufzunehmen; schliesslich stellt sich ein Unterleibsleiden ein und der Raucher schliesst seine Tage als Irrsinniger. In jeder grösseren Stadt Chinas sind solche bedauernswerthe Opfer des Opiumrauchens anzutreffen, aber falsch ist die Annahme, dass jeder Raucher diesem Bilde gleiche. Bereits 1862 wies der französische Arzt Liebermann nach, dass der Opiumgenuss nicht verderblicher sei als Absinth, sondern den Körper weniger untergrabe; englische ärztliche Untersuchungen weisen seither nach, dass Opium der verarmten chinesischen Volksmenge so gut bekomme und so unentbehrlich sei als unseren unteren Volksschichten ihre National-Getränke. Hiemit stimmt überein, dass der Anbau von Mohn zum Zwecke der Opiumdarstellung in China trotz der darauf gesetzten Strafen immer mehr zunimmt. Die chinesischen Staatsmänner sind gegen den englisch-indischen Handel mit Opium nicht wegen der behaupteten schlimmen Folgen, sondern wegen des grossen Silberabflusses aus ihrem Lande zur Deckung der Einkäufe; England darf aber aus der Versorgung Chinas mit der seinen Bewohnern begehrenswerthen Drogue kein grösserer Vorwurf gemacht werden, als den Handelsvölkern aller Welttheile aus der Zuführung von gebrannten Wassern zu rohen Völkern, die derselben bisher entbehrten und dem neuen Genussmittel nun zum Schaden ihrer Zukunft im Uebermasse zusprechen.

Das Doab und das sich anschliessende Gebiet, westlich Dehli, nordöstlich Audh, sind klassischer

Gartenhaus im Park des Tadsch, bei Agra.

Boden; hier standen vor Jahrtausenden die Städte der alten Sonnen- und Monddynastie (S. 25). Ihre volkreichen Residenzen liegen in Trümmern; die heute die alten Namen tragenden Städte sind nicht auf den Ruinen erbaut, sondern stehen seitlich davon. Alle Zeitalter überdauerten die Namen der alten Heldengeschlechter; noch die neuesten Volkszählungen bringen die glorreichen Geschlechter der damaligen Dynastien zum Vorscheine. Die archäologisch-ethnographischen Forschungen konnten mit Hilfe der Statistik[1] feststellen, dass die alten Arier aus dem Fünfstromlande oder Pandschab, ihren ersten festen Sitzen am linken Indusufer, nach den Gangesländern nicht längs der grossen Zuflüsse des Indus aufstiegen, sondern sich nach dem Oberlaufe dieser Ströme erst vom Ganges aus zogen. Als die Arier vom Indus aufbrachen, umgingen sie in grossen Bogen die indische Wüste, überstiegen die Arawali-Kette beim Berge Abu und zogen sich auf der Wasserscheide zwischen Tschambal, dem grössten Zuflusse der Dschamna und der in den Meerbusen von Kambay ausmündenden Mahi (Mhye) nach Malwa, den Staaten des heutigen centralindischen Agenturbezirkes. Längeren Halt machten die Arier in dem an natürlichen Vertheidigungsmitteln reichen Gebiete von Gwalior; hier hatte nach der Ueberlieferung seinen Ursitz der Katschhwâhâstamm des



Râdschput-Fürstengräber in Dschansi (S. 56).

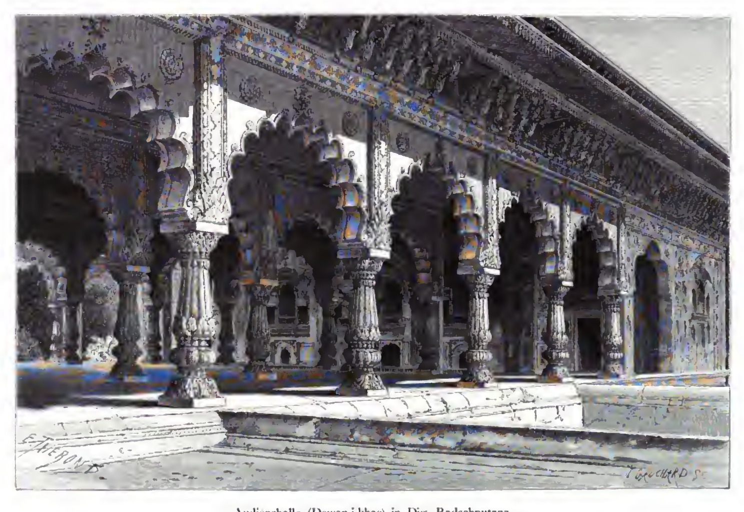
Sonnengeschlechtes und dass er sich niemals weit von seinem Hauptlande entfernte, erweisen die Volkszählungen, denn von den 46,389 Indiern, die sich 1872 in die Hausbogen als Katschhwâhâ einschrieben, sitzen von Mattra bis Dschalaon, meist auf dem rechten Dschamnaufer, über 30,000. Den Ganges überschritten die Râthor, ein anderer Hauptstamm des Sonnengeschlechtes; ihnen dankte Kanodsch, das alte Kanyakubdscha am rechten Gangesufer, dessen Mauern einst einen Umfang von fünfzig Kilometer hatten, seinen früheren Glanz und von hier aus besiedelten sie die Distrikte nordwestlich davon; zwischen Mainpuri im Süden und Bareli im Norden sitzen noch 32,452 Râthor. Zwischen Mattra und Cawnpur, ziemlich parallel der Linie der heutigen Eisenbahn Agra-Cawnpur, nahmen Sitze die Gahlot, die dritte grosse Gruppe der unter dem Namen Sonnendynastie zusammengefassten altarischen Geschlechter; sie zählen in den Gangesländern 38,618 Mitglieder und beanspruchen direkte Herkunft vom sagenhaften Helden Râma (Bd. 1, S. 131); im Fürsten von Udaipur (S. 20) und dem als Regenten unter der englischen Herrschaft in der Regierung beschnittenen Fürsten von Vizianagram (im Südwesten von Orissa) besitzen sie noch heute hochangesehene Führer der fürstlichen Familien Indiens. Die nächsten

[1] Die folgenden Angaben stützen sich auf eine Karte, mit Einträgen der verschiedenen Râdschput-Kasten nach Distrikten. Ihre Veröffentlichung ist einem anderen Orte vorbehalten.

Nachfolger der Sonnengeschlechter sind die Mondgeschlechter und von diesen lassen sich noch Yadawa und Tuars nachweisen. Ein Haufe von 27,887 Yadawa sitzt heute dicht um Mattra (nördlich von Agra) und an dieses sich anschliessend; die Tuars haben sich nördlicher gezogen und sind verschmolzen zu einer Gruppe mit Tomara, die zur Zeit der ersten Musalman-Einfälle in Dehli regierten. Unter dem alten Namen sind 11,698 Tuars anzutreffen in Mirat, östlich von Dehli; sie suchten später (wahrscheinlich vor den Tschauhans) Schutz in den äusseren Himâlayathälern, in Dehra Dun sitzen nicht weniger als 16,763 Tuars.

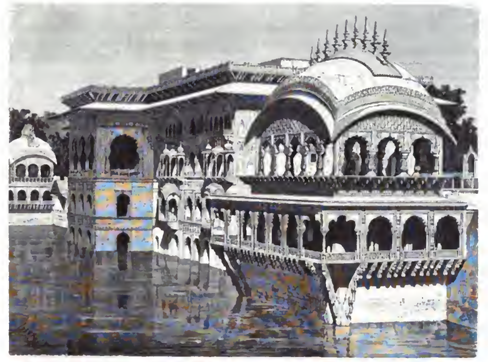
Die dritte grosse Gruppe der alten Râdschput-Geschlechter fassen die Indier zusammen als Agnikula oder Feuergeschlechter. Nach der Sage wurden die Brâhmanen-Einsiedler auf dem Berge Abu in den Arawali-Bergen (im Lande Râdschputana) von dämonischen Feinden arg bedrängt; in ihrer Noth entzündeten sie das heilige Feuer und beteten inbrünstig zu Mahâdeo, dem grossen Gotte, d. i. Siwa. Da entstieg der Flamme ein Mann; er hatte zwar nicht das Aeussere eines Kriegers (Kschatriya), aber die Heiligen übertrugen ihm die Vertheidigung des Thores im Walle um ihre Ansiedelung und erwehrten sich durch die Tapferkeit ihres Führers und seiner Gehilfen der Angreifer. Später gründeten die Agnikulas mächtige Dynastien in Centralindien und Radschputana, machten aber den Sonnen- und Mond-Dynastien auch das Gangesthal streitig. Ihre Hauptgeschlechter, die Pramara (jetzt meist Ponwar sich nennend), Parihâra und Tschalukya (Solanki) findet man über ganz Hindostan, die Nordwestprovinzen mit Audh, zerstreut; in breitem Bande schoben sich als Keil zwischen die alten arischen Ansiedler ein die Tschauhan. Diese hatten sich zunächst fest eingenistet im unteren Dschamna-Flusse, rückten von da an nach Norden vor und sitzen heute von Etawah an der Dschamna hinauf bis Bidschnur, begrenzt rechts von Tuars der Monddynastie, links von Râthors des Sonnengeschlechtes; ein Flügel besetzte die Linie Agra-Cawnpur und schnitt dadurch die Katschhwâhâ von ihren Stammesbrüdern im Norden ab. Noch 196,068 Einwohner der Nordwestprovinz und von Audh (in letzterem 24,738 Seelen) nennen sich Tschauhan; alle Agnikulas in diesen Provinzen zusammen zählen 312,858 Mitglieder gegen 136,108 Abkömmlinge der Sonnengeschlechter, 77,823 Träger von Namen der Mondlinie.

Die ersten arischen Einwanderer hielten sich fern von den Landeskindern, unter denen sie sich niederliessen, und einzelne Râdschputfamilien unterscheiden sich im Aeusseren noch heute nicht von Brâhmanen. Râdschput heisst Sohn des Fürsten. In Grösse sie wenig überragend, ist die Muskulatur besser entwickelt und das Durchschnittsgewicht Erwachsener um sechs Kilogramm grösser; dagegen fehlt das würdevolle Aeussere der Brâhmanen, der feine Schnitt der Gesichtslinien, ihr geistvoller Ausdruck. Die Träger edler Körperformen unter Râdschputs geben mit Stolz den gemeinsamen Urahn an, wissen einen langen Stammbaum aufzustellen und ihre Familienältesten sind Fürsten oder doch nach Gesinnung und socialer Stellung Adelige im besten Sinne des Wortes. Diese hellen, stattlichen Gestalten bilden aber nur einen sehr geringen Procentsatz; die einstige kriegerische Beschäftigung, welche sie als Kämpfer zu Herren des Landes erhoben hatte, machte schon längst friedlichem Berufe Platz. Bereits das Gesetzbuch des Manu, dessen Abfassung in das fünfte vorchristliche Jahrhundert gesetzt wird, lässt verschiedene kastenlose Stämme von den Kriegern (Kschatriyas) abstammen; je hartnäckiger der Kampf der arischen Einwanderer mit den alten Bewohnern der Ebene wurde, desto regelmässiger mussten die Dienstmannen der Heerführer der kriegerischen Ehren der Sieger theilhaftig werden. In einem Lande, dessen Bewohner mit dem Schwerte von ihrer Scholle vertrieben wurden, liegen die Besatzungen naturgemäss an der Grenze, während die Priester, die in der altindischen Gesellschaft eine so erhabene Stellung einnehmen, der Gewerbe- und Handelsstand in den inneren, von Einfällen weniger bedrohten Provinzen sich einrichten. Abgeschieden von ihren Stammesgenossen, suchen sich die Militär-Kolonisten Frauen aus den übrigen Landeskindern; bereits die Leiter des altindischen Staates sahen sich



Audienzhalle (Dewan-i-khas) in Dig, Radschputana.

genöthigt solche Ehen als rechtmässige anzuerkennen, wenn sie auch dem ihrer Kaste gegebenem Gesetze nicht entsprachen. So nennt das indische Recht die auf freier Zuneigung beruhende Lebensgemeinschaft, die ohne Beobachtung der von Brâhmanen verlangten Formen geschlossen wird, eine Gandharwa-Ehe nach den Genien, die nach Weibern lüstern gedacht wurden; dagegen heisst Râkschasa die Ehe, für welche sich der Mann die Erkohrene mit Gewalt raubt; unter den Râdschputs Cêntralindiens wird noch heute ein kleines Scheingefecht aufgeführt, wenn der Bräutigam die Braut in sein Haus holt. Durch solche Ergänzung aus weiteren Kreisen verlor die Kaste der Krieger ihre Reinheit; unter der Fremdherrschaft, früher der Mohammedaner, jetzt der Engländer, kommt der kriegerische Beruf ab. Nicht voll zehntausend Râdschputs dienen in der englischen Sipahi-Armee. Unter den herrschenden Anschauungen über Kaste blieb den Trägern des einstigen



Palais Gopal Bhawan in Dig bei Agra (S. 62).
(Jetzt fürstliches Hôtel für europäische Reisende.)

Kriegernamens selbst unter dem völligem Wandel im Berufe das alte Ansehen bewahrt und kein Hindu wird heute Grossgrundbesitzer, ohne sich durch den allezeit willigen Dorfchronisten mittelst eines gefälschten Stammbaumes als Râdschput beglaubigen zu lassen. Selbst wenn in der Legende über die Herkunft der Familie der unlautere Ursprung deutlich hervortritt, wie dies zum Beispiele bei den Tschandel-Râdschputs der Fall ist, „den Mond-Gebornen," so genannt, weil die Tochter eines Brâhmanen mit dem Mondgotte Umgang hatte, so wird doch nach wenigen Generationen der beanspruchte Râdschput-Charakter unbedenklich zugestanden, besonders dann, wenn es dem Emporkömmlinge oder seinen Söhnen gelungen ist, mit einem Mädchen aus einer Kaste, die schon seit langem als Râdschput gilt, eine eheliche Verbindung einzugehen. Verschieden von Brâhmanen ist deshalb die Kaste der Râdschputs in demselben Grade aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt, wie die Kasten geringerer Achtung, welche die klassischen Schriften der Hindus als Sûdras (Bd. I, S. 54) zusammenfassen; nicht Gleichheit des Ursprungs, sondern Gemeinsamkeit

des Interesse ist das Band, das diese Kasten künstlich als Einheit zusammenhält und der hohe Werth, den die indische Gesellschaft noch auf Zugehörigkeit zu einer guten Kaste legt, der Grund, dass in ganz Indien, im Norden, wie auf der Südspitze der Halbinsel, wohin echte Râdschputs nur vereinzelt kamen, jede ihrer Herkunft nach geringwerthige Familie, sobald sie zu Vermögen und Einfluss gelangt ist, den Anschluss an eine bekannte Râdschput-Sippe sucht und hierfür an Geld und Bequemlichkeit grosse Opfer sich auferlegt.

Im täglichen Leben hat der Râdschput von seiner Kastenehre wenig praktischen Nutzen; die sociale Stellung ist bei ihm sogar ein grösserer Hemmschuh des Forschrittes, als unter den weniger geachteten Klassen. Sonst kommandirte die aristokratische Gruppe der alten Râdschput-Familien Armeen oder doch Brigaden eines grösseren Korps, verwaltete Provinzen, übte Hoheitsrechte auf ihren Besitzungen aus. Solche Beschäftigungen schmeichelten ihrem Ehrgeize und boten Gelegenheit, durch Kenntnisse und Ausdauer die Hausmacht wie den politischen Einfluss zu mehren. Dies hat sich unter der englischen Regierung geändert. Ohne ernste Thätigkeit, ohne grosse sociale oder nationale Ziele, ist das Leben dieser Adeligen zwecklos. Die Mehrzahl der höheren Klassen von Râdschputs findet an einer Existenz unter Wohlleben und Nichtsthun Gefallen; aber nicht alle sind davon befriedigt und diese sind in hohem Grade niedergeschlagen, denn in Kastenbande geschlagen, ist es für sie nutzlos, ehrgeizig zu bleiben. Einzelne machen sich bemerkbar durch die Verwilligung wahrhaft königlicher Summen für die Erbauung und Unterhaltung von hohen Schulen, von Krankenhäusern, Irrenanstalten und Apotheken; leuchtendes Vorbild ist hierin der Mahârâdscha von Vizianagram, das Haupt der Râdschputs im Gangesthale mit dem Sitze in Benares, ein Gahlot-Râdschput von der Sisodiya-Abtheilung, der die Stadt Benares neben Bauten mildthätigen Zweckes mit einem prächtigen Stadthause beschenkte. Im Ganzen richten aber die Häupter grosser Râdschput-Familien ihre Bestrebungen auf die Erfüllung kleinlicher Pläne. Jahre und Millionen werden verwandt auf die Erwirkung einer höheren Nummer in der Rangliste, welche die indische Regierung aufstellt und zeitweise revidirt, oder auf die Verwilligung von Salutschüssen bei öffentlichen Aufzügen. Die Indier hoher Kaste, die ab und zu am Hofe von Sanct James in London erscheinen und dort fürstlichen Aufwand machen, betreiben durchgehends Beschwerden wegen der Zurücksetzung seitens der indischen Regierung; ein ganz unglaubliches Mass von Scharfsinn und orientalischer Intrigue wird auf die Ermöglichung grösseren Prunkes verwendet als Ersatz für wirkliche Macht.

Zum Pfluge zu greifen, war sonst nicht Sache der gemeinen Râdschputs, noch im Sipahi-Aufstande von 1857 waren die schneidigsten Kämpfer für die Unabhängigkeit von England Râdschputs; seitdem zog unter englischer Einwirkung auch in den bisher unter indischer Selbstherrlichkeit verwalteten grösseren Grundbesitzungen und Fürstenthümern öffentliche Sicherheit ein, den Raubfehden ist gesteuert und jetzt wenden sich Râdschputs allgemeiner landwirthschaftlicher Thätigkeit zu. Selten trifft man dagegen einen Râdschput als Kaufmann; Schriftsteller, gewandte Redner und Gelehrte zählen sie viel weniger als die unteren Kasten, auf welche sie mit so unberechtigter Verachtung herabblicken. Am meisten eingeengt in Freiheit der Bewegung ist der Râtschput in der Frauenwahl.

Ueberall in Indien unter den besseren Kasten ist die Frauenwahl keine Herzensangelegenheit, sondern wird als eine wichtige Familien- und Kastenfrage von Brâhmanen, Unterhändlern und Eltern in die Hand genommen. Die Bewegung, die vor einigen Jahren gegen solches Herkommen in Gang kam, veranlasst durch die vielen Beispiele grenzenlosen Elends, wenn eine an den neueren Mädchenschulen gebildete Indierin einem Manne angetraut wurde, der unter den alten Vorurtheilen aufgewachsen war, endete zu allgemeiner Ueberraschung mit dem Beschlusse, es heisse die gute indische Gesellschaft dem Untergange weihen, wollte man verlangen, dass Neigung bereits unter Brautleuten herrschen müsse, diese zu pflegen sei Sache der Ehe. Verheirathung der Haussöhne



Kaiser Auringzeb's Moschee in Benares.

als Kind mit einem unerwachsenen Mädchen unter Verbleib der Neuvermählten im Hause ihrer Eltern bis zum Eintritte der Mannbarkeit wird unter Râtschputs nicht als religiöses Gebot betrachtet, wie unter Brâhmanen; dagegen hat der Râdschput bei der Brautwerbung strengstens zu beachten, dass er sich keine Frau aus derselben Sippe sucht, welcher seine Familie zugerechnet wird, denn Kinder aus solchen Ehen gelten als unehrlich. Dabei muss aber die Frau von Râdschput-Abstammung sein, sollen die Kinder der Kaste des Vaters zugehören; die Folge ist deshalb, dass jede Sippe, jeder Stamm hinsichtlich der Ehefrauen von den andern Râdschput-Stämmen abhängt. Diese beengenden Vorschriften machen unter den besseren Familien die Frauenwahl zu einer noch viel schwierigeren Sache, als unter uns Westeuropäern. Wie in der altjüdischen Zeit, führt es zu Blutfehde, wenn ein Stamm dem anderen seine Mädchen weigert; das Scheingefecht, das sonst beim Abholen der Braut aufgeführt wird, artet in blutigen Kampf aus und kann langdauernde Stammes-Feindschaft zur Folge haben. Der Arme, der stets streng an der Kastenvorschrift hält, kann sich längeres Suchen um eine Frau nicht erlauben; unter der arbeitenden Klasse ist deshalb unter den Râdschputs die Zahl der Jung-Gesellen grösser als sonst. Die Schwierigkeit, die Tochter an den Mann zu bringen, liess sodann die verbrecherische Tödtung neugeborener Töchter zur nationalen Eigenthümlichkeit heranreifen. Jeder Indier sehnt sich nach einem Sohne zur Vollziehung der Todtenopfer; durch seine Hauschronisten ängstlich gemacht, sich zu mesalliiren, greift der Râdschput hohen Ranges für den zu verheirathenden Sohn schliesslich zur Tochter aus geringer Râdschputkaste, weil diese zum eigenen Stamme sicher nicht verwandt ist. Dies hat eine fortwährende Standeserhöhung weiblicher Mitglieder aus Kasten von geringem Ansehen zur Folge; es befriedigt nicht nur den Ehrgeiz ihrer Angehörigen, von höher stehenden Familien gesucht zu werden, die reichen Morgengaben verhelfen den Eltern der jungen Frau auch zu Vermögen. Anders unter den Kasten hohen Ranges; je bevorzugter die sociale Stellung, desto enger der Kreis, in welchem eine ebenbürtige Parthie möglich, und dies wurde die Ursache, dass in solchen Kreisen die Väter ganz regelmässig auf die Achtung



Buddhistischer Stûpa Dhamek zu Sarnath bei Benares (S. 59).

als Schwiegervater verzichten, Grosseltern Freuden sich versagen und mit einer Selbstüberwindung, die in einer edleren Sache Gutes stiften würde, ihre Töchter gedungenen Mördern zur Tödtung übergeben! Unter der Musalman-Herrschaft wurde zuweilen die Lüsternheit der Gebieter nach der schönen Tochter eines Vasallen die Ursache, dass dieser den Tod der Tochter ihrer entehrenden Behandlung im Harem des Wüstlings vorzog; in der Gegenwart wirken noch mit die unsinnig hohen Ausgaben, welche die Sitte bei der standesmässigen Verheirathung einer fürstlichen Tochter verlangt.

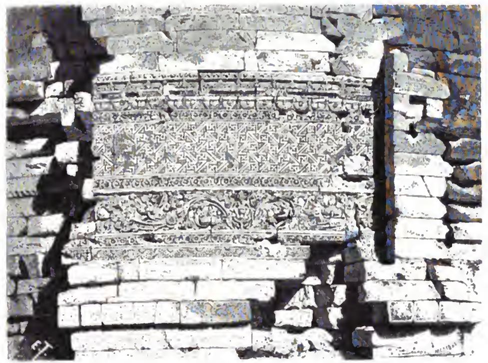
Im Jahre 1840 hatte eine Volkszählung im Distrikte Allahabad in 73 Dörfern festgestellt, dass darin nur drei Mädchen lebten; in der Umgegend von Agra fand man 1843 sogar kein einziges Mädchen unter zwölf Jahren vor und bei weiteren Zählungen ergab sich, dass im Doab, ja im grösseren Theile von Hindostan fast nirgends mehr als ein Mädchen auf drei Knaben traf. Versuche in kleineren Kreisen stellten die Möglichkeit fest, dem Mädchenmorde durch strenge Polizeivorschriften Einhalt zu thun; Gesetz I. vom Jahre 1870 unterwirft sodann alle Distrikte, in welchen die jeweiligen Volkszählungen ein Verhältniss von nur vierzig Mädchen auf hundert Knaben ergeben, der Anzeigepflicht aller Geburten bei den Polizeistellen — Standesämter in unserem Sinne kennt man in Indien im Uebrigen noch nicht — und fällt das Verhältniss auf 25 Mädchen herab, so hat sogar jede Schwangerschaft angezeigt zu werden; durch Hebamme, amtlichen Arzt, Polizisten und die vorgesetzten Verwaltungsämter findet dann fortgesetzte Ueberwachung statt und eingehende Untersuchung aller Todesfälle unter Kindern. Die Folgen blieben nicht aus; das Verhältniss der Mädchen zu Knaben im ersten Lebensjahre ist schon auf ein Mädchen zu zwei Knaben gestiegen. Dagegen sind die Behörden jetzt erschreckt durch eine überraschend hohe Sterblichkeit unter Kindern in höherem Lebensalter. In den Nordwestprovinzen ist die Sterblichkeit unter Mädchen bis zu zwölf Jahren 25 Prozent gegen 15 Prozent anderwärts; an Stelle der Ermordung Neugeborener scheint der unmenschliche Hinduvater zu zerstörender Einwirkung auf den Körper seiner heranwachsenden Tochter gegriffen zu haben. — Es fehlt nicht an Zeichen besserer Einsicht; so fasste in Dschansi (südlich des Ganges, berühmt durch seine kunstvollen Fürstengräber im Baustile der Dschainas) der geachtete Parihâra-Stamm unter Vortritt seines Râdscha den Beschluss, aus keiner Kaste Mädchen zur Frau zu nehmen, in der noch Tödtung Neugeborener Brauch ist. Im Ganzen wird aber unter Râdschputs die Klage laut, dass die englischen Gebieter ohne Kenntniss der Folgen Kastenvorrechte beschneiden und dadurch diese einflussreiche Gruppe ihrer indischen Unterthanen in Ausübung alter Rechte verkürzen; Kindermord an Mädchen ist deshalb unter Râdschputs noch ferne davon, ausgerottet zu sein.

Ein anderes, in die sanitären Verhältnisse von ganz Indien tief einschneidendes Verwaltungs-Gesetz ist die Einführung des Impfzwanges in Städten. Der Indier lässt Blatternkrankheit über die Menschen kommen durch die Göttin Mârî, genannt Mârî Amman bei den Tamil des südlichen Indiens. Diese Göttin gilt als die Mutter des Todes und die Ursache aller Pestilenz, auch die Cholera ist ihr Werk; man bildet sie ab in sitzender Stellung mit vier Händen, in deren einer sie eine Art Trommel hält, während die anderen Dreizack, einen Bündel Stricke und einen Todtenkopf tragen. Der Göttin sind Tempel errichtet, meist abseits der Dörfer unter Hainen. Man bringt Mârî blutige Opfer dar, trägt im südlichen Indien ihre Statue in Prozessionen umher und feiert unter mancherlei Ergötzlichkeiten Jahresfeste zu ihren Ehren. Die Blattern, Sitla, voller Sîtalâ, schenkt Mârî den Menschen aus Gnade, aber nur selten erweisen sich diese dafür dankbar. Im Pandschab (westlich der Nordwestprovinz) bildete es einen Kriminalfall, dass eine Mutter den Säugling verhungern liess, dagegen ihr dreijähriges Mädchen anlegte, das an den Blattern heftig erkrankt war, in der Hoffnung dadurch die Kranke zu erhalten. Solche Beispiele stehen jedoch vereinzelt da, die Regel ist Furcht vor dem Nahen von Mârî und Darreichung von Hilfe. Am wirksamsten gilt Einreiben des Kranken mit gewissen Heilkräutern; daneben müssen fleissig Gebete gesprochen und das Haus wie seine Insassen durch Talismane für Mârî weiterhin unnahbar gemacht werden.



Nepalesischer Tempel am Gangesufer in Benares.

Stirbt Jemand an der Sitla oder erfolgt Erblindung, so hat man sich bei den Ceremonien ein Versehen zu Schulden kommen lassen. Die Heilwirkungen der Impfung sind den Indiern nicht ganz unbekannt geblieben; bei Blatternepidemien gibt man den Familiengliedern in Wasser Blatterngrinde zu trinken oder impft vom Kranken ab. Dabei ist aber Mancherlei zu beachten. Männer und Knaben müssen auf dem rechten Arme, Mädchen links geimpft werden; nur der Dorfpriester kann die Operation vornehmen und hat dabei bestimmte Gebete zu sprechen. Gemeiniglich wird zur Einimpfung zu spät geschritten; strichweise zeigt die Hälfte der Bevölkerung Blatternarben, auf eine Blatternepidemie rechnet man durchschnittlich in jedem vierten Jahre; der fünfundzwanzigste Todesfall erfolgte aus Blatternkrankheit, ehe die englische Verwaltung Impfstationen einrichtete. In der Stadt Bombay werden Impfoperationen bereits 1802 vorgenommen.



Sockelverzierung am Dhamek Stûpa, Sarnath (S. 59).

In Broatsch, nördlich von Bombay, an der Einmündung des Narbada-Flusses in das Meer, Sitz einer der ältesten englischen Faktoreien in Indien, gab die heftige Epidemie von 1812 Anlass zur Anwendung des Kuhpockengiftes bei Eingeborenen; in anderen Distrikten folgte man nach und 1838 waren in allen Provinzen Impfversuche gemacht. Von 1851 datirt der Erlass, welcher alle Dispensirärzte an Apotheken mit Lympfe versorgt und das Land in Impfdistrikte eintheilt; Jahresberichte werden erstellt, den Gründen der Abneigung unter den Eingeborenen nachgegangen. Dieser Einwendungen sind sehr vielseitige. In Südindien warnen die Brâhmanen, denen unter den Erfolgen der christlichen Missionäre um ihren Einfluss bangt, vor der Impfung unter dem Vorgeben, der so Gezeichnete werde als Christ gezählt. Im nördlichen Indien wird von den Gegnern der englischen Herrschaft als Zweck der Impfung das Herausfinden eines Kindes mit weissem Blute ausgegeben, dessen die englischen Behörden sich rechtzeitig versichern wollen, damit er nicht als Tschakrawartin oder Weltherrscher die Räder seines Wagens ungehemmt über alle

Länder rollen lasse. Der Waldbewohner sieht in Impfung den Versuch, ohne Tödtung Menschenblut zu gewinnen um damit die Götter zu füttern, denen der Engländer seine Macht dankt. Aus Scheu, das heilige Thier, die Kuh, zu entweihen, hält sich das abergläubische Hinduweib ferne und wird darin bestärkt durch den Dorfpriester, der am Impftage regelmässig etwas auszusetzen hat und ihn niemals als günstig für die Operation hält. Ebenfalls aus religiösem Vorurtheile weigert der Lingaite die Impfung. In Zeiten von Epidemien und Hungernothqualen überwanden die englischen Behörden die Abneigung durch die Darreichung von Reis an die Mütter; allmählich wich das Vorurtheil allgemeiner besserer Einsicht, insbesondere in Städten liessen die Wohlhabenden unter den bessern Kasten ihre Kinder regelmässiger impfen. Regierende Fürsten erprobten in ihren Familien die Wirkung des Kuhpockengiftes und im letzten Jahrzehnte brach sich die Ueberzeugung Bahn, dass Impfung (im Hindi Tikâdâlnâ genannt, d. i. ein Zeichen aufdrücken) verheerenden Blatternepidemien wirksam steuere. Der Municipalrath der Stadt Bombay ging mit Einführung des Impfzwanges voran; er ist dort Gesetz seit dem 2. März 1877 und drückte noch im ersten Jahre die Zahl der Todesfälle an Blattern auf zwei Drittheile der Durchschnittsziffer der vorhergegangenen fünf Jahre herab. Alle Erfahrungen verwerthete der gelehrte, dabei streitbare und wegen seiner Verdienste auf dem Gebiete des Sanitätswesens in den englischen Ritterstand erhobene Pandschabi, Honorable Sayad Ahmad Khan, Mitglied des gesetzgebenden indischen Körpers, zu dem Antrage, die Impfung in allen mit Stadtverfassung ausgestatteten Städten zur Pflicht zu machen und das Entziehen von Kindern der Impfung mit Gefängniss bis zu sechs Monaten zu bestrafen. Unter Herabminderung dieses unerhört hohen Strafansatzes auf Geldstrafe bis zu tausend Mark[1]) wurde die Bill Gesetz unterm 15. Juli 1880 und rund achthundert Städte mit einer Bevölkerung von reichlich zwölf Millionen sind unter ihre Wirkung gestellt.



Fenster an der Man Mandir Sternwarte, Benares (S. 60).

Für ganz Indien beginnt die verlässige Geschichte mit dem Auftreten Buddhas; glänzend tritt darin Benares hervor, Wârânasî in der altepischen Literatur, die Stadt der Tempel in der Gegenwart. Der Hindu betrachtet Benares als den Mittelpunkt des altindischen Staates; in der heiligen Literatur wird sie öfter genannt als jede andere Stadt und wenn auch die Zeit der Erbauung niemals festgestellt werden kann, so ist sie jedenfalls älter als Rom und war bereits berühmt, als Babylon mit Ninive um den Vorrang stritt, Tyrus Kolonien gründete und Nebukadnezar Jerusalem bedrückte.

Die alte Wârânasî (auch Kâsî genannt) lag östlich der heutigen Stadt Benares; diese ist erbaut auf dem linken Gangesufer, östlich vom Flüsschen Burna begrenzt, und entbehrt Bauten älter als das siebenzehnte Jahrhundert; dafür ist die Umgebung reich an Ruinen. Auf Religionsstifter und Gelehrte übte Wâranâsî wie Benares jederzeit eine Anziehungskraft aus; die Stadt

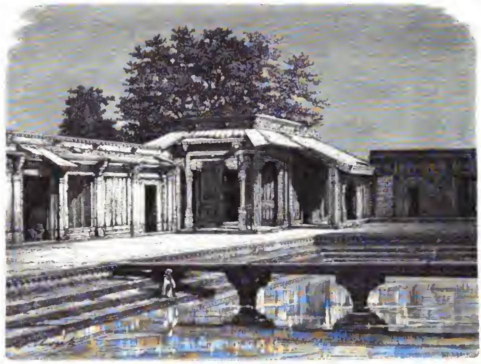
1) Nachträgliche Umwandlung erkannter Geldstrafen in Haft kennt das indische Strafgesetzbuch nicht; die Strafgelder werden ein Jahrzehent in Vormerkung gehalten und ihre Abführung durch zeitweise Wiederholung einer Execution versucht. (Vgl. Band I, S. 247.)



Dasasamedh Ghat in Benares.

ist nicht nur die Wiege des Buddhismus, auch die Sekten des modernen Hinduismus nehmen von hier aus ihren Anfang oder suchen doch in der heiligen Stadt nach einem Mittelpunkte ihrer Verehrung. Von Gelehrten sammelten im vierten vorchristlichen Jahrhunderte Yâska und Pânini hier und im nahen Patna das Material zu ihren noch heute bewunderten Grammatiken; in der Gegenwart übersetzte Talsi Das das Râmâyana in die Hindî Sprache und machte dieses grosse Gedicht dadurch zum Gemeingute der lebenden Generationen.

Es war im Jahre 589 vor Christus, dass der Königssohn Siddhartha, der Begründer der Religion des Buddhismus, aus der Einsamkeit der Umgebungen von Gaya (in Behar) nach Benares aufbrach, hier zu predigen begann und Zuhörer aus allen Kasten anzog. Zur Erinnerung an seine Predigten errichteten Könige und Fürsten in und bei Benares zahlreiche Bauten, die zur Anbetung einluden;



Zenana (Frauengemach) in Fatipur Sikri bei Agra (S. 62).

davon ist theilweise noch gut erhalten ein Reliquienthurm, Stûpa, in Sarnath, sechs Kilometer östlich von Benares, einst Hauptpflegestätte des buddhistischen Glaubens, wo neben ausgedehnten Klosteranlagen auch Reliquienschreine (Stûpas) errichtet waren. Dieser Bau steht bei Dhamek; seine Aufrichtung fällt in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Der Sockel ist aus grossen Quadern ausgeführt, jeder Stein mit den nächst liegenden durch Eisen verklammert, der Oberbau aus Ziegeln. Der Thurm hat eine Höhe von 38,8 Meter, der Grundbau reicht drei Meter unter den Boden hinab; einst krönte die Spitze ein Schirmaufsatz, wie ihn das Bild auf S. 69 des ersten Bandes ersichtlich macht. Die Rundung des Sockels ist durch acht Vorsprünge unterbrochen, in jedem eine Nische, in der eine Statue gestanden hatte Der Raum zwischen den Vorsprüngen ist reich mit erhabenen Steinhauerarbeiten verziert; das untere Band stellt Lotusblätter dar, auf der Blüthe sitzen Brahmanî-Gänse und aus den Wurzeln ersteht ein Buddha. Die Linien darüber sind geometrische Figuren, ihre Zwischenräume mit Ornamenten ausgefüllt. (Siehe die Abbildungen S. 55 und 57.)

Wenn man an Benares auf dem Wasser in einem Schiffchen vorbeitreibt, fesselt vor allen übrigen Plätzen die Umgebung des Dasasamedh Ghât (siehe unsere Tafel), an welchem kein Hindu aussteigt, ohne Gott Brahmâ seine Verehrung zu bezeigen, der hier das Rossopfer darbrachte, dessen Vollziehung, wenn hundertmal wiederholt, den Menschen Gott gleichmacht. Die neueste Schöpfung unter den Bauten an diesem Uferplatze ist die Man Mandir (d. i. Tempel des Geistes) genannte Sternwarte, erbaut 1680 auf Einladung des damaligen Kaisers Mohammed Schâh von Dschai Singh, Fürst von Dschaipur, einem der ersten indischen Astronomen der Neuzeit. Wir brachten S. 58 die Ansicht eines Erkers in der Umfassungsmauer, welche neben anderen astronomischen Geräthen indischer Konstruktion den Yantrasamrât „Fürst unter den Instrumenten" enthält, ein gemauertes Meridiansegment von zehn Meter Länge bei 1¼ Meter Breite, am unteren Ende zwei Meter über dem Boden stehend, oben 6¾ Meter hoch, dessen Mittellinie genau in der Ebene des Benares-Meridian liegt. Weiter stromabwärts überragt alle anderen Gebäude an Massigkeit der Wände und Höhe seiner Minarets die Moschee des Kaisers Auringzeb (siehe unsere Tafel). Man sagt den Grundmauern nach, sie ragen so tief unter die Erde hinab, als die Stockwerke in die Luft. Eine seltene architektonische Leistung sind die Minarets; ihre Höhe vom Pflaster im inneren Hofe gemessen, ist 34,7 Meter; der Durchmesser, an der Basis 2½ Meter, nimmt nach oben ab und und erreicht mit 2,2 Meter den geringsten Umfang. Bedenkt man, dass das Pflaster des Hofes nahezu so viele Meter über dem Wasserspiegel liegt, als die Thürme darüber sich erheben, so lässt sich ermessen, von welch' schwindelnder Höhe die Thürme erscheinen, vom Wasser aus in einem Kahne betrachtet. Vom Kaiser Auringzeb im siebenzehnten Jahrhunderte erbaut zur Verhöhnung der Hindu-Religionen unter zahlreicher Verwendung von Theilen zerstörter Tempel, erndten in der Gegenwart die Moslims die Frucht des von ihrem einstigen Protektor unklug gepflegten Religionshasses. Das Hauptthor in der Umfassungsmauer ist vermauert, durch ein Seitenthürchen müssen die Gläubigen in ihr Gotteshaus einschlüpfen. Vergeblich wurden die Mohammedaner um Wiedereröffnung eines würdigen Zuganges vorstellig; die Hindus besitzen unbestritten das Eigenthum am Platze vor dem Gebäude und um nicht Volksauftritte wiederholt zu sehen, welche die öffentliche Ruhe bedenklich gefährden, belassen es die englischen Behörden bei dem Seitenpförtchen.

Das Innere der Stadt bietet architektonisch wenig Sehenswerthes; die Geschäftsstrassen sind wie anderwärts eine Reihenfolge von Verkaufsläden und in den Geschäftsstunden der Schauplatz regen Verkehres. Wahrzeichen der Stadt sind ihre vielen Tempel. Man zählt 1,454 Hindu-Tempel, 272 Moscheen und damit jeder Weltglaube vertreten sei, liess der Mahârâdscha des noch selbständigen Himâlaya-Staates Nepal am Ufer des Flusses im Geschmacke seiner Heimat nach chinesischer Bauart einen Tempel zur Verrichtung der Andacht seitens Buddhisten errichten. (Siehe unsere Tafel.) Als Wallfahrtsort nimmt Benares einen sehr hohen Rang ein; die Pilgergaben nähren rund 25,000 Brâhmanen und Schaaren von Bettlern, die mit einer Schale in der Hand den ganzen Tag über vor den besuchtesten Tempeln sitzen. (Vgl. die Tafel Bd. 1, S. 164.) Jährlich betreten 150,000 bis 200,000 Hindus als Pilger die Stadt. Zuerst begibt man sich zum Manikarnikâ-Brunnen und trinkt von dessen stinkendem ekelhaften Wasser, welchem aber Gott Siwa die Kraft verlieh, dass der Genuss von Sünden reinige; dann opfert man der Fussspur Wischnus, die dieser grosse Gott hart neben dem Brunnen hinterliess und von diesem Rivalen Siwas hinweg verfügt sich der Hindu mit dem ihn kennzeichnenden Misstrauen in die Macht seiner Götter zu einer Pantschgangâ genannten Stelle am Ganges, wo fünf Flüsse unterirdisch zusammenfliessen sollen, von denen aber nur der Ganges sichtbar ist; ihre Göttinnen sollen Helferinnen werden. Jeder findet in der Stadt seinen Lieblingsgott in einem Tempel; Hauptsammelpunkte sind die Badeplätze (Ghâts) am Ganges und in der Stadt der Tempel von Bischeswar oder Siwa,



Mattra am Dschamnaflusse.



dem hier in einem Steinlinga (Bd. 1, S. 147) abgötterische Verehrung erwiesen wird. Dieser formlose Stein gilt den Siwaiten als Kotwâl oder göttlicher Ordner und Schutzgeist der Stadt! Die Brâhmanen wissen, wie in Orissa, den Pilgern hohe Summen abzupressen. Weltbekannt machte sich vor einigen Jahrzehnten der Fürst von Tandschor, südlich von Madras, durch Darreichung des Tulâdâna oder Gewichtsgabe genannten Opfers darin bestehend, dass man so viel Geld schenkt als der eigene Körper wiegt. Reiche Erndte hielten die Tempelhüter 1875/76 während der Rundreise des Prinzen von Wales; kein durchreisender indischer Fürst oder Magnat versäumte, dem Flusse und den Tempeln an seinen Ufern seine Verehrung darzubringen und die Aufwärter königlich zu belohnen. Am tollsten trieb es der Fürst von Kaschmir; er schenkte den Tempelfonds 50,000 Mark, speiste 25,000 zusammengeströmte Brâhmanen aus und liess Jedem noch einen Goldmohur (= 30 M.) als Almosen einhändigen. Der Glaube, dass zur Glückseligkeit im Jenseits in Benares am Ganges geopfert werden müsse, ist selbst in den fortgeschrittensten indischen Familien noch nicht ausgestorben. Im Sommer 1863 war im Athenaeum-Club zu London mein täglicher Tischgenosse beim Abendthee Sir Kumâra Swamin, ein gelehrter Ceylonese, Mitglied des obersten



Moschee-Viertel (Dargah) in Futipur Sikri bei Agra (S. 62).

englischen Gerichtshofes in Colombo auf Ceylon, Bekenner des Hinduismus. Sir Kumâra hatte damals einen längeren Aufenthalt in England genommen, las fleissig das Leben Jesu von Renan und ertheilte mir viele Aufschlüsse über das Wesen der buddhistischen Religion auf Ceylon. Unvergesslich ist mir das Behagen, mit welchem er gerne darüber sprach, dass das Leben unseres Religionsstifters nicht weniger sagenreich sei, als die Jugendgeschichte der Propheten seines Glaubens. Sir Kumâra sandte später seinen Sohn nach England zur Ausbildung und derselbe gilt als einer der freisinnigsten Hindu-Denker. Ich war deshalb nicht wenig überrascht, als die indischen Blätter vom Dezember 1879 eine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten brachten, unter denen die strenggläubige Mutter meines redegewandten Disputators seine irdischen Ueberreste in einer Aschenurne dem Ganges übergab unter Assistenz des in England erzogenen und von dort hiezu herbeigeeilten Sohnes des Verlebten!

Als Geburtsort von Gott Krischna (Bd. 1, S. 170) gilt dem Hindu Mattra (Mathurâ), oberhalb Agra (siehe unsere Tafel). Als Wallfahrtsort hat Mattra die Zugkraft verloren, weil die heiligen Gebäude jetzt von der Dschamna abseits liegen und das unumgängliche Bad zu beschwerlich wird, seitdem dieser Fluss sein Bett verlegte; dagegen blieb die Umgegend heiliges Geblet,

weil Krischna seine Heerden dort weidete. Wie wir unseren Kindern als Vornamen die Namen der Erzväter der biblischen Geschichte beilegen, so der gläubige Hindu seinen Kindern die Namen der Dörfer und Städte dieser durch Krischnas Jugendleben geheiligten Flur. Die heutige Stadt, von mohammedanischen Heeren wiederholt heimgesucht und geplündert, wurde vom glaubenswüthenden Auringzeb sogar Islamabad (Stadt des Islam) getauft, mit Moscheen geschmückt, zu denen die Bausteine aus den Trümmern der einstigen Tempel des Hindu-Kultus genommen sind; seither strotzt Mattra von Gebäuden und Häuserverzierungen im Stile der Moghul-Bauten. In indischem Geschmacke sind die mohammedanischen Muster verarbeitet in Dig, einem Oertchen westlich von Mattra, im Staate Bhartpur[1], Sommerresidenz des dortigen Fürsten. In unserer Tafel „Audienzhalle in Dig" wie im Bilde S. 64 ist die Anbringung eines von schlanken Säulen getragenen Vorbaues mit gewölbter Decke mohammedanisch; die Hindus gaben solchen Räumen, die zur Abhaltung der Hitze dienen, flachen Plafond. (Vgl. die S. 5 eingestellte Ansicht.)

Mit Prunkbauten des verfeinertesten mohammedanischen Geschmackes wurde im 16. und 17. Jahrhunderte Agra und seine Umgebung bedacht. In Sikandra, einem Flecken acht Kilometer nordwestlich von Agra gelegen, vererbt Sikandar Lodhi (gestorben 1509) seinen Namen auf die Nachwelt; das Grabmal Akbars (gestorben 1605) errichtete Kaiser Dschehangir. 1608 vollendet, missfiel der Bau dem Kaiser bei eingehender Besichtigung; er befahl den Umbau im gegenwärtigen Stil und diese Arbeit ward 1613 ausgeführt. Das Mausoleum ist ein Quadrat von fast hundert Meter Seite und erhebt sich in fünf Stockwerken in pyramidaler Form zur Höhe von dreissig Meter. Um jedes Stockwerk läuft eine gewölbte Gallerie, die Vorbaue sind Thürmchen von platter Kuppel überragt. Die vier unteren Stockwerke sind aus rothem Sandsteine aufgeführt, das oberste aus weissem Marmor; das Innere ist matt erleuchtet und enthält einen Sarkophag mit Akbars Körper (vgl. die Ansicht S. 41.) — Mit Akbars Jugendleben ist Fatipur Sikri verknüpft, ein Städtchen vierzig Kilometer südwestlich von Agra. Seine Gattin hatte Zwillinge verloren; wieder guter Hoffnung geworden, sollte ein gesunder Wohnsitz ermittelt werden. Auf des Heiligen Scheikh Selim's Rath schlug der Kaiser seine Residenz in Fatipur Sikri auf, und hier gebar die Kaiserin den nachmaligen Kaiser Dschehangir. Später kehrte der Kaiser dem Oertchen den Rücken, die Nähe eines schiffbaren Flusses entschied für Agra als Hauptstadt des Reiches. An die alte Hofhaltung erinnern die Empfangshalle (S. 43), die Bäder im Frauengemache (S. 59), und die Dargah Moschee (S. 61); dem Andenken an den altehrwürdigen Greis, dessen Rath das glückliche Heranwachsen des kaiserlichen Sprösslings verdankt wurde, ist das prachtvolle Grabdenkmal gewidmet, dessen Abbildung als Tafel bereits zu S. 108 des ersten Bandes ausgegeben wurde.

Die Stadt Agra hatte bei der letzten Volkszählung eine ortsanwesende Bevölkerung von 149,008 Seelen. Ihre Erbauung erfolgte unter den Moghuls, ihre gegenwärtige Bedeutung als Handelsstadt dankt sie England. Durch Eisenbahnen und Kanäle ist Agra mit Hindostan verbunden, durch die Radschputanabahn, welche am 30. December 1880 feierlich eröffnet wurde, in direkte Verbindung gesetzt mit Bombay, dem Haupthafen Indiens an der Europa zugekehrten Seite; rund fünfhundert Kilometer sind an der Entfernung zur Küste gekürzt. Der Name Agra ist vielfach gedeutet worden; man wird aber nur die Wahl haben zwischen einem ursprünglichen Agnirâdsch (Agrâdsch) „König des Feuers" oder Agniwara (Agwar) „Umkreis des Feuers"; in beiden Fällen ist anzunehmen, dass eine Rasse, die den Kultus des Feuers trieb, hier ihren Sitz genommen hatte. Diese alte Ansiedelung stand zwanzig Kilometer südöstlich der jetzigen Stadt, da wo das alte Bett des Dschamna-Flusses noch heute sichtbar ist. Mit Wällen versah das moderne Agra

[1]) Berühmt sind die Befestigungen der Stadt Bhartpur; sie nothigten die Engländer 1806 zu einer formlichen Belagerung von der Dauer von sechs Wochen und zum Sturme. Mittelst der Wasser eines hoher gelegenen Teiches konnten die Belagerten die Wälle der Citadelle mit Wasser bespülen; unsere Ansicht von Bhartpur zeigt die Fassung des Teiches.



Ansicht der Stadt Bhartpur, westlich von Agra.

zuerst Selim Schâh, Sohn von Schîr Schâh (1545 — 53); Akbar begann sodann 1566 das Fort, seine zwei Nachfolger verschönern die Stadt durch grossartige Bauten, aber bereits 1639 beginnen die Moghul-Kaiser der Stadt den Rücken zu kehren und sich nach Dehli zurückzuziehen.

Rechts der Eisenbahnstation, in welcher der Zug von Benares-Allahabad am linken Dschamnaufer zu stehen kommt, ragen aus einer lieblichen Gartenanlage schlanke Cypressen empor und darin erhebt sich auf einer, über dem Erdboden einen Meter hoch aufgebauten Terrasse das Grabdenkmal für Itmad-ud-daulah, Vater von Mumtâz Mahal, der Gemahlin von Kaiser Schâh Dschehan. Die Kaiserin hatte ihrem Vater ein Grabdenkmal aus eitel Silber bestimmt, aber den Plan auf den Einwand hin fallen lassen, dass solch' kostbare Hülle die Raublust habgieriger Feldherren reizen müsse; dafür wurde zum weissen Marmor gegriffen, und grosse Steinquadern mit einer Ausdauer bis auf dünne Rippen durchbrochen ausgearbeitet — der Indier



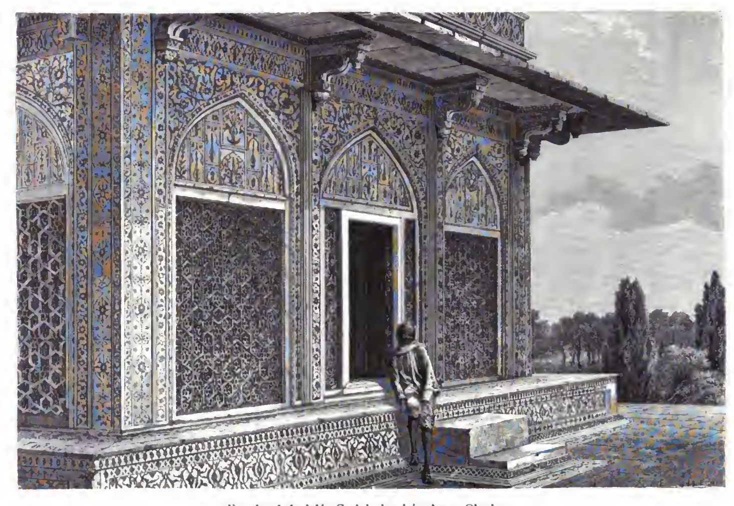
Tadsch bei Agra, Gartenpforte (S. 64).

nennt solche ausgehauene Steine Dschâli oder Netz —, dass sie das niedliche Mausoleum zu einer Perle der Moghul-Bauwerke macht. Auf der Sandstein-Terrasse von 55 Meter im Gevierte steht in der Mitte ein viereckiger Pavillon von $6^{3}/_{4}$ Meter Seite; in den vier Ecken runde Thürme. Die Wände des Erdgeschosses sind mit Blumen-Arabesken, Koransprüchen und eingelassenen farbigen Steinen verziert; der Oberbau ist aus künstlich ausgemeisselten Marmorplatten aufgeführt. Der Bau wurde 1628 vollendet. Wir bringen ein Totalansicht der Anlage, dann in grösserem Massstabe einen Theil des Oberstockes, welcher die staunenswerthe Steinhauerarbeit in ihrer ganzen Feinheit bewundern lässt.

Die indischen Moghulkaiser waren centralasiatischer, genauer türkisch-tatarischer Herkunft. Bei den Tataren ist es Sitte, sich bei Lebzeiten sein Grab herzurichten in einer Gartenanlage ausserhalb der Stadt und das Gebäude zu lustigen Gelagen zu verwenden, bis es nach dem Tode des Erbauers seiner eigentlichen Bestimmung übergeben wird. Schâh Dschehan, Kaiser von

1605—1628, hatte sich im Osten der Stadt Agra, am rechten Flussufer, Gärten anlegen lassen und hier sammt seiner Gemahlin Muntâz Mahal mancherlei Kurzweil getrieben; als diese 1629 im achten Wochenbette starb und der Befehl zur Erbauung eines alle bisherigen Bauwerke überbietenden Grabdenkmals erging, wurde dieser Garten als Bauplatz bestimmt. Die endgültige Feststellung des Bauplanes fiel einem Osmanen zu, genannt Isa Mohammed Effendi, dessen Dienste der Sultan zu Konstantinopel zur Verfügung gestellt hatte. Von diesem Effendi rührt der Plan zum "Tadsch" genannten Mausoleum her. Bei der Ausführung betheiligten sich nicht nur die besten indischen Kräfte; die Kunst Edelsteine in Marmor einzulegen lehrte den Indiern, die ihren Meister hierin aber sofort überflügelten, Austin von Bordeaux, der in die Dienste von Schâh Dschehan getreten war und in Agra begraben liegt.

Der Tadsch steht zwei Kilometer ostwärts der Stadt, die eine Längsseite liegt dicht am Dschamnaflusse; der umgebende Garten ist mit einer hohen Sandsteinmauer umfriedet, das Eingangsthor selbst (S. 63) ist ein kunstvoller Bau aus weissem Marmor; die Verkleidung zeigt zahlreiche Arabesken und Koranverse. Der Weg zum Hauptgebäude führt zwischen einer Doppelallee schattiger Cypressen; Palmen und Banianen mischen ihre helleren Blätter mit den dunkeln Nadeln der Cypressen, dazwischen strecken Bambus ihre gefiederten Schäfte empor, spenden Rosen und wohlriechende Gebüsche ihren Duft. Die Mittellinie des Weges ist von einem Wasserkanale eingenommen, darin eine Reihe von Springbrunnen, welche einen Strahl ausspeien und Kühlung bringen. (Vgl. die beiden Tafeln des Tadsch zu diesem Bande.) Das Mausoleum steht am Ende dieser Allee auf einem Sockel, getragen von einer langen Reihe von Gewölben; der Sockel aus rothem Sandstein hat einem Umfang von 95 Meter im Gevierte, sein oberer Rand liegt 6 $^{3}/_{4}$ Meter über dem Gartenkiese oder in der Höhe der Gipfel der umgebenden Bäume. Auf diesem Unterbau erhebt sich mit abgestumpften Ecken die quadratische Vierung des Mausoleums. In 42 $^{1}/_{2}$ Meter Höhe wölbt sich über den Mauern die Kuppel in orientalischem Stile; der Schlussstein liegt bei 65 Meter Höhe, die Spitze des Aufsatzes 82 Meter über dem Gartenwege. In den vier Ecken des Unterbaues stehen Minaret-Thürme; die Plattform der Thurmaufsätze liegt 41 Meter über der Erde, die Spitze der Thürme bei 49 Meter. Die Bauten hinter den Minarets sind Moscheen; sie verschwinden gegen das Hauptgebäude und lassen seine Grösse eher hervortreten, statt sie abzuschwächen. Die Aussenwände des Hauptgebäudes sind auf allen vier Seiten gleich gehalten; ein Riesenthor reicht fast bis zum Mauerkranze, zu beiden Seiten sind tiefe Nischen eingeschnitten. Der Eindruck, den das Gebäude durch seine Grösse, die Harmonie aller Theile und die sorgfältige Ausführung der einzelnen Verzierungen macht, spottet aller Beschreibung. Mit Ausnahme der grössten Kathedralen fände jede europäische Kirche im Innern des Tadsch Aufstellung; ein Straussen-Ei, von der Spitze der Kuppel bis zur Rundung herabhängend, bringt Höhe und Weite der Kuppel deutlich zur Anschauung. Am ganzen Gebäude sind die Steinhauerarbeiten mit derselben peinlichen Genauigkeit ausgeführt, die wir an den Schmuckkästchen von Ebenholz und Elfenbein aus der Renaissancezeit oder an chinesisch-japanesischen Waaren bewundern. Dazu der blendende Glanz des Baumaterials; durchaus ist weisser Marmor verwendet, der an Reinheit dem weltbekannten cararischen nicht nachsteht; bei voller Sonnenbeleuchtung ist es fast unmöglich, dem Anblicke des Ganzen ohne Schutzbrille sich hinzugeben. Die irdischen Ueberreste der Kaiserin Mumtâz Mahal und ihres Gemahles Schâh Dschehan sind in Gewölben im Sockelraume beigesetzt; durch die Tausende, die sie begingen, sind die hinabführenden Stufen lebensgefährlich geglättet. Im Hauptraume stehen zwei Särge ohne Inhalt aus weissem Marmor, die Seiten kunstvoll verziert durch eingelegte Edelsteine und eingefasst von einem zart ausgeführtem Gitterwerke von durchbrochenem Marmor, zwei Meter hoch. Licht fällt in den inneren Raum durch die Thüre und durch Oeffnungen oberhalb und seitlich derselben. Einigen



Etmah-ud-daulah's Grabdenkmal in Agra, Oberbau.

Kritikern ist die Beleuchtung ungenügend, aber die Mehrzahl der Besucher findet das einfallende Licht milde und erachtet es als Vortheil, dass es an Helle gebricht; die an Einzelheiten reichen Flächen gewinnen an Reiz, die Höhe der Wölbung erscheint durch die Nothwendigkeit des Suchens nach den Linien noch gewaltiger, als sie in Wirklichkeit ist.

Die Politik feiert unter Schâh Dschehan's Nachfolger Auringzeb noch Triumphe, anders die Kunst; kümmerlich fristet ihr Dasein die Fertigkeit, farbige Edelsteine in Marmor einzulegen, so dass sie mit dem Steine verwachsen scheinen; statt an öffentlichen Gebäuden, werden diese Arbeiten jetzt an Zimmermöbeln und Nippsachen angebracht. Der englisch-indische Schatzmeister weiss kaum die Mittel zu den unumgänglichen Ausgaben aufzubringen und spart an öffentlichen Gebäuden; der reiche Hindu ahmt in seiner Einrichtung den Geschmack seiner europäischen Herren



Citadelle in Bhartpur bei Agra (S. 62).

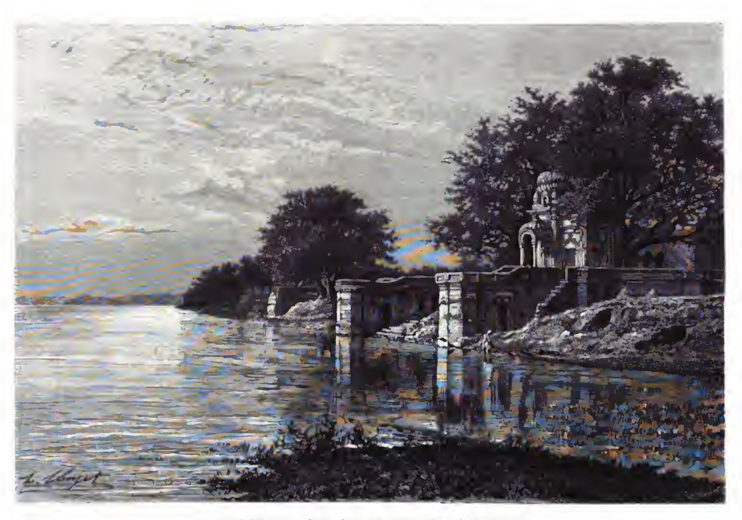
nach und greift auf die alten Muster nicht zurück. Immerhin hat sich die alte Kunst forterhalten, Agra blieb Hauptplatz für eingelegte Marmorarbeiten. Zu ihrer Anfertigung vereinigen sich mehrere Werkleute. Der Zeichner trägt die Verzierungen auf den Marmor auf; ein anderer vertheilt darauf die einzulegenden Edelsteine, wie sonstige farbige Steine, und giebt ihnen glatte Flächen; der Steinmetz haut nun Rinnen aus, in die der Schmuckstein haarscharf hineinpasst. Haben Alle ihre Arbeit vollendet, so folgt das Einbrennen; ein Stück Glas wird auf den Stein und den umgebenden Marmor gelegt, glühende Kohle darüber gehäuft und ist diese ausgeglüht, das Glas entfernt und das Arbeitsstück polirt, so ist keine Fuge mehr zu sehen. An einem runden Marmortische mittlerer Grösse auf einen Dreifuss gestellt, arbeiten vier Leute sechs bis zwölf Monate; die Kosten stellen sich bis zu zweitausend Mark, was für die Gehälter der Europäer zu hoch ist, so dass meist billige Sachen, wie Tintenfässer, Briefbeschwerer und Schmuckkästchen aus den Werkstätten hervorgehen.

Mit der Geschichte der jüngsten Vergangenheit enge verknüpft ist Cawnpur (Kanhpur), mit 122,770 Einwohnern die grösste Stadt am Ganges oberhalb Allahabad, das von 143,693

Menschen bevölkert ist. In der Geschichte Indiens beginnt die Stadt erst 1777 wichtig zu werden, als eine englische Garnison dahin vorgeschoben wird. Eine traurige Berühmtheit erlangt die Stadt im Sipahi-Aufstande von 1857/58 als Standquartier von Nana Sahib, dem treibenden Haupte der Unzufriedenen. Hier war es, dass Nana Sahib, der letzte Erbe der Peischwa-Würde der Marâthen (Bd. 1, S. 88), unter Bruch des gegebenen Wortes die englische Garnison beim Abzuge aus der inne gehabten festen Stellung in *Wheelers Entrenchment* wie Wild in eingestelltem Treiben anschiessen liess. Unsere Tafel des Satti Tschaurah Ghât vergegenwärtigt den Ort am Ufer des Ganges, den die bethörte Garnison am 27. Juni 1857 zu ihrer Einschiffung ausgewählt hatte. Als ein Theil der Truppen in den Schiffen Platz genommen hatte, setzten die Bootsleute die Strohdächer in Brand, welche die Sonne abhalten sollten, und ans Land gestiegen, entgingen nur Wenige den Kugeln und Streichen ihrer zahlreichen Angreifer. Was an Frauen, Kindern und ihren wenigen männlichen Beschützern übrig blieb, hielt der Unmensch zuerst Wochen lang in engem Gewahrsam, und als Entsatz nahte, liess er sie am 15. Juli 1857 niederhauen und Todte wie Verwundete in einen tiefen Brunnen werfen; er selbst aber vergnügte sich die Nacht über mit Tanzdirnen! Ueber dem Brunnenschafte erhebt sich jetzt die Statue eines Engels, vom italienischen Meister Marocetti aus cararischem Marmor gemeisselt. Der Sockelstein deckt 200 Leiber von Engländern beider Geschlechter und aller Lebensalter. — Die Wunden sind geheilt, Englands Uebermacht über Hindostan wieder hergestellt; aus den Militärwerkstätten von Cawnpur bezieht die englisch-indische Artillerie Munitionswagen, Train und Sanitätstruppen Fahrzeuge und Geschirre, die indische Kavallerie ihre Sättel. Ueber den Ganges braust auf einer 862 Meter langen Gitterbrücke, deren Pfeiler 18 Meter unter den niedersten Wasserstand hinabreichen, die Lokomotive der Rohilkhand-Eisenbahn dem einstigen Königreiche Audh zu, dem Hinterlande der Nordwest-Provinzen.

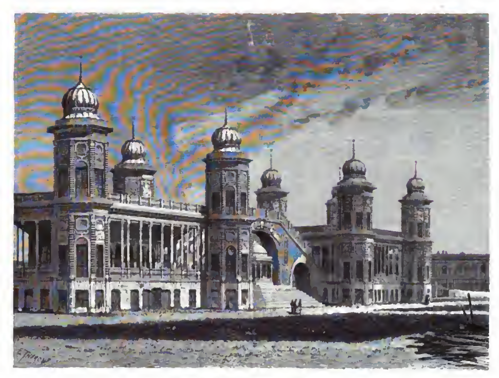


Grabdenkmal in Cawnpur.



Satti Tschaura Ghat, jetzt Slaughter Ghat in Lakhnau.

(Schauplatz des Gemetzels englischer Truppen am 27. Juni 1857.)



Kaisar Bhag (Kaisergarten), in Lakhnau.

VIERTES KAPITEL.

Audh.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts drehte sich im nördlichen Indien das Glücksrad mit einer Geschwindigkeit, wie niemals vorher. Abenteurer kamen und gingen; sie erschienen einen Augenblick, Blasen gleich auf der Oberfläche des Wassers, um wieder in das Nichts zurückzufallen, aus dem sie ohne sichtbaren Berechtigungsgrund emporgestiegen waren. Einige Wenigê, von härterer Natur als die Uebrigen und von ihrer Umgebung besser gestützt, hielten sich an der Spitze der Geschäfte; darunter ragte hervor Sâdat Khân, der Stifter der Dynastie von Audh (Awadh) mit dem Titel Nawab, Vicekönig.

Im alten Indien war Audh berühmt als Uttara Kosala oder als die Heimat eines Kriegerstammes dieses Namens im Norden des Ganges. Von Ariern wurde das Land nicht überschwemmt, noch im eilften Jahrhunderte richteten hier die Bhar, Nachkommen vorarischer Bewohner, ein Reich ein. Der Ghaznewide Salâr Masûd wagte sich an Audh, sein Feldherr (Kotwâl) Saif ud din wird aber 1033 auf das Haupt geschlagen; die Stelle, wo er fiel, ist von einer Dargah oder Moschee überbaut und sein Grabmal noch heute ein viel

besuchter Wallfahrtsort der Moslims.[1] Um 1240 strömen aufs Neue Moslims ein; die Einwanderer kamen in immer stärkerer Zahl, das bis dahin von Hindus regierte Land wurde von den mohammedanischen Königen im verhältnissmässig nahen Dehli ihrem Reiche einverleibt und erhielt im sechszehnten Jahrhunderte unter Kaiser Abkar ziemlich den Umfang der heutigen englischen Provinz; später vergrössert, wurde Audh von der englisch-ostindischen Kompagnie auf den alten Umfang zurückgeschnitten und ist zur besseren Beherrschung auf drei Seiten von den Nordwestprovinzen eingerahmt, während es im Norden an das schwer zu betretende Gebiet des Gebirgstaates Nepal grenzt.

Audh, von den Engländern Oudh geschrieben, kommt heute an Grösse fast genau den Niederlanden mit Belgien gleich, übertrifft aber diese Länder, so dicht sie bevölkert sind, noch um mehr als zwei Millionen an Einwohnerzahl, denn nach der letzten Volkszählung wohnen in Audh 11⁹/₁₀ Millionen Menschen.

Die von Sâdat Khân gegründete Dynastie war persischen Ursprungs; seine Familie war im 17. Jahrhundert aus Khorassan eingewandert, beanspruchte direkte Abkunft vom Propheten Mohammed und befreite mit ihrem Ansehen in Glaubenssachen den schwachen Moghul-Kaiser Mohammed Schâh (1719—49) von der demüthigenden Behandlung der Sayad Gruppe (S. 36) seiner mohammedanischen Unterthanen. 1720 wurde Sâdat Subahdar oder Gouverneur von Audh; er schlug seine Residenz in Lakhnau auf und nahm einen Fisch in sein Wappen, das seine Nachkommen als Königs-Siegel noch heute führen. Sein Nachfolger erhielt die Würde eines Wezir oder ersten Beamten der Moghulkaiser verliehen; sie heissen davon Nawab-Wezir und steigen in der neuen Würde so sehr in der Macht, dass der dritte Nawab, Sudscha ud daulah, in der Schlacht von Baksar am 23. Oktober 1764 mit den englisch-indischen Truppen sich misst. Nach Ansicht der Chronisten von Audh trug am Verluste der Schlacht Verrath der Artillerie Schuld, die, durch englisches Geld bestochen, Strohballen statt Kugeln lud. Es lag im Geiste der Zeit, dass der Nawab nach dieser Niederlage Franzosen in seine Dienste nahm in der Hoffnung, mittelst dieser Gegner der Engländer eine den Truppen der Kompagnie ebenbürtige Armee aufzustellen und die verlorenen Provinzen zurückzuerobern. Die Wahl fiel auf Claude Martine aus Lyons, der einst gegen die Engländer unter Clive gefochten hatte, dann in englische Dienste getreten war und mit den Räthen des Nawab bei der Vermessung der Grenze von Behar bekannt geworden war. Martine liess sich von seinen Vorgesetzten Urlaub geben und verstand es, in der neuen Stellung sich wichtig zu machen, ohne an seinen bisherigen Brodherren Verrath zu begehen. Mit praktischem Blicke legte er sich in seiner freien Zeit auf geschäftliche Operationen in dem damals äusserst einträglichen Handel mit Indigo und erwarb sich ein fürstliches Vermögen. Seine Liebhaberei waren Bauten in französischem Stile unter Verwendung indischer Muster. Was heute in Lakhnau Martinière heisst und nach dem Willen des Erbauers ein Erziehungsinstitut wurde, in welchem die Zöglinge, Indier, auch im Christenthum unterwiesen werden, war einst Wohnhaus des zum englischen General beförderten Erbauers. Die Façaden des zwei Stockwerke hohen Gebäudes zeigen alle Systeme der griechischen Säulenordnung; den Mauerkranz zieren Statuen aus Thon und Gyps, dazwischen stehen überlebensgrosse Löwen, die eine Tatze erhebend. Das Gebäude krönt ein Belvedere, von einem Flaggenmaste überragt; in den Ecken sind Thürmchen aufgesetzt, wie sie dem mohammedanischen Baustile eigen sind. Siehe unser Bild S. 69. Der damalige Nawab Asaf ud daulah fand an dem Gebäude Gefallen und bot zuletzt zwanzig Millionen Mark dafür; Martine wollte aber in diesem Bauwerke für alle Zeiten sich einen Namen schaffen, bestimmte es

[1] Zur Reinigung der Luft in der von den Andächtigen besuchten Zelle des Heiligen liess auch die für Wallfahrer bedachte englische Baubehörde in die dicke Mauer ein Zugloch brechen. Die Khâdims oder Wächter des Heiligthums wehrten sich Anfangs gegen diese Verbesserung, versöhnten sich aber damit, als die Pilger den frischen Luftstrom als Geist des Tempels ehrten und seither neue Reihen von Opfer in die Nische legten.

unter der Bezeichnung Martinière zum Schulgebäude, ordnete aber zugleich die Erbauung einer Grabzelle darin an, in der seine Leiche später bestattet wurde. Der schlaue Franzose wusste, dass ein orientalischer Gebieter mit Macht an sich reissen würde, was in Güte nicht zu erreichen war; ein Grab aber entheiligt der Moslim nicht.

Nach der Schlacht bei Baksar lag Audh für die englisch-ostindische Kompagnie offen; diese zog es aber vor, dem Fürsten die Landesverwaltung zu belassen, ihm dagegen eine hohe Vergütung für den Unterhalt einer Friedensgarnison von zehntausend englischen und indischen Truppen, von Europäern befehligt, aufzulegen. Die Belastung des fürstlichen Schatzes mit übermässigen Geldanforderungen für dieses Schutz-Kontigent gehört zu den schwärzesten Punkten in der Geschichte der ostindischen Kompagnie; im nepalesischen Kriege wurde 1815 unter dem Drucke dieser Garnison sogar zu Zwangsanlehen bei der fürstlichen Kassa geschritten. Auf die innere Verwaltung des Fürstenthums übten diese Geldabflüsse einen sehr schlimmen Rückschlag aus. Die Steuern wurden verpachtet, die Generalpächter ein Staat im Staate. Mittelst der königlichen Truppen, die neben dem Schutzkontingente in beschränkter Zahl gehalten werden durften, trieben die Steuerpächter die Abgaben ein; aber die Grossgrundbesitzer setzten den Steuerexecutionen Widerstand entgegen, hielten hiezu Leibgarden in der Gesammtstärke von 100,000 Mann und befestigten ihre Wohnsitze. Zu der Zeit der Steuerziele konnte man allerwärts Gefechte liefern sehen, und Kanonendonner hören. Was von Steuern in die königlichen Kassen kam, wurde in der unverantwortlichsten Weise vergeudet und verprasst. So flossen 33 Jahre lang 120,000 Mark jährlich in die Tasche des Garteninspektors zum Unterhalte von Arbeitsochsen, deren Arbeit aber die Bauerschaft unentgeltlich in Frohnde zu leisten hatte; weil Trinken von Rosenwasser Hunden das Bellen abgewöhne, wurde von 1816—50 täglich eine theuere Flasche dieses Wassers von hochfeinem Geruche verrechnet für Thiere, die in der ganzen Zeit niemals gehalten wurden. Von dem Glanze des Hofes hatten nur die hauptstädtischen Gewerbe Vortheil. Die grosse Hungersnoth von 1784 veranlasste den Nawab Afzal ud daulah, die stattliche Gruppe von Gebäuden anzulegen, welche Imâmbârâ, d. i. Patriarchen-Platz heisst; sie diente ursprünglich der Abhaltung des Muharram oder mohammedanischen Neujahrfestes (Bd. 1, S. 29) und ist jetzt als englisches Arsenal benutzt. Husainâbâd ist das Mausoleum benannt, das Minister Scharf ud daulah für den 1842 verstorbenen Nawab Mohammed Ali erbauen liess; einen Bau im Kaisar Bâgh (Kaiser-Garten), einer Anzahl von Gebäuden, begonnen 1848, vollendet 1850, führt das Bild S. 67 vor; europäische Architekten passten hier italienische Stilformen dem indisch-mohammedanischen Geschmacke an. In hoher Blüthe stand in dieser Zeit die Zimmerornamentik in Stucco.



Martinière, Schulgebäude in Lakhnau (S. 68).

Während die Hauptstadt ihre Prachtbauten erhielt, verödete das platte Land unter der

Allmacht der Steuerpächter und der Bestechlichkeit aller königlichen Beamten; die Bauern siedelten von dem Khalsa oder Huzûr Tahsîl-Lande, das direkt von königlichen Behörden verwaltet wurde, auf das Dschagir-Land der Lehensherren über oder wanderten ganz aus. Bereits unterm 18. September 1838 droht der Generalgouverneur der englisch-ostindischen Kompagnie, die Landesverwaltung durch seine Beamten führen zu lassen, „wenn, was Gott verhüte, Unordnung und Anarchie so zunehmen, dass der öffentliche Friede gestört wird." Die Oberbehörde in London missbilligte diese Drohung; es kennzeichnet aber die damalige Selbstständigkeit des Generalgouverneurs und seiner Räthe, das dies dem Nawab von Audh niemals mitgetheilt wurde. Die Verwickelung der ostindischen Kompagnie in die Kriege mit Afghanistan, mit den Sikhs im heutigen Pandschab, dann mit den Birmanen in Hinterindien wurden die Ursache, dass Audh sich selbst überlassen blieb; mit Proclamation vom 20. Dezember 1852 kam der Krieg gegen Birma zum Stehen, es beginnt für Indien die Aera des Friedens, — die seither im Innern nur durch den Sipahi-Aufstand von 1857, nach Aussen durch den Krieg gegen Afghanistan (1878/80) unterbrochen wurde — und sofort nahm Lord Dalhousie, Generalgouverneur von 1848—56, die Herstellung einer besseren Ordnung in Audh in die Hand. Mit Erlass vom 21. November 1857 ordnete der Generalgouverneur eine Kontrole der Zustände in Audh an; sie fiel zu Ungunsten der eingeborenen Verwaltung aus. In der Denkschrift vom 18. Juni 1855 zeigt sich Dalhousie von der Ueberzeugung durchdrungen, dass auch der beste indische Staat der englisch-indischen Verwaltung sich nicht an die Seite stellen könne und empfiehlt Absetzung des Nawab, wenn er nicht vorziehe freiwillig abzudanken. Der Hof der Direktoren ist mit der einen wie anderen Massregel einverstanden, vorausgesetzt dass kein Bürgerkrieg daraus entstehe; am 23. Januar 1856 erhielt der englische Aufsichtsbeamte (Resident) zu Lakhnau den Auftrag, die Abdankung zu bewerkstelligen, sonst die Absetzung auszusprechen. Der Nawab (von den Engländern als König angeredet) weigert Abdankung, zeigt aber am 5. Februar seinem Volke an, dass er nach England sich begebe, und dort Schutz suche; am 7. Februar erklärt der Resident in einer Proklamation das Königreich als englisch-indische Provinz und ersetzt die Beamten des Königs durch Engländer und indische Unterthanen der Kompagnie.

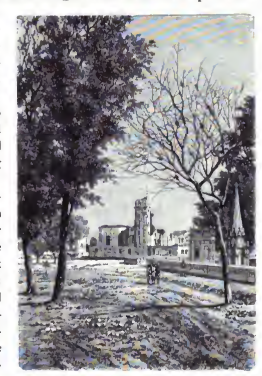
Man kann die dicken Blaubücher, worin über die Audh-Angelegenheiten berichtet ist, nicht aus der Hand legen, ohne der Ueberzeugung zu werden, dass die Leiter der Verwaltung Britisch-Indiens von ihren eigenen Einrichtungen fast eine zu hohe Meinung hatten. Heute geht die Ansicht der Meisten, denen in dieser Frage ein sachverständiges Urtheil zukommt, dahin, dass Reform und Beseitigung der herrschenden Missstände möglich gewesen wäre ohne die Beseitigung der herrschenden Dynastie. Menschliche Beweggründe sind selten frei von dem Wunsche nach Verwirklichung von Nebenabsichten; bei Audh dürfte das Bestreben, die einheimische Verwaltung zu beseitigen, weniger gross gewesen sein, wenn Audh, statt der Garten Indiens genannt zu sein, eine sehr arme Provinz gewesen wäre. Die Frage, ob sich der Wohlstand der Bevölkerung unter der englisch-indischen Verwaltung hob, ist bejaht wie verneint worden; Thatsache ist, dass Audh jetzt jährlich grosse Ueberschüsse an die Centralkassen abführt.

Die Entsetzung des Nawab von Audh als regierender Fürst wird häufig als Ursache des Armee- oder Sipahi-Aufstandes von 1857 genannt; dies ist aber unrichtig. Anlass zu dieser Meuterei, die vorübergehend in ganz Hindostan die englischen Behörden beseitigte, gaben grobe Verstösse in der Armeeverwaltung. In seiner Gesammtheit stand das Eingebornen-Heer niemals treu zur Regierung; jederzeit kettete die Regimenter nur ihr Soldinteresse an die englische Fahne. Wie so häufig in Werbeheeren, trat Unbotmässigkeit an Stelle des militärischen Gehorsams und die Mannschaften kehrten die Waffen gegen ihre Officiere, sobald das Oberkommando anmassende Forderungen zurückwies. Die Bengalarmee, welche ganz Indien nördlich von Madras und Bombay die Besatzungen gab, hatte zuletzt 1824 revoltirt; es geschah dies in Barrakpur, in nächster



Imambara: einst Moschee, jetzt englisches Arsenal, in Lakhnau, Audh.

Nähe der Hauptstadt Calcutta, den Hauptbeschwerden konnte abgeholfen werden und die Bewegung griff nicht weiter um sich. Seither hatte die Eingebornen-Armee die Siege in Afghanistan und im Pandschab gegen die wegen ihrer Tapferkeit sprichwörtlich gewordenen Sikhs erkämpfen helfen, sah sich bei Paraden und in Armeebefehlen gefeiert und dies hob den Stolz der Brâhmanen und Râdschputs in der Armee, von denen damals Audh allein zur Gesammtstärke von 160,000 Eingebornen-Truppen 40,000 Mann stellte. Diese zwei tonangebenden Kasten hatten ihre Kraft kennen lernen, aber überschätzten sie. Die Mohammedaner in der Armee, die ein Drittel ausmachten und gleichfalls meist Hindostan entstammten, hofften mit Hilfe der übrigen Unzufriedenen ihre Religion zu neuem Glanze zu bringen; erst nach Wiederherstellung der englischen Autorität wurde seitens mohammedanischer ergebener Gelehrten behauptet und erwiesen, dass die von dem Koran geforderten Voraussetzungen zum Glaubenskriege damals gegenüber den englischen Franken nicht gegeben waren. Azim ula Khân, Privatsecretär von Nana Sahib in Cawnpur (S. 66) und von diesem nach England gesandt zur Betreibung persönlicher Anliegen, hatte während des Krimkrieges mit den englischen Truppen einige Zeit vor Sebastopol gelegen, hatte helles Auge für die dort zu Tag getretenen Mängel der Armeeverwaltung und verwerthete, wie zahlreiche aufgefangene Soldatenbriefe erweisen, seine Erfahrungen zur Verkleinerung der englischen Macht. Brâhmanische und mohammedanische religiöse Bettler (Fakire) trugen als Sendboten der Führer aufreizende Mittheilungen umher; der Funke, welcher den glimmenden Stoff entzündete, wurde die Einführung gefetteter Patronen für die neuen Enfield-Vorderlader. Gleichmässig erklärten Hindus wie Musalmans die Verwendung solcher Patronen für unmöglich, da sie durch ihr Berühren kastenlos würden; im Januar 1857 trug eine Ordre des Höchstkommandirenden diesen Bedenken Rechnung, aber der Erlass hatte sich zu lange hinausgezogen. Bereits äusserte sich die Unbotmässigkeit auch in anderen Dingen, mehrere Regimenter wurden gänzlich aufgelöst, aus anderen Mannschaften entlassen, 30,000 Mann waren bis Ende Mai ausgemerzt, einige Rädelsführer hingerichtet. In Mirat (nahe bei Dehli, nordwestlich davon gelegen), damals neben einer Brigade Europäer (Schützen, Dragoner und Artillerie) Garnison für Bengal-Infanterie und für Kavallerie weigerte das dritte Bengal-Kavallerie-Regiment im April die Annahme der neu ausgegebenen Patronen. Am 9. Mai wurden die Widerspenstigen in das Gefängniss abgeführt, aber Sonntag den 10. Mai warf sich die gesammte Mannschaft der Bengali-Regimenter auf ihre Officiere, schoss diese nieder, befreite die Gefangenen und steckte die öffentlichen Gebäude in Brand. Zwei englische Generale kommandirten damals in Mirat, einer als Stadtkommandant, der andere als Truppenführer. Als die Meuterer zu den Waffen griffen, fand sich in den Zuständigkeitordres eine Lücke. Der Kommandant weigerte den Befehl zum Angriff als der jüngere Officier, der Truppengeneral erklärte die Aufrechthaltung der Ruhe im Garnisonsorte als Obliegenheit des Stadtkommandanten.



Das alte Residenzgebäude in Lakhnau (S. 73).

Während man sich um die Kompetenz stritt, zogen sich die Meuterer auf das nahe Dehli zurück und rissen die dortigen drei Infanterie-Regimenter zu sofortigem Anschlusse hin. Es herrscht nur eine Stimme, dass die europäische Besatzung in Mirat, eine englische Armee im Kleinen, stark genug war, um bei rechtzeitigem Einschreiten die eingebornen Truppen zu vernichten; allgemein wird angenommen, dass damit die Bewegung im Keime erstickt gewesen wäre und der englischen Armee die Wiedereroberung von Hindostan nicht zur Aufgabe zu stellen war.

In Dehli fiel den Aufständischen das dort aufgestapelte englische Kriegsmaterial in die Hände. Rasch verbreitete sich der Aufstand über ganz Hindostan mit Audh; noch vor Ende Juni hatten in 21 Garnisonen die Eingebornen-Regimenter die englische Fahne verlassen, und ihre Officiere getödtet. An zehn Orten waren auch Civilisten, wie die Frauen und Kinder von Europäern gemordet. Im ganzen weiten Hindostan hatte die englische Verwaltung aufgehört, an Stelle der Steuererhebung trat Brandschatzung der Wohlhabenden durch die Rebellen. Ostwärts kam die Bewegung in Behar zum Stehen; das enfernte Bengalen blieb bis auf Aussendistrikte ruhig. Westlich im Pandschab hielt Sir John Lawrence, dessen Bild als nachmaliger Generalgouverneur wir als Tafel bereits im ersten Bande (S. 228) brachten, Wacht; in Bombay kam es unter halbhinduisirten Stämmen zu Plünderungszügen, mit Umsturzplänen trug sich der Fürst des nördlich an Goa grenzenden Staates Kolapur, ein Marâtha und Nachkomme des berühmten Siwadschi (Bd. 1, S. 87), der seine alten Hoffnungen auf Wiederaufrichtung eines mächtigen Marâthareiches bis zur Stunde nicht aufgab, wie der Putsch des Januar 1881 erwies. Die Präsidentschaft Madras blieb ruhig, die dortigen Truppen halfen die Ruhe in Centralindien herzustellen, wo es in einigen Feudalstaaten stark gährte. Treue Freunde in der Noth wurden die grösseren indischen Fürsten, voran Haidarabad, (Bd. 1, Kapitel 6), Gwalior (Centralindien), Baroda (nördlich von Bombay), die Fürsten im Pandschab und der Herrscher über Nepal; sie hatten erkannt, das ein englischer Oberherr Verträge gewissenhafter achte, als asiatische Emporkömmlinge.

Nana Sahib erwies sich nicht als der Führer, der er durch die erfolgreiche Einschliessung, dann Niedermetzelung der Truppen des General Wheeler (S. 65) zu werden schien; am 17. Juli 1857 nimmt General Havelock die Stadt Cawnpur wieder ein. Inzwischen hatten sich die Aufständischen hauptsächlich Dehli zugewandt und an den Besitz dieser alten Hauptstadt des mohammedanischen Regimentes die Entscheidung geknüpft. Nach regelrechter Belagerung wurde die Stadt am 20. September 1857 unter starken Verlusten gestürmt. Bahâdur Schâh, der bis dahin als Nachkomme der Grossmoghule den Titel König von Dehli führte, wurde am 27. Januar 1858 vor Gericht gestellt und unterm 9. März anfangs nach der Kapkolonie, dann nach Hinterindien verbannt, weil er der Versuchung nicht widerstanden war, von den Rebellen-Generalen die Würde eines Kaisers über ganz Indien anzunehmen. Eine lange Reihe blutiger Treffen folgte; der Amnestieerlass vom 31. Juli 1857 erleichterte die Entwaffnung der Civilisten, blieb aber ohne Wirkung gegenüber den Rebellen. In zahlreichen Gefechten mussten sich die englischen Truppen auf die Aufständischen werfen, Veste um Veste war zu stürmen. Die Rebellenführer stoben nach allen Richtungen auseinander, setzten sich in den Besitz von Plätzen, wie Gwalior, die bisher von Anhängern der englischen Regierung gehalten waren, und wichen zurück oder ergriffen noch vor dem Angriffe die Flucht, wenn die königlichen Truppen nahten. Nana Sahib hatte sich Audh zugewandt, Tantia Topi, ein anderer schlauer Führer, war bis nach Gudscharat (Provinz an der Seeküste, nördlich von Bombay) zurückgegangen. Nana trat nach einem unglücklichen Treffen vom 10. Februar 1858 nach Nepal über[1]); Tantia Topi, von seinen Anhängern verlassen, wurde am 7. April gefangen und gehenkt.

[1]) Nana Sahib kam nie in die Gewalt der Engländer. 1861 hatte man in der Hafenstadt Karatschi einen Mann aufgegriffen, der Nana sein sollte; im Oktober 1874 setzte der Fürst von Gwalior einen Mann gefangen, der sich ihm als Nana zu erkennen gab und von Zeugen der einstigen Hofhaltung in Bithuur bei Cawnpur als solcher erklärt wurde. Der Gefangene stellte sich aber als Lügenbeutel heraus und es erleidet keinen Zweifel mehr, dass der Unmensch Nana in seiner ersten Zufluchtsstätte, der ungesunden Tarai von Nepal, 1862 verstarb.

Unabsehbar schienen die Kämpfe um Wiedereinsetzung der englischen Herrschaft in Audh; fünf Monate lang waren die Europäer in den Gebäuden des englischen Residenten eingeschlossen und hielten hier eine Beschiessung und fortgesetzte Belagerung aus. Zur Erinnerung an diese Zeit der Bedrängniss ragen die Ruinen der Residenz noch in die Luft empor (S. 71). Hauptgegner der Engländer waren hier die Grossgrundbesitzer mit dem Titel Talukdâr. Diese Besitzer weitläufiger Güter und vieler Dörfer hatten vor der Annexion das schuldige Lehensgeld an die Steuerpächter des Nawab direkt abgeliefert, ohne Steuerbeamten im Taluk oder Lehensbesitze irgend welche Rechte zu gestatten. Die englische Regierung erachtete diese Mittelspersonen zwischen Steuerzahler und Empfänger für überflüssig und hoffte die Bevölkerung durch Erleichterung ihrer Lasten mit der Wandelung im Souverain leichter auszusöhnen. Die Talukdâre, in ihren Bezügen und ihrer Selbstherrlichkeit erheblich beschnitten, traten mit Ausbruch des Aufstandes auf Seite der Meuterer, boten diesen sichere Unterkunft in ihren Forts und versahen sie daraus mit Kanonen. Die Zemindare, bis dahin Lehens-Leute der Talukdâre, wurden von der englischen Verwaltung zu Quasi-Eigenthümern über die inne habenden Dörfer erhoben; weil diese Neuerung sie sehr günstig stellte, fand jedoch die von Talukdâren verbreitete Ansicht Glauben, dass diese Einrichtung keinen Bestand habe und ein Theil der Zemindare schloss sich den Aufständischen an. Aus der ländlichen Bevölkerung erhielten die Rebellen zahlreichen Zuzug, weil die Werbeofficiere der Bengal-Regimenter vor 1857 ihre Rekruten vorzugsweise aus Audh zogen und die Bevölkerung mit den meuterischen Truppen vielfach verwandt war. Die Zahl der waffenfähigen Männer ist für die damalige Zeit zu zwei Millionen angenommen, die Summe aller befestigten Plätze bezifferte sich auf 1,100. Am 25. September beginnt die Wiedereroberung der Provinz und als am ersten Mai 1858 das Dankfest der englischen Nation für die Niederwerfung des Aufstandes abgehalten wurde, waren den Aufständischen 976,056 Stück Waffen aller Art abgenommen, darunter 378 Kanonen; 756 Vesten waren geschleift, das Dickicht um die alten Wälle je auf vierhundert Meter gelichtet. Diese Erfolge wurden erzielt um den Preis der Wiedereinsetzung der Talukdâre in ihre Rechte. Der Erlass vom 6. Oktober 1858 bringt in Audh das alte, fünfzehn Monate ausser Wirksamkeit gesetzte Feudalsystem wieder zur Herrschaft. Was den Zeitumständen und örtlichen Verwaltungseinrichtungen fehlte, um ein Lehenswesen zu rechtfertigen und erträglich zu machen, das ersetzte die englische Gesetzgebung; im Jahre 1868 wurden die Rechte an Grund und Boden durch die neunzehnte Akte dieses Jahres geregelt und dieses Gesetz mit seinen Nachträgen aus dem Jahre 1876 darf sich in den Motiven mit Recht rühmen, die verschiedenen Klassen der Ackerbau treibenden Bevölkerung zu freier Mitwerbung aufgerufen zu haben und Jedem nach seinen Mitteln und Fähigkeiten Gelegenheit zu Thätigkeit zu geben.


Goldarbeiter

Die Provinz gehört zum grössten Theile der grossen gangetischen Ebene an und zeigt alle

Eigenthümlichkeiten Hindostans; ist man aber bis zum 28. Grade nördlicher Breite aufgestiegen, dann sieht man hinter der sanft nach Süden abfallenden weiten Ebene die grünen, von Nadelholz bedeckten Berge von Nepal sich erheben, ihre Bergriesen von achttausend und mehr Meter Höhe mit ewigem Schnee bedeckt. Der Boden ist zu zwei Dritttheilen fetter Lehmboden, gelockert durch Beimengung von Sand; der Rest theilt sich zwischen Letten und Sand. Man pflügt mit dem seicht gehenden Pfluge bis zu zwanzigmal für eine einzige Saat, zerkleinert die Schollen mit der Walze und hackt die Frucht; die Versuche, schwerere Pflüge einzuführen, welche den Boden auch stürzen, scheiterten an der Schwäche der hier gezogenen kleinen Viehrasse. Der Ertrag des besten Bodens vom Hektar ist 40 Zentner Weizen oder Reis und mindestens 25 Zentner Gerste oder Mais und nach den Erndtestatistiken wird Getreide in solcher Fülle geerndtet, dass nicht nur reichlich $1\frac{1}{2}$ Pfund den Tag auf den Kopf der Bevölkerung sich rechnet, sondern dass auch noch ein Ueberschuss zur Ausfuhr verbleiben müsste. Einen nicht geringen Theil der Erndte verzehrt jedoch das Vieh, machen Regen und Insekten ungeniessbar oder zerstören Schadenfeuer[1]). Ein grosser Prozentsatz der Erndte fliesst als Pachtschilling in die Speicher der Grossgrundbesitzer und wird von hier durch Händler aus der Provinz fortgeführt; Thatsache ist deswegen, dass die grosse Mehrzahl der Bevölkerung in den fünf der neuen Erndte vorhergehenden Wochen nur einmal in drei Tagen sich satt ist und in der Zwischenzeit von Gartenfrüchten, Beeren und Gemüsen kümmerlich ihr Leben fristet. Gefangene nehmen unter der Gefangenkost (1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund Mehlspeise und Gemüse) regelmässig an Gewicht zu; die Freien unter den Kasten der Kori, Tschamar u. s. w., welche in den Dörfern sich mit Taglohn abgeben, gefallene Thiere abhäuten oder gewöhnliche Schuhe aus Leder, Stroh und Bast fertigen, sind dagegen körperlich zu schwach für die Arbeit mit Spaten und Haue; das Bauamt musste davon absehen, Strassenhilfspersonal daraus zu ziehen. Zur Sicherung ihrer Existenz greifen diese Leute zu dem verzweifelten Mittel, sich und ihre Familie durch den Sânwak genannten Vertrag einem Grossgrundbesitzer als Arbeitssklaven zu verschreiben. Der Taglohn der Vertragssklaven ist in der Woche zwei Mark baar oder 24—30 Pfund Speisegetreide geringer Qualität. Dieser Lohn reicht zur Bestreitung der Lebsucht nicht aus, man erbittet Vorschüsse vom Herren und durch solche Schulden kommen ganze Generationen dieser Familien in Abhängigkeit von den Besitzenden besserer Kaste. Die Nachkommen entziehen sich der Wirkung des Vertrages durch Flucht und wenn auch die Suche nach flüchtig gegangenen Sânwak-Arbeitern nicht von den unmenschlichen Scenen begleitet ist, wie sie in Amerika vor Emancipation der Neger vorkamen, so ist doch der neue Arbeitgeber nach Gewohnheitsrecht, das die Gerichte allerdings nicht anerkennen, gehalten, den abverlangten Sânwak-Taglöhner zu entlassen oder seine Schuld von dem bisherigen Herrn abzulösen. Besser gestellt wären die Zeitpächter von Land, die Kasten der Kurmi, Murao, Katschi u. s. w., die mit ihren Familien rund sieben Millionen oder zwei Dritttheile der Gesammtbevölkerung der Provinz betragen, wenn nicht der habgierige Talukdâr, Zemindar u. s. w. die Rente erhöhen würde, so oft die Erndten gut ausfallen oder die Preise hoch sich stellen. Getreide steht in Indien, Hungerjahre ausgenommen, halb so hoch im Preise als in Deutschland; der Ertrag der Aecker ist in Audh nur in den besten Lagen höher, sonst niedriger als im Marschboden Deutschlands; die Abgaben stellen sich bei Audh-Pachthöfen auf durchschnittlich zwanzig Mark vom Hektar, der Zinsfuss für Darlehen beträgt das Drei- und Sechsfache der üblichen Zinsrate in Europa. Der Pächter, der seinen Pacht in Geld, nicht in Natur

[1]) Klima, Bauart der Häuser und Lebensgewohnheiten der Eingeborenen begünstigen den Ausbruch von Bränden. Die Mehrzahl aller Häuser sind mit Schilf oder Stroh gedeckt; in der heissen Jahreszeit wird dieses Deckmaterial dürr und brennbar wie Zunder; ein Luftzug bringt durch die geringste Unvorsichtigkeit mit Feuer beim Kochen ganze Häuser-Reihen zum Brennen, Polizeivorschriften verbieten dann Feuermachen in der Zeit zwischen den Mahlzeiten. Häufig ist auch Brandstiftung; ein Stück glimmenden Kuhdungers, bei Wind unter das Dach des unliebsamen Nachbars gebracht, steckt die Hütte unfehlbar in Brand. Feuerspritzen sind nur in grösseren Städten anzutreffen; das Feuerversicherungswesen ist noch in seiner Kindheit.

abführt, kann seinen Verpflichtungen ohne zeitweise Aufnahme von Geld beim Makler nicht nachkommen und deshalb begreift es sich, dass der Audh Raiat selten genug Speisegetreide übrig hält, um sich und die Seinigen bei Gesundheit und Kraft zu erhalten, noch die Mittel gewinnt, sich gegen Unbill der Witterung durch die entsprechenden Kleider zu schützen. Es spricht jedoch für die Fruchtbarkeit des Bodens, rechtfertigt den Ruf von Audh als Garten von Indien und zeigt von der hohen Genügsamkeit der Bevölkerung, dass ein Pacht-Bauer von drei bis fünf Hektar Land in guten Jahren so viel erübrigt, um die Schulden der vorhergegangenen Jahre zu bezahlen, während im Dekhan der Besitzer des vierfachen Areales fast niemals schuldenfrei wird (Vgl. Bd. 1, S. 105).



Tempel der Göttin Kâlî in Kadschuraha, Centralindien.

Eine neue Einnahmsquelle eröffnet sich der Provinz aus der Verarbeitung des Tabaks; was Bombay für die Industrie in Baumwolle, Calcutta für Seide wurde, scheinen Audh und die Nordwestprovinzen für die Tabakmanufaktur zu werden. In Indien pflanzt jeder Bauer als Nebenprodukt Tabak zum Hausgebrauch; wenige Kasten (hauptsächlich sind es Brâhmanen und Dschainas) enthalten sich des Rauchens. Tabak ist hier mit keinerlei Steuer belegt und der Verbrauch ein ausserordentlich grosser. Früher galt der indische Tabak als sehr geringwerthig; Rohtabak erzielte in London bei Versuchsverkäufen niemals mehr als die Hälfte des amerikanischen Produktes. Im letzten Jahrzehnte wandte sich europäisches Kapital der Leitung der einheimischen Kulturen zu, die französische Tabaksregie erklärte die indischen Sorten von vorzüglicher Qualität und zeigte sich

geneigt, grosse Quantitäten abzunehmen, wenn gleichmässigere Waare geliefert wird. Die europäischen Unternehmer in den Gangesländern liessen sich amerikanische Pflanzer kommen und wie sich seit 20 Jahren Ausfuhr und Preis hoben, zeigt untenstehende Tabelle.[1] Es galt noch, den Rohtabak im Inlande zu verarbeiten und die grosse Einfuhrziffer in Rauchtabak und Cigarren herabzudrücken. Für diese Fabrikation wurde neben Cawnpur Mittelpunkt Ghazipur, eine Stadt von 38,853 Einwohnern am Ganges östlich von Benares, bisher berühmt wegen Darstellung des aromatischesten Rosenwassers.[2] Bereits versorgt sich die europäisch-indische Armee mit Rauchtabak indischen Fabrikates; die Aufträge Eingeborener als Händler in Tabak mehren sich, von allen Seiten laufen günstige Ausweise ein über Qualität und Absatz des Produktes. Für die Zukunft dieser Industrie spricht, dass Indien vor Amerika und allen europäischen Tabakfabriken den Vortheil äusserst billiger Arbeitslöhne geniesst. — In Indien ist die Tabakpflanze nicht heimisch, die Portugiesen führten ihren Anbau ein, am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts war er über ganz Hindostan verbreitet. 1619 erlässt Kaiser Dschehangir ein Tabakverbot und liess hartnäckigen Rauchern die Lippen schlitzen, Andere unterwarf er der leichteren Taschhir Strafe, die darin besteht, dass der Delinquent verkehrt auf einen Esel gesetzt wird und, den Schweif in der Hand haltend, zum Spotte durch die Strassen der Stadt ziehen muss. Ursprünglich rauchte man das Kraut, indem man ein konisches Loch in einen Lehmhaufen grub, eine Röhre von der Seite einschob und daraus den Rauch des entzündeten Tabaks einsog; bei ihren Reisen nach Centralasien sahen meine Brüder ihre Leute den Mangel einer Pfeife auf solche Weise ersetzen und fanden bei Selbstbenutzung, dass der Tabak erdigen Beigeschmack erst bekommt, wenn die Füllung zur Neige geht. Als in Indien Pfeifen aufkamen, erhielten sie sofort die Form der heutigen Naryel (genauer Nâryialî, verderbt in Nargyle) und Hukkâ. Jede indische Pfeife besteht aus einem Kopfe (Tschilam) und einem Wassersacke (Naryel); der Kopf sitzt aber nicht, wie bei uns auf dem Wassersacke auf, sondern ruht auf der Spitze einer bald längeren, bald kürzeren Röhre. Der Wassersack war ursprünglich immer eine Kokusnussschale und ist es noch heute sehr häufig; (davon der Name Naryel, denn Naryal ist Name für *Cocus nucifera)*. Man füllt den Wassersack zur Hälfte mit Wasser, lässt die Röhre, auf deren Spitze der Kopf mit der Füllung aufgesetzt ist, unter das Wasser herabreichen und zieht nun den Rauch aus dem Kopfe ein, indem man den Mund direkt an eine Oeffnung im Wassersacke legt. Weil das Ausmündungsrohr des Kopfstückes unter das Wasser im Wassersacke hinabreicht, kühlt sich der Rauch beim Durchgang durch das Wasser und wird zugleich gereinigt; beim Emporsteigen über das Wasser macht der Rauch das bekannte Geräusch von Luft, die durch Wasser getrieben wird und davon bürgerte sich für Naryel unter Engländern die Bezeichnung *Hubble-bubble* ein, d. i. Gemurmel. Hukkâ heisst in Indien eine Pfeife, wenn in die Oeffnung des Naryel oder Wassersackes eine Röhre (Netscha) gelegt ist. Der Wassersack ist dann aus Metall mit breitem Boden und steht auf dem Estrich der Stube oder dem Teppiche, der im Freien über den Boden gelegt wird; die Röhre ist mit Vorliebe beweglich, nicht steif und besteht aus feinem, in enge Ringe gelegtem Draht, mit Zeug

[1]

Tabak-Ausfuhr Indiens.

	Menge (in Pfund.)				Werth (in Rupies, à 2 Mark.)			
	1861.	1877	1878.	1879.	1861.	1877.	1878	1879.
Rohtabak	2,711,262	10,508,720	10,594,604	13,279,158	219,710	751,375	747,675	1,111,260
Cigarren	—	190,136	189,742	196,759	—	117,445	143,946	121,786
Andere Manufakturen	—	205,033	317,887	247,743	—	22,578	38,750	30,176
Summa	2,711,262	10,903,889	11,102,233	13,723,660	219,710	891,408	930,371	1,263,222

[2] In Ghazipur werden jährlich 30,000 Mark für den Einkauf von Rosenblättern ausgegeben. Man setzt den Blättern von tausend Rosen zwei Pfund Wasser bei, destillirt die Masse in einer kupfernen Retorte ab, wie sie sonst die kleinen Obst- und Branntweinbrenner bei uns hatten; nach Abzug aller Herstellungsausgaben verbleibt den Unternehmern jährlich ein Reingewinn von 80—100,000 Mark.



Färber in Lakhnau, Audh.

umwunden. Das Mundstück ist von Bernstein. Die Hukkâs der Reichen sind aus kostbarem Materiale und mannigfach verziert; ihre Form ist aus der Tafel „Râdscha, Nawab und Zemindar" (Bd. 1. S, 245) ersichtlich. Der Hindu liebt den Tabak mit wohlriechenden Essenzen zu tränken oder der Füllung der Pfeife Zuckermelasse, Sandelholz, Conserven von Rosen, u. dgl. beizugeben; ist die Pfeife entzündet, so wird die glühende Holzkohle, mit welcher dies geschah, nicht entfernt, sondern bleibt im Kopfe liegen, weil der Tabak des Zusatzes wegen langsam brennt. Die Pfeife muss oft aufgestochert werden, wozu an jeder Hukkâ eiserne Stifte hängen.

Es gibt kein zweites Ländchen auf der ganzen Erde, das sich wie Audh brüsten kann, die Wiege von zwei Religionen von so grosser Zahl von Bekennern zu sein, wie es Buddhismus und Hinduismus sind, die zusammen in Asien zwei Fünftheile aller Bewohner des Erdballes zu Anhängern zählen. Der Hinduismus hatte in Audh schon in ältester Zeit eine feste Burg in der einstigen Hauptstadt Ayodhyâ am Gogra-Flusse; hier residirte Râma, der gefeierte Fürst, das ideale Vorbild aller Heldenkönige, der seine Anhänger bis zur Südspitze Indiens, und hinüber nach Ceylon führte (vgl. die Dichtung Râmâyana im ersten Bande). Noch heute werden Râma in Audh göttliche Ehren erwiesen, eine beliebte Grussart ist, sich bei Begegnung „Râm, Râm" zuzurufen; Legenden wie Kultus hielten sich aber dauernd in höherem Masse rein von schmutzigem Beiwerke als bei anderen indischen Gottheiten. Im Jahre 624 vor Christus wird in Kapilawastu, an der Westgrenze der Provinz, der Königssohn Siddhartha geboren, der Begründer der Lehre des Buddhismus (Bd. 1. Kap. 4). Mit geistigen, nicht weltlichen Waffen schlägt der durch gute Werke und Nachdenken über die letzten Gründe alles Seins zum Erleuchteten, d. i. Buddha, gewordene Weise die Brâhmanen aus dem Felde; volle tausend Jahre verdrängt der Buddhismus im nördlichen Indien den Hinduismus. Aufs Neue zu Einfluss gelangt, lenken die Brâhmanen das Schwert ihrer wieder gewonnenen Anhänger gegen die verhassten Buddhisten. Die Ausrottung der Gegner begleitet eine Verwilderung des Landes, die im Zustande Deutschlands nach dem dreissigjährigen Kriege ein Seitenstück hat. Unter dem Kriegsgetümmel zerbröckeln die grossen Reiche; die Gangesländer zersplittern in zahlreiche Fürstenthümer und selbständige Gebiete, die in Grösse an die Territorien der Reichsgrafen im einstigen römischen Reiche deutscher Nation erinnern und werden eine leichte Beute der Reiterschaaren mohammedanischen Glaubens. Unter dem Drucke mohammedanischer Herrscher gelangen einzelne Brâhmanen als oberste weltliche Räthe zu hohen Aemtern; aber die Meister im Stil, die Kayat oder Schreiber-Kasten, machen ihnen den Rang streitig. Unter der englischen Herrschaft vom Kampfe gegen die Moslims erlöst, beginnen die Brâhmanen ihre Stellung in der Religion und Gesellschaft der Hindus wieder stärker auszunützen. Lernten wir in Orissa eine Brutstätte des Hindu-Aberglaubens kennen, wie er sich unterm Volke breit macht, so ist Audh das Land des orthodoxen Hinduismus.

Die Zahl aller Brâhmanen im indischen Kaiserreiche beträgt nach der letzten Volkszählung 10,233,238; davon entfallen auf die Nordwestprovinzen $3^1/_4$ Millionen, auf Audh $1^4/_{10}$ Millionen; sie beziffern hier 14 Prozent der gesammten Hindubevölkerung, was höher ist als in jeder anderen Provinz. Die Brâhmanen theilen sich in zwei grosse Gruppen, in nördliche und südliche; die ersteren heissen Gaur, d. i. Central-Bengali, die anderen Drawida oder Südländer. Die Gründe der Scheidung sind geographisch-ethnographische; die bei Broatsch in den Meerbusen von Kambay einmündende Narbadda bildet die Grenze zwischen beiden. Jede Abtheilung zerfällt in fünf Unterklassen, ausserhalb derselben stehen 25 Gruppen. Jede Klasse zerfällt in Sippen oder Gotras; in diesen bilden Abstufungen die Ehrentitel, z. B. Triwâri, genauer Triwadi, einer Familie angehörend, in der angeblich drei Wedas gelesen werden. Unter dem Titel unterscheidet man, zu wie viel Knoten im heiligen Stricke (siehe unten) jede Familie berechtigt ist. Zu genauer Angabe seiner Verhältnisse aufgefordert, nennt sich der Brâhmane deshalb Sambhu Nârâyana, der drei Knoten knüpft, ein

Triprawa von dem Apastambh-Zweige der Dharmpurâ-Familie, Misr (d. i. gemischten) Ranges, Glied der Kausik-Sippe der Sardschupârî Abtheilung von dem Kanyakubdscha-Stamme der Gaur Brâhmanen.

Im alten Indien nahmen die Brâhmanen die Stellung des Stammes Levi unter den Israeliten ein; man musste der Klasse der Brâhmanen angehören, um Priester zu sein. Brâhmane wurde man durch Geburt; sich hiezu durch Verdienst emporzuschwingen, hielt schwerer, als im alten Rom die Aufnahme eines Verbündeten als römischer Bürger. Mit Verbreitung der Arier nach dem südlichen Indien änderte sich dies. Die altindische Literatur liefert zahlreiche Beweise von Auswanderungen Einzelner wie von grösseren Gruppen von Brâhmanen nach dem mittleren Indien; später traten buddhistische Sendboten in ihre Fussstapfen, und als in den Gangesländern die Brâhmanen wieder zu Macht gelangten, sorgten diese durch Emissäre für Wiedergewinnung des im aussergangetischen Indien verloren gegangenen Ansehens. Die Anerkenung der ältesten brâhmanischen Kolonien als Brâhmanen seitens der neuen Ankömmlinge verstand sich bei der Ehrerbietung der landsässigen Bevölkerung gegen diese alten Ansiedler von selbst; derselben Ehren waren theilhaftig geworden, die Reste des alten Landadels, die jene an sich herangezogen hatten. Beide leben noch heute ferne von den Dörfern am Saume des Walddickichts, heissen davon Busch-Leute (Jhârwâr Brâhman) und bilden, wie in der ältesten Zeit, eine genügsame, dabei fleissige und geweckte Genossenschaft. Schwieriger hielt es, mit den einstigen buddhistischen Mönchen sich abzufinden; man gestand ihnen Rang und Name von Brâhmanen zu, aber drückte sie zu einer Gruppe zweiten Ranges herab, als die Hofgunst den Trägern des modernen Hindukultus gesichert war. Später mehren Gewaltakte die Reihen der Brâhmanen. So verdankt die volkreiche Gruppe der Sawalakhi-Brâhmanen von der Kanyakubdscha oder Kanodsch-Abtheilung im Doab Hindostans ihre Aufnahme dem Gelübde eines Königs, welcher 125,000 Brâhmanen auszuspeisen versprochen hatte und schliesslich den heiligen Strick, das Wahrzeichen eines Brâhmanen, Unberechtigten umhing, um sie als Brâhmanen erscheinen zu lassen, als die gelobte Zahl auf andere Weise nicht zusammen zu bringen war. In einem anderen Falle setzen es die Arbeitssklaven eines Tempelgutes durch, von den Pilgern als Brâhmanen geehrt zu werden. An anderen Orten hilft die Zahl der Brâhmanen derselbe Anlass anschwellen, der im Mittelalter in Deutschland dazu führte, dass die städtischen Patricier die Ebenbürtigkeit der Ritter erhielten. So machen in Südindien die als Pantschâla zu einer Gruppe zusammengefassten fünf angesehenen Handwerkerklassen der Maurer, Zimmerleute, Eisen-, Kupfer- und Goldschmiede Anspruch auf die Würde von Brâhmanen; 1670 hebt der Engländer Fryer, der damals Masulipatam (im Delta des Kistnaflusses) besuchte, die anmassenden Forderungen dieser Handwerker hervor und 1840 wird von den Pantschâlas die Madras-Regierung mit der Bitte ihrer Anerkennung als Brâhmanen bestürmt; der Anspruch ist damit begründet, dass die richtige Deutung der alten Legenden über Brâhmanen auf die Gesuchsteller und nicht auf Brâhmanen sich beziehe. Thatsächlich liegt heut zu Tage die Sache so, dass auf den Titel Brâhman Anspruch macht, wer sich mit Recht oder Ungrund altindischer Abkunft dünkt und mit dem Namen Râdschput für seine Interessen nicht ausreicht. Solcher Abkunft kann sich nur derjenige kleine Theil rühmen, der durch sorgfältige Fernhaltung jeder Mischheirath mehr als andere Kasten die ursprüngliche Kastenreinheit sich bewahrte; es geschah dies im nördlichen Indien, speziell in Audh und den Nordwestprovinzen, dann längs der Westküste Indiens in Konkan (Bd. 1, S. 74). Selbst hier hält es aber äusserst schwer, in der Frage über die Herkunft in jeder Gruppe zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen; der Kaste der Brâhmanen sind zu verschiedene Elementen beigetreten. Vollberechtigt ist deswegen die Klage eines bewährten Forschers, des gelehrten Missionar Sherring: es erfordere ein Mass philologischer und ethnographischer Kenntnisse, welche wenige Menschen besitzen und welche in einem einzigen

Manne wohl niemals sich vereinigen werden, um die verschiedenen Abtheilungen von Brâhmanen der Gegenwart in ihrer Herkunft zu ergründen und nach ihrem Werthe abzustufen.

Das Aeussere der Brâhmanen wechselt nach dem Grade der Reinhaltung von Mischheirathen, nach Kost und Beschäftigung. Was man in Audh Kulîn oder ganz reine Brâhmanen heisst, sind kräftige, stramme Gestalten, 1640 bis 1705 Millimeter gross, die Arme weniger lang als bei anderen Hindus, die Hand dagegen grösser. Der Kopfumfang ist kleiner als bei den niederen Kasten, das Gesicht von regelmässigem Schnitte; der Mund ist nicht weit geschlitzt, die Lippen dünn. Die Augen sind lebhaft. Die Hautfarbe des Gesichtes ist etwas dunkler als in den Südländern Europas (vgl. das Bild Band 1, S. 49). Der Brâhmane isst Fische wie Fleisch, Orthodoxe nehmen jedoch nur Fleisch von solchen Thieren, welche einer Gottheit



Blumenschloss in Urtscha, Centralindien.
(Fürstliches Absteigequartier für Europäer.)

geopfert waren. Gebrannte Wasser weigert der echte Brâhmane, des Tabakrauchens enthält er sich, Mehlspeisen nimmt er nur, wenn sie von Ebenbürtigen bereitet sind; für den gewöhnlichen Hindu-Feinbäcker ist ein Brâhmane kein Kunde. Sprüchwörtlich berühmt wegen ihrer Aengstlichkeit, sich durch ein nicht nach Vorschrift zubereitetes Gericht zu verunreinigen, sind die Kanodsch-Brâhmanen des Doab: âth Kanodschyâ, nava tschulhâ hain: „acht Kanodschyas bedürfen neun Feuerheerde." In Südindien sind Vegetarianer unter Brâhmanen häufiger als in Hindostan. In den grossen Städten sprechen Aufgeklärte bedenklich stark der Flasche zu und findet Branntwein starken Absatz. Als Anzug tragen Wohlhabende einen langen Rock, wie Kaufleute oder Râdschputs, der Turban ist weiss. Niemals legt der männliche Brâhmane den Dschaneo oder heiligen Strick ab, eine unter vielerlei Ceremonien aus Baumwolle gedrehte Schnur, welche auf der linken Schulter aufliegt und unter dem rechten Arme hindurchgeht. Der Dschaneo wird dem Knaben zwischen

dem fünften und achten Lebensjahre unter den Upanayana genannten Feierlichkeiten umgehängt und versinnbildlicht das Zuführen des Knaben zum Lehrer, wodurch er in die Stellung eines vollberechtigten Mitgliedes der religiösen Gemeinde einzutreten beginnt. — An ihrem Charakter ist zu loben, dass Brâhmanen mehr Mitgefühl für Leiden ihrer Mitmenschen zeigen, als sonst den Hindus eigen ist. Als Gelddarleiher sind sie nie so habgierig, als Andere; während des Sipahi-Aufstandes von 1857 halfen die um Dehli wohnenden Brâhmanen den Europäern fort. Als Beamte sind sie ausdauernd und verlässig; hohes Lob erwarben sich hierin die Brâhmanen des Dekhan. Mängel ihres Charakters sind geschlechtliche Ausschweifungen, Unlust an Handarbeit, übermässige Einbildung von den Rechten ihrer Kaste. Der Brâhmane liebt in Polygamie zu leben; unter den Kandschyas in Audh gibt es Ehemänner, die sich von 25 Vätern zu Schwiegersöhnen für ihre Töchter bitten liessen und sich das Verdienst, in der Kaste die Ehre der Familie durch diese Verbindung um etliche Stufen gehoben zu haben, mit fetten Mitgiften bezahlen lassen. Brâhmanen-Töchter müssen noch vor völliger Entwickelung getraut sein, sollen sie ihre Kaste nicht verlieren; nirgends sind desshalb Kinderheirathen gleich häufig. Die Hochzeit selbst ist so kostspielig als unter Râdschputs und stürzt die Eltern in schwere Schulden; die Zusammengebung erfolgt durch Ueberwerfen eines Schleiers über die neben einander sitzenden Brautleute.

Ihren Unterhalt verdienen sich die Brâhmanen auf mannigfache Weise. Als Priester leiten sie die religiösen Ceremonien an Tempeln, geheiligten Teichen, vergötterten Flüssen und sonstigen wegen ihrer Wunderkraft geehrten Orten; in den Häusern geben sie den Familienfesten ihre Weihe, sind aber hierin wie im Weissagen der Zukunft, im Angeben der glücklichen und unglücklichen Tage, dem Verrichten magischer Ceremonien und der Niederschreibung wunderthätiger Sprüche überflügelt von den religiösen Bettlern, den Sanyâsi, Gosains etc. (Bd. 1 S. 191). Kenner der heiligen Literatur sind Wenige. In die Brâhmanenschulen tritt man im Alter von 15—16 Jahren und verbleibt darin als Zögling dreissig und vierzig Jahre lang. Die Schüler lernen Alles auswendig, widmen sich einem Werke Jahre lang und bringen es fast nie weiter als zum Aneignen von Bruchstücken aus den Wedas. Bhattâtscharya, wörtlich berühmter Lehrer, seit Unterdrückung des Buddhismus Bezeichnung der besten Kenner der brâhmanischen Theologie und Philosophie, hiessen in Benares, einem Hauptsitze brâhmanischer Wissenschaft, führten am Ausgange des abgelaufenen Jahrzehntes vier Brâhmanen; man kann diesen Titel, füglich mit Doktor der Hindu-Gottesgelehrsamkeit übersetzen. Zahlreicher sind Schriftsteller in modernen Thematen, an englisch-indischen Schulen gebildet; sie führen dann den Titel Pandit d. i. Gelehrter, auch Babu, Meister; Einzelne können sich als Orientalisten mit jedem europäischen Fachgelehrten messen. Sehr unwissend sind die Munschî, Sprachlehrer und Sekretäre Reicher, wie Briefsteller gegen Lohn. Sehr viele Brâhmanen sind im englisch-indischen Civildienste angestellt; durch ihren starken Zudrang zu Universitätsgraden laufen sie hierin allen anderen Kasten geradezu den Rang ab. In der Armee dienen an zehntausend Brâhmanen. Kapitalisten legen ihr Geld gerne in Grundbesitz an, geringer Bemittelte pachten Land, aber es ist selten, dass Brâhmanen zum Pflug greifen. Theoretisch verliert der Brâhmane, der den Pflug führt, seine Kaste; aber unter Brâhmanengeschlechtern dunkler Hautfarbe und darum von sehr geringem Anrechte auf Führung des Titel von Alters her sind Ackerbauern keine Seltenheit. In den Städten trifft man Brâhmanen als Bankiers, als Grosshändler in Landesprodukten, selten als Kleinkrämer; die Noth treibt aber Viele auch zur Annahme sehr niederer Dienste, sie nehmen Thürhüterstellen an, ja ziehen selbst als Trommler mit einer Gauklerbande umher. Vergebens sucht man sie in Gewerben, die Leder verarbeiten, Körbe flechten, schmutzige Wäsche reinigen, kurz in Beschäftigungen, welche das Kennzeichen der verachteten Kasten sind. Viele nähren sich als Bettler, in Bombay waren bei Aufnahme der Bevölkerung 31 Prozent aller Bettler Brâhmanen. Ueberhaupt ist die Arbeit der Brâhmanen als Werthe liefernd, gering anzuschlagen

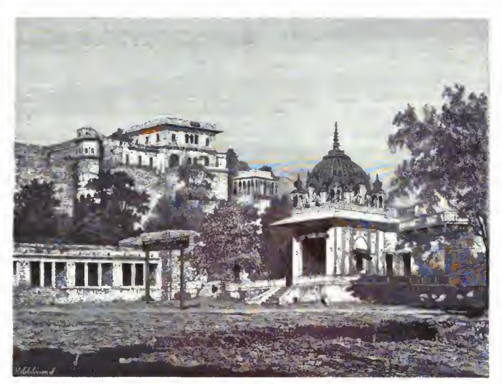


Husainabad Imambara, Mausoleum in Lakhnau, Audh.

und stellt sich in einem so dicht bevölkerten Lande, wie Audh, kaum so hoch, dass die Kaste als solche davon leben könnte, würde sie nicht durch Ausbeutung ihres Ansehens und des Aberglaubens ihrer Landsleute von fremdem Fleisse genährt werden. In der Gegenwart steht deshalb der Kaste der Brâhmanen bei aller körperlichen und geistigen Ueberlegenheit, wie dem Ansehen ihrer Mitglieder als Heilige eine glanzvollere Vergangenheit zur Seite, als ihr die Zukunft bescheeren kann. Die alte abgöttische Verehrung wird den Brâhmanen nur noch zu Theil in abgelegenen Dörfern, in den von niederen Kasten dicht bevölkerten Quartieren der grossen Städte und unter den Pilgern an Wunderstätten; unter den besseren Ständen bringt sie die fortschreitende Bildung in Folge sich mehrenden Besuches der englisch-indischen Schulen um das lohnende Geschäft der Ausnutzung der Gläubigen. Die Kaste zeigt sich nicht gewachsen den veränderten Verhältnissen; ihre Mitglieder verschwenden nach wie vor ihre Zeit in Verrichtung der täglichen Gebete (S. 6) und entfernen sich von Jahr zu Jahr mehr von dem Ideale, das die altindischen Kastenvorschriften zu verwirklichen strebten.

Die Zeiten sind nicht vorüber, dass Brâhmanen die Leiter grosser Staaten waren. Sir Madawa Rao, zuerst Minister in Trawankor, dann in Gwalior, jetzt Führer der Regentschaft in Baroda (nördlich von Bombay) zeigt als leuchtendes Vorbild, welch' lohnendes Arbeitsfeld auch unter der englisch-indischen Verwaltung gebildeten und arbeitsfreudigen Brâhmanen geboten wird. Volle Geltung hat desshalb noch heute der jetzt über zweitausend Jahre alte Vergleich eines ungebildeten Brâhmanen mit einem hölzernen Elefanten, oder einer ledernen Antilope. Im modernen Indien gilt selbst beim Brâhmanen, obgleich er sich für seine Vorrechte auf göttliche Satzung berufen darf, der Titel nichts, wenn er nicht von Wissen getragen wird.





Vorstadt Kathin Ghâti (steiler Aufstieg) in der Stadt Gwalior, Centralindien.

FÜNFTES KAPITEL.

Englands indische Vasallen.

Die Auflösung des Staates Audh ist der letzte Fall von Annexionspolitik der englisch-ostindischen Handelskompagnie. Einer moralischen Grundlage entbehrte die damalige Politik, selbst Lokalbeamte durften sich die grösste Willkür und die empfindlichsten Eingriffe in die Verwaltung der Fürsten erlauben. Neben Treubruch und Bedrückung der Unterthanen bot Anlass zur Einziehung der Mangel eines männlichen Nachkommen; den Kern des Streites bildete dabei die Frage der Adoptionsbefugniss. Die Regierung vermied einen Ausspruch darüber, ob den Fürsten zustehe, Mangels eigener Söhne sich einen Nachfolger zu adoptiren oder den angenommenen Sohn wegen schlechter Gesinnung zu verstossen; Adoptionen wurden bald gebilligt, bald ihnen jegliche staatsrechtliche Wirkung abgesprochen und nur ein Erbrecht in das fürstliche Privatvermögen gestattet.

Nach Hindu-Anschauung kann der Hausvater nach dem Tode der höchsten Glückseligkeit nicht theilhaftig werden, wenn nicht ein männlicher Sprosse der Familie die Todtenopfer vollzieht; ist aus der Ehe ein Sohn nicht hervorgegangen, auch kein Enkel oder Urenkel vorhanden, der hierin Sohnesstelle vertreten kann, so erfolgt Adoption eines Sohnes mit der Wirkung vollen Erbrechtes in das Vermögen des Adoptivvaters. Die Nothwendigkeit solcher Adoptionen

ist keine seltene, die Ehen sind hier unfruchtbarer als unter uns.[1] Das Herkommen verlangt zur Rechtsgiltigkeit der Adoption, dass der Sohn einer Kaste angehört, aus welcher der Vater sich eine Frau nehmen kann; strittig sind andere Punkte, da die Entscheidungen in den englisch-indischen Gerichtshöfen hierüber wechseln. So ist es fraglich, ob der zu Adoptirende Selbstbestimmung haben müsse und deswegen das sechzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben soll oder ob er noch ein Kind sein darf. An Formen wird sich bald mit Uebernahme in die neue Familie und Namensänderung begnügt, bald wird wenigstens die Darbringung des Hom-Opfers verlangt, wobei zerlassene Butter aus Opferlöffeln in die Flamme des Hausfeuers gegossen wird. In allen diesen Fragen zeigt das örtliche Gewohnheitsrecht so grosse Verschiedenheiten, dass es die Regierung noch 1871 geradezu für gefährlich erklärte, ein allgemein giltiges Adoptions-Gesetz zu erlassen. Bei Mohammedanern fällt der religiöse Grund zur Adoption fort; dagegen ist ihr Intestaterbrecht noch verwickelter als unter den Hindus; Zemindare, Talukdâre wie Râdschas greifen desshalb gleichfalls zur Adoption, um nicht entfernteren Verwandten Platz zu machen.



Mahârâdscha Sambhu, Singh von Udaipur.

Mit der Proklamation vom 1. November 1858 beginnt die Königin von England die unmittelbare Regierung Indiens, in das Ende des Jahres 1859 fallen die ersten Schritte zur Begründung eines indischen Fürstenrechtes.

Mahârâdscha Narindar Singh von Patiala im Pandschab (derselbe, dessen bereits Bd. 1, S. 11 gedacht wurde), dem an Besitz und Einkommen in ganz Indien nur acht regierende Häupter vorgehen[2], wurde ängstlich um seinen Thron und er richtete an Gouverneur Sir John Lawrence (Bd. 1 S. 228) die Bitte: seine Person und seine natürlichen oder adoptirten Söhne als Reichsvasallen der Königin von England anzuerkennen und seine Ehren, seinen Besitz und seine Hausrechte auf ewige Zeiten zu bestätigen. Sir John Lawrence nahm sich des Antrages an; Lord Canning, damals Generalgouverneur, trat dem Gutachten des mit indischen Verhältnissen so genau bekannten

[1]) In Mitteleuropa treffen auf hundert Ehen im Durchschnitte 450 Kinder, in Indien 280 Kinder. In den königlichen Häusern ist in Folge ausschweifender Lebensweise der Kindersegen noch geringer.

[2]) Sein Sohn Mahindar Singh (geb. 16. Sept. 1852, gest. 14. April 1876) machte sich unter seiner kurzen Regierung bekannt durch den Ankauf des berühmten Schmuckes der französischen Ex-Kaiserin Eugenie.

Statthalters des Pandschab bei und rieth der Krone in einem denkwürdigen Mémoire vom 30. April 1860: „in einem für alle Zeit gültigen Staatsakte auszusprechen, dass der nach Hindurecht als Râdscha Adoptirte von der englischen Regierung stets als Thronfolger anerkannt werde, insolange er sich loyal gegen die Krone erweise und den gegen England eingegangenen Verpflichtungen nachkomme." Hiermit war den Fürsten mehr geboten, als sie unter dem mohammedanischen Lehensrechte besessen hatten, denn die Frage nach dem Thronfolgerechte war jederzeit eine Macht-, weniger eine Rechtsfrage gewesen. Mit Ermächtigung des englischen Ministeriums erliess sodann Lord Canning unterm 11. März 1862 folgende Sanad, d. i. Patent:

„Ihre Majestät, von dem Wunsche geleitet, dass die Staaten der verschiedenen Fürsten und Lehensfürsten Indiens, welche jetzt ihre eigenen Länder selbst regieren, fortdauere, und dass die Vertretung wie die Würde ihrer Häuser sich fortsetze, hat diese Sanad an Euch erlassen, um Euch hierdurch die Zusicherung zu ertheilen, dass die englische Regierung beim Mangel von natürlichen Erben jede Adoption zum Nachfolger anerkennen und bestätigen werde, die Ihr selbst oder ein künftiger Fürst Eures Staates in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Hindus und den Gewohnheiten Eures eigenen Hauses vornehmen werdet. Seid versichert, das nichts dieser Zusage entgegen geschehen wird, solange Euer Haus anhänglich an die Krone ist und sich treu innerhalb der Verträge, Zusagen und Bewilligungen hält, welche seine Verpflichtungen gegen die englische Staatsregierung regeln."

Ein ähnliches Patent ward an die musalmanischen Fürsten erlassen.

Mit diesen Patenten ward zum ersten Mal die staatsrechtliche Fortdauer von unter eingeborenen Fürsten stehenden Staaten anerkannt und geregelt; die Geschichte der letzten zehn Jahre hat gelehrt, dass dem Vorbehalte am Schlusse dieser Sanad eine rein persönliche Auslegung gegeben wird. Regierung, Parlament und öffentliche Meinung verwerfen jede Annexation; vergisst sich ein Fürst, so wird der Pflichtvergessene zwar abgesetzt, dem Lande aber sofort der nächste Prätendent als Regent gegeben, wie dies erst 1875 in Baroda geschah. Dagegen macht die englische Regierung der bisherigen Missverwaltung ein Ende; während Generalgouverneur Lord Dalhousie noch 1856 einen Zustand befriedigend nannte, wobei diese Fürsten ihre Tribute bezahlen, und nicht Verschwörungen eingehen, macht England jetzt mit Erfolg grosse Anstrengungen, die Verwaltung dieser Staaten jener der unmittelbar englischen Besitzungen anzupassen.

Auf Grund der Patente von 1862 giebt es 153 Lehensträger der indischen Krone.

Mit Ausnahme einiger Staaten in Radschputana und der Sikhfürsten im Pandschab sind alle Fürsten Emporkömmlinge und nicht im Stande, ihren Stammbaum über Kaiser Auringzeb hinaus († 1707) zurückführen. Asiaten haben kein Verständniss für unsichtbare Autorität; als sich die Kriegsheere der zuletzt in Dehli residirenden Kaiser in der Ferne seltener sehen liessen, erstarkten die dortigen Grossen und Statthalter zu Selbstständigkeit. Mit Recht hob Lord Canning in verschiedenen Berichten an die heimatliche Regierung hervor, „dass die Herrschaft dieser Fürsten ebenso sehr eine fremde sei, wie die unserige. Ob Musalman wie der Nizam von Haiderabad oder die Herrscherin von Bhopal, ob Marâtha wie die Râdschas von Indor, Gwalior und Baroda, sie haben gleich uns sich gerissen um die Trümmer des Hauses von Baber; in dem Masse, als sie sich uns näherten und unter unseren Schutz stellten, haben sie sich bei Besitz und Einkommen erhalten." Zu den ältesten Geschlechtern gehören in Radschputana die Râdschas von Marwar (Hauptstadt Dschodpur), welche nachweisen können, dass sie früher schon einen Thron in Kanodsch am Ganges inne hatten, wo sie bis in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu verfolgen sind; dann der Râdscha von Mewar (Hauptstadt Udaipur), welcher seine Linie bis ins 8. Jahrhundert n. Chr. zurückführen kann und ebenfalls hoher Abkunft ist.

In besonderen Verträgen sind zahlreichen Untervasallen Gebiete und Rechte ausbedungen,

und diese vielfach mächtigen oder doch reichen Grossen sind es, die durch Zahl und Glanz die Herrlichkeit und Pracht bewirken, welche als Wahrzeichen indischen Lebens einem öffentlich vorgenommenen Staatsakte, Darbar oder Empfang, des Generalgouverneurs u. dgl. ankleben. Dem englischerseits als Landesherrn anerkannten Fürsten wird von diesen Untervasallen Gehorsam nur widerstrebend geleistet; Unruhen und Thronstreitigkeiten in indischen Staaten sind meist auf ihre Unbotmässigkeiten zurückzuführen. Im Kleinen dauern hier noch dieselben Bestrebungen fort, sich durch Intriguen oder offene Fehde auf Kosten des Nachbarn zu bereichern, die zuletzt das Moghulreich ohnmächtig machten und die ostindische Kompagnie gegen die Fürsten einnahmen. Vom begabten Indier wird es schwer empfunden, dass dieser alte Weg zu Reichthum und Macht unter der englichen Kontrole versperrt ist, aber vom Volke wird die Eindämmung dieser die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt gefährdenden Bestrebungen richtig gewürdigt; „Zeit der Wirren" heissen unter den Marâthen Centralindiens die der englischen Einmischung vorhergegangenen Jahrzehnte. — England duldet keinerlei Auflehnung, lässt jeden Anspruch durch seine Beamten untersuchen und auf Grund der Verträge bescheiden; in Radschputana, wo derartige Reibereien ständig sind, ist zu ihrer Beilegung sogar eine eigene Behörde eingesetzt, der sogenannte internationale Gerichtshof mit seinem Sitze in Udaipur.

Der Religion nach sind von den 153 Vasallen 124 Hindus, 28



Scheodân Singh, Mahârâdscha von Alwar.[1])

[1]) Scheodân Singh — ein Katschhwâha Râdschput (S. 51) reinen Blutes, was sich in seinen Gesichtszügen deutlich ausspricht, die man europäisch nennen konnte — starb am 11. Oktober 1874, 29 Jahre alt. Sein Sohn Mangal Singh, geb 18. November 1858, überkam mit Rucksicht auf seine Bildung und geistige Reife die Regierung bereits am 14. Dezember 1874, sechszehn Jahre alt; nach brieflichen Mittheilungen ist er Tigerschütze ersten Ranges, eifriger Scheibenschütze und kecker Reiter, widmet sich aber auch eifrig den Geschäften und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Sein Reich liegt westlich von Agra an der Grenze des Pandschab, wird von zwei Linien der Radschputana-Bahn durchschnitten und hat bei einem Umfange von 7831 Quadrat-Kilometer mit 800,000 Unterthanen Grosse wie Bevölkerungsdichtigkeit des Grossherzogthums Hessen. Alwar heisst starke Veste, ist Name der Hauptstadt und davon des Landes. Die Stadt zählt 52,357 Einwohner und liegt am Fusse eines steilen, von einem Fort gekrönten Hugels in einer wasserarmen Gegend; zur Aufspeicherung der Fluthwasser der Regenzeit dienen mehrere Dammanlagen, die Bodenschicht ist aber Wasser durchlassend und deswegen ist der Stadtteich Partap Singh's, dessen Ufer von schonen Bauanlagen eingefasst sind, mit Wasser selten ganz angelaufen. Als Muster des Stichbogenstiles mit sich schneidenden Kreissegmenten gilt das dortige Mausoleum von Baktâwar Singh, regierender Fürst von 1791 bis 1815. — Wir bringen drei Ansichten der Bauten von Alwar: Mausoleum von Bakhtâwar Singh (S. 87). — Felsengipfel im Westen der Stadt (S. 89). — Teich Partap Singh's (S. 91).

Mohammedaner, einer, der Fürst von Sikkim in Himâlaya, Buddhist. Viel urwüchsiger Aberglauben macht sich in den Gebirgsstaaten von Orissa (Bd. 1, S. 201) und in Assam (am linken Ufer des Brahmaputra) breit. Die Regentschaft vererbt im männlichen Geschlechte; ein Beispiel des Gegentheils ist Bhopal, wo Frauen (mohammedanischer Religion) schon in der zweiten Generation die Regierung besser führen als es sonst männliche Regenten thaten.

Der Flächeninhalt aller unter Verwaltung indischer Fürsten und ihrer Minister stehenden Staaten berechnet sich auf 1,526,301 Quadrat-Kilometer (27,718 deutsche Quadratmeilen) oder auf den Gesammtumfang von Centraleuropa: Deutsches Reich, Oesterreich und die Schweiz; die Bevölkerung beziffert 50¹/₃ Millionen Menschen. Mehr als ein Drittel der Oberfläche von Vorderindien und ein volles Fünftheil seiner Bewohner ist demnach noch von Fürsten indischer Abstammung beherrscht. Diese Fürstenthümer sind über die ganze Halbinsel zerstreut. Der grösste Staat ist Haidarabad (Bd. 1, Kap. 6) im Herzen des Dekhan mit dem musalmanischen Nizam als Fürsten, dem weitaus mächtigsten und eingebildetsten aller indischen Regenten. Im westlichen Indien bilden eine zusammenhängende Masse 18 Staaten von Radschputana, 33 Staaten Centralindiens, denen sich südwestlich die ein halbes Hundert von Duodezfürsten umfassende Halbinsel Gudscharat anschliesst; diese drei Gruppen haben 11,800 Quadratmeilen Flächeninhalt, sind von 20 Millionen Menschen bewohnt und liegen bunt durcheinander. Die meisten Staaten dieser Gruppen sind zum jetzigen Umfang in wechselvollem Kampfe und durch fortgesetztes Uebergreifen des Stärkeren in das Gebiet des Nachbaren erwachsen; sie setzen sich aus mehr oder weniger zahlreichen Parzellen zusammen, so dass eine politische Detailkarte des centralen Indiens mit Einbeziehung der eingesprengten Theile des englischen Besitzes ein so buntes Bild gewährt, wie das deutsche Reich im v. Spruner'schen Historischen Atlas zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

England hat nicht zu fürchten, dass die in räumlichen Zusammenhange stehenden Fürsten zu gemeinsamen Schritten gegen ihren Oberherrn sich verbinden; davon hält sie nicht bloss die genaue Kontrole aller ihrer Bewegungen ab, sondern noch mehr ihre gegenseitige Eifersucht und der Mangel an Autorität unter den Grossgrundbesitzern im Lande. Keinem Fürsten würden bei Auflehnung alle Kräfte seines Landes zur Verfügung stehen. Erhöhung des Glanzes und Vergrösserung der eigenen Einnahmen ist das Hauptbestreben aller indischen Fürsten und ihrer Untervasallen. Mit gegenseitigem Misstrauen blickt Jeder zu dem Mächtigeren empor, und würde Anschläge gegen England unter Uebertreibung der Gefahr nach Oben bringen. 1857 standen die meisten Fürsten treu zu England aus Furcht vor Thronentsetzung; 1877 während des drohenden Konfliktes mit England in den orientalischen Angelegenheiten, fiel die vorsorgliche Werbung Russlands um die Bundesgenossenschaft der mächtigsten Fürsten Centralindiens auf unfruchtbaren Boden.

Man denkt sich den indischen Râdscha so verweichlicht wie den Türken, tadelt die Ueppigkeit des Hoflebens und wünscht sich nichts, als den Genuss seiner fabelhaften Einkünfte. Diesem Phantasiegemälde entspricht leider vielfach die Wirklichkeit, nur von der Minderheit wird Einsicht und fester Wille gerühmt; von dieser Minderheit abgesehen, ist ihre Lebensweise von der Geburt bis zum Tode ihrer hohen Stellung durchaus unwürdig. Schon ihre Lebensfähigkeit kann geradezu ein physiologisches Räthsel genannt werden. Der junge Prinz ist fast regelmässig der Sohn eines vorzeitig gealterten Vaters; als Schwächling erblickt er die Welt, erbarmungswürdig leidet seine Mutter in der Stunde der Geburt unter widersinnigen Gebräuchen der Helferinnen im Wochenzimmer. Der Säugling wird einer Sippe alter, in Vorurtheilen ergrauter Pflegerinnen überantwortet und bleibt im Frauengemache, dem Zanâna Khâna, ihrer Obhut bis zum 12. Lebensjahre anvertraut. Als eigensinniger, launiger, dünkelhafter Jüngling wird er dann sogenannten Gelehrten übergeben, deren Familien die Befugniss der Unterweisung des Knaben in etwas Schreiben und Lesen seit vielen Generationen als Recht beanspruchen. Dem jungen Prinzen wird gegen

Alles, was Fortschritt heisst, Widerwillen und Hass eingeprägt, aus gefälschten, seine Familie verherrlichenden Werken dagegen der Glaube beigebracht, sein Geschlecht sei das vollkommenste und geehrteste unter der Sonne. Mit zwanzig Jahren oder kurz hernach besteigt der Jüngling den Thron, denn ein hohes Fürstenalter ist nicht die Regel. In den ersten Jahren greift der Fürst noch thätig ein, horcht, wenn auch widerstrebend, auf den Rath des zur Ueberwachung seiner Regierungsweise beigegebenen englischen Beamten, aber wenige Jahre später macht sich der Einfluss früher geschlechtlicher Ausschweifungen bemerkbar; es wird dem Genusse von Opium und von noch schlimmeren narkotischen Genussmitteln gefröhnt, die Regierung aber einer Clique selbstsüchtiger, habgieriger Würdenträger überlassen, und nach wenigen Jahren tönt der Palast, dann das Land wieder von Klagen über Akte des Wahnsinns und der Bedrückung.



Mausoleum von Bakhtâwar Sing in Alwar (S. 85).

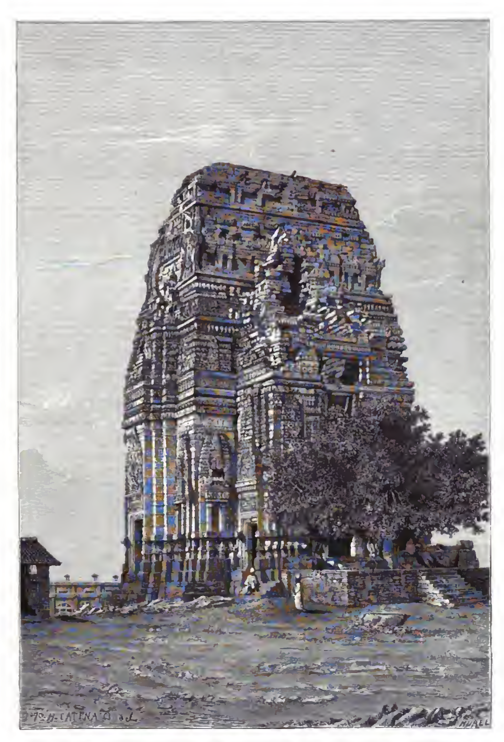
Schlimme Gewohnheiten können nur durch sorgfältige Erziehung ausgerottet werden. Bei Fürstensöhnen, die minderjährig zur Herrschaft kommen, verlangt deswegen die englische Regierung, dass sie an einer ihrer Erziehungs-Anstalten gebildet werden; erst nach zurückgelegtem zwanzigstem Lebensjahre tritt Volljährigkeit und Throneinsetzung ein. Es bestehen solche Unterrichtsanstalten als Râdschkumara Colleges oder Akademien für Fürstensöhne für Centralindien in Indor und Naugong, für Radschputana in Adschmir; auf der Halbinsel Gudscharat in Radschkot. In diesen Schulen wird neben Elementarkenntnissen und Ausbildung in der Muttersprache Englisch gelehrt, Nationalökonomie (nach Mill's Lehrbuch) und Geschichte getrieben. Viel Gewicht wird auf körperliche Uebungen gelegt; die Zöglinge finden daran grossen Gefallen, und setzen sie später fort, die beliebten englischen Erholungsspiele Cricket, Badminton etc. haben sich an vielen Höfen eingebürgert. Eine grosse Neuerung sind Reisen. Sonst verliess ein Fürst sein Ländchen fast nie; jetzt sind reisende regierende Fürsten keine Seltenheit mehr, die zahlreichen Eisenbahnen

erleichtern selbst grössere Rundfahrten. So besuchte der junge Fürst von Alwar — dessen Vaters-Bild S. 85 eingestellt ist — zwischen Januar und März 1880 alle Hauptprovinzen Indiens, setzte nach Ceylon über und wagte selbst zur See die Rückreise nach Calcutta.

Die Landesverwaltung erweist, wie wenig sich in Indien ändert, wenn seine Bevölkerung sich selbt überlassen wird; sie erinnert in der Mehrzahl der Staaten durch den Luxus der Fürsten, das Intriguenspiel der Würdenträger und den Einfluss der Weiber auf Staatsgeschäfte an die Zustände, wie sie vor zweihundert Jahren während der Herrschaft der Grossmoghule die Regel waren.

An der Spitze der Geschäfte steht eine Kollegialbehörde, der Darbar (Durbar). Der oberste Rathgeber mit dem Titel Dewan (Diwan) nimmt theoretisch die Stelle unserer Ministerpräsidenten ein, praktisch ist aber Darbar und Dewan ausführende Behörde; ein Misstrauen, dem eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist, lähmt Darbar und Dewan in ihrer Thätigkeit und ist die Ursache, dass alle generalisirten Aufträge der Genehmigung und Zeichnung des Fürsten bedürfen. Es gibt deswegen in Vasallenstaaten, die rein geschäftsleitenden Erlasse ausgenommen, nur königliche Verordnungen und keine landespolizeilichen Vorschriften. Die Ortsverwaltung üben Zemindare und sonstige mit Dörfern belehnte Grundherren aus; unter Marâthen und in Südindien, wo Belehnungen mit Grund und Boden nicht so weit getrieben sind, wie in Centralindien und Radschputana, sind die Amtsbefugnisse in bestimmten Familien erblich geworden. Diese örtlichen Beamten erheben für sich Steuerzuschläge oder schreiben Extra-Lieferungen aus und erhalten ein nicht nennenswerthes ständiges Gehalt. Selbst Darbar und Dewan sind, verglichen mit dem englisch-indischen Gehaltsregulative, sehr schlecht bezahlt und können die bedeutenden Ausgaben, die an Geschenken für den fürstlichen Schatz und an Günstlinge gefordert werden, nur leisten durch Erpressungen und Bedrückungen. Missbräuchliche Anwendung der öffentlichen Autorität ist an der Tagesordnung.

Die Rechtsprechung gipfelt im Souverain. Der Fürst ist oberster Richter und selbst der schlechteste Regent hält mehrmals wöchentlich einen Darbar oder Gerichtstag ab. Nichts unterscheidet Vasallengebiete deutlicher vom englischen Reichsgebiete, als die Rechtspflege. In englisch-indischen Distrikten ist die Verwaltung von der Justiz getrennt, ganz zurückgebliebene Striche ausgenommen; in den höheren Instanzen entscheiden Richterkollegien auf Grund der bei den Untergerichten angelegten Akten; für die Obergerichte besteht Anwaltszwang. In den Vasallenstaaten gibt es nur Einzelnrichter. Kläger und sein Gegner begeben sich mit ihren Zeugen und Beweismitteln am Gerichtstage vor den Richter und tragen ihre Klage wie Einreden persönlich vor; der Richter nimmt kein Protokoll auf, belegt sein Urtheil nicht mit Citaten aus Justiz- und Prozessgesetzen, sondern spricht zuletzt Recht nach dem ungeschriebenen Landes-Gewohnheitsrecht. Gegen jedes Urtheil eines Hakim oder Unterbeamten geht die Appellation an den Landesfürsten; in Indien sagt man: an die Gaddî oder den Thron. Man wird hiezu nicht vorgeladen, sondern verfügt sich am Darbartage dahin und erwirkt Vorführung des Gegners, wenn er nicht freiwillig mitgeht. In keinem Rechtszuge werden Gebühren vorgelegt; dem Unterliegenden wird nach dem Werthe des Streitobjektes und seinen Mitteln eine Busse, zahlbar in den Schatz, zuerkannt. Der Vollzug richterlicher Urtheile lässt zu wünschen übrig; zu Immobiliar-Execution wird nur zögernd geschritten, denn Störung der Besitzverhältnisse macht den Eingang der Rente unsicher und ist gegen das Interesse des Sirdar oder Landesherrn. — Das summarische Gerichtsverfahren würde der Bevölkerung zusagen; im Reichsgebiete werden die Vorschriften des englisch-indischen Civilprozesses als Erschwerung empfunden, weil sie viel grösseren Zeitaufwand bedingen. Dagegen leidet hier der Rechtsuchende unter Justizverweigerung. Beim Einzelnrichter erster Instanz wird Geld fast nie verfehlen, einen Gegner fortgesetzt von der Gerichtsschranke zurückzuweisen oder sich ein günstiges Urtheil zu sichern. Anders beim Fürsten, wissentlich ungerechte Urtheile sind



Teli Mandir (Tempel des Oelhändlers) in der Veste Gwalior, Centralindien.

hier grosse Ausnahme. Es gibt aber mancherlei Mittel, dem Bedrückten den Weg zum Fürsten zu verleiden oder ihn der Früchte des errungenen günstigen Urtheils zu berauben. Gegen Geld lassen sich immer Helfershelfer finden, welche einen Mann auf die falsche Anzeige hin, ein Urtheil des Fürsten ungünstig kritisirt zu haben, einkerkern und bei dem Lügengewebe, das gekaufte Zeugen ausspinnen, wird der Verfolgte die Strafe schwer abschütteln, selbst wenn es den Verwandten gelingt, bis zum Fürsten vorzudringen. Das Verfahren in der Civilrechtspflege ist desshalb in Vassallenstaaten im Ganzen eine Posse, für die Beamten aber ein einträgliches Geschäft, denn die Handelskasten sind sehr streitsüchtig. In Baumwollbezirken mit lebhaftem Handel, wie Akola (Berar) trifft eine Klage bereits auf 60 Einwohner; im Pandschab, wo nach allen Richtungen hin lebhafter Aus- und Einfuhrhandel herrscht, ist das Verhältniss 1 zu 106;



Felsengipfel im Westen der Stadt Alwar (S. 85).

dagegen sinkt in Hindostan mit seiner grossen Zahl kleiner Landwirthe die Zahl der Prozesse von 1 auf 450 Seelen. Bedenkt man den lebhaften Exportverkehr aus Vasallenstaaten, die allein in Baumwolle und Opium ein Fünftheil des ganzen zur Ausfuhr gelangenden Produktes liefern, so kann man sich einen Begriff machen, wie sehr der Handelstand durch solche Willkür in Handhabung der Rechtspflege geschädigt wird.

Das Kriminalverfahren hat sich gebessert in jenen Staaten, wo es gelang, das indische Strafgesetzbuch von 1860 einzuführen; einzelne Kapitel gelten zwar indischen Staatsmännern als gegen Sitte und Kaste verstossend, im englischen Reichsgebiete ergaben sich aber nirgends Anstände. Den indischen Strafprozess finden Dewan und Darbar als zu förmlich und unannehmbar, selbst in den best verwalteten Staaten gelangen nur einzelne Kapitel des Gesetzes zur Anwendung. Wo noch veraltete Hinducodices citirt werden und nach den Aussprüchen der heiligen Religionswerke Recht gesprochen wird, ist die Mitâkscharâ aus dem zweiten christlichen Jahrhunderte am meisten citirt.

Ist es selbst im englischen Indien noch immer gefährlich, angeschuldigt zu werden, (Bd. 1, S. 247), so führt hier die Neigung der Gewalthaber, mittelst des Strafverfahrens ihre Taschen zu füllen, zu noch viel grösseren Missständen. Selbst wo Reformen angebahnt sind, bleibt die Ziffer der zu Geldstrafen Verurtheilten fortdauernd sehr gross. Der niedere Gerichtsbote ist, wie in China, eine allmächtige und gefürchtete Person. Von einer Ueberwachung seiner Thätigkeit findet sich keine Spur, eingeschritten wird nur dann, wenn sich seine Leute zu voreilig an einer einflussreichen Familie vergriffen. — Gefängnisse bieten nur in sehr fortgeschrittensten Staaten menschenwürdige Keuchen, für Leiden Anderer hat der Indier überhaupt keinen Sinn. Die Sterblichkeit ist in allen Gefängnissen sehr gross, mit Peinigung der Gefangenen gehen Erpressungen bei ihren Verwandten Hand in Hand.

Polizeidienste verrichten in den Städten eigene Polizisten, auf dem Lande übt sie der Gutsherr oder Dorfbeamte mit den Dorfwächtern und seiner Leibwache. Der Indier schätzt an dieser Polizeimannschaft, dass sie ihn, verschieden von ihrer Kollegin im englischen Reichsgebiete, in seinen Lebensgewohnheiten nicht stört; in der Ortsreinlichkeit keinerlei Beschränkungen unterworfen zu sein, wird nicht weniger hoch geschätzt, als das Fehlen eines Impfzwanges oder die Möglichkeit einer Missgeburt durch Tödtung sich zu entledigen, ohne wegen Mordes verfolgt zu werden. Solche Freiheit in der Bewegung büsst jedoch der Vasallenunterthan mit einer grösseren Unsicherheit seines Eigenthums und seiner Person; die Verbrecherkasten ziehen sich aus dem Reichsgebiete in die Vasallenländer, die Thags oder Würgerbanden treiben hier noch ihr schändliches Handwerk.

Thag ist ein Wort der Hindî-Sprache und bedeutete ursprünglich einen Betrüger; jetzt bezeichnet es einen Mörder. Das indische Strafgesetzbuch verfolgt in Artikel 310 als Thag „wer sich mit einem Anderen oder Mehreren unter Anwendung von Mord zur gewerbsmässigen Verübung von Raub und Kinderdiebstahl verbindet“; sich selbst nennen Thag jene Räuber von Profession, welche auf Befehl ihrer Götter zu handeln vorgeben und unter diesem Namen zu einem religiösen Orden zusammengetreten sind. Nach der Sage drohte der Dämon Rakat-bidschdana durch seinen ungeheuren Appetit in Menschenfleisch die neu geschaffene Welt zu entvölkern. Die Göttin Kâlî wollte das Ungeheuer tödten, aber aus den Blutstropfen, die aus den beigebrachten Wunden zur Erde fielen, entstanden neue Ungethüme und das Uebel ward grösser statt kleiner. Da gab Kâlî zwei Menschen, die sie aus dem Schweisse ihrer von der Arbeit ermüdeten Arme bildete, je ein Tuch und liess durch sie die Dämonen erdrosseln; dabei durfte kein Blut vergossen werden. Die Henker führten den schwierigen Auftrag glücklich aus;[1] zur Belohnung schenkte ihnen Kâlî die gebrauchten Tücher, befahl ihnen, ihr Brod durch Erwürgen ihrer Nebenmenschen ohne Blutvergiessen zu verdienen und versprach Vorsorge gegen Entdeckung durch Beseitigung der Kadaver. Die Göttin knüpfte ihr Versprechen an verschiedene Bedingungen; die wichtigste war das Verlangen, dass man sie bei Behandlung der Leichname nicht belausche. Ein Thag konnte der Versuchung nicht widerstehen und sah Kâlî den Getödteten zerreissen, seine Gliedmassen den Genien und Geistern zur Nahrung vorwerfen; Kâlî entdeckte den Beobachter, versagt seither ihre Dienste, brach sich aber einen Zahn aus und befahl mit diesem als Axt die Gruben zu graben, auch dann würden die Gräber vor Entdeckung sicher sein. Was hier Hindus der Göttin Kâlî zuschreiben, das gilt bei den unter Thags zahlreichen Mohammedanern als Werk von Fatima, der Tochter des Propheten, der Frau des Khalifen Ali. — Diese Legenden werden in ganz Indien geglaubt. Geschichtsforscher ziehen zur Erklärung des Treibens der Thag Angaben bei in den Schriftstellern des Alterthums über den Gebrauch der Schlinge als Waffe der Scythen bei und weisen auf Gebräuche

[1] Der Ort Windyatschal in Centralindien, am Ostende der Windhya-Kette, gilt als der Ort, wo der Hauptdämon erdrosselt wurde; Kâlî trug den Leichnam durch die Luft nach Calcutta und begrub ihn dort, wo heute der ihr geweihte grosse Tempel steht. Bild und Kultus dieser Göttin beim Durga-Pudscha-Feste veranschaulicht Bd. 1, S. 181 und 220.

unter den modernen tatarischen Völkern Centralasiens hin; für die Kunstfertigkeit der Indier in Handhabung der Schlinge spricht, dass die Göttin Kâli, im Hindu-Götterhimmel Gemahlin von Siwa, dem Gotte der südlichen Hindus, in einer Hand eine Schlinge hält. Zur verbrecherischen Genossenschaft von Strassenräubern und zur Religionssekte der Thag wuchsen die Kundigen im Gebrauche der Schlinge zusammen unter den traurigen politischen Verhältnissen, welche in Centralindien die Aufrichtung der mohammedanischen Herrschaft und wiederum ihren Zusammenbruch begleiteten. Ob dem Glauben nach Hindus oder Bekenner des Islam, ob der Kaste nach Brâhmanen oder bäuerliche Taglöhner, die Thags verrichten gemeinsam gewisse Ceremonien und betrachten sich als Angehörige einer und derselben religiösen Sekte.

Zum Thag wird man kraft Kaste wie aus freier Wahl. Thag-Väter gewöhnen ihre Söhne



Teich Partap Singh's in Alwar (S. 85).

schon in zarter Jugend an das schreckliche Gewerbe, dulden aber ruhig ihre Erwürgung, wenn sie zurückbeben vor dem Anblicke, der sich vor ihren Augen zutrug und sich durch Furchtsamkeit als unwürdige Diener der Göttin Kâli erweisen. Der Novize heisst Tschela oder Schüler und erhält einen Guru oder Lehrer an die Seite gesetzt, bis er unter ihm die erste Erdrosselung kaltblütig ausführte. Der Thag operirt nicht einzeln, sondern in Banden; man widmet sich nicht ständig dem Gewerbe, sondern nur zeitweise, findet sich hiezu aus verschiedenen Dörfern zusammen und treibt in der übrigen Zeit wirklich oder scheinbar ein ehrbares Geschäft. Man verabschiedet sich von seiner Umgebung zu einer Geschäftsreise oder geht auf Besuch zu Verwandten, trifft auf dem Wege am vereinbarten Orte mit den Spiessgesellen wie zufällig zusammen und geht nun an die Arbeit. Das erste ist, das man sich der Gunst der Göttin vergewissert; kreuzt ein Schakal den Weg von rechts nach links, pfeift ein Waldvogel im Fluge, krächzt der Rabe vom Baume herab, begegnet man einer schwangeren Frau, so gilt dies als Thibau oder rechtshändiges,

gutes Omen, während linksseitige oder Pilhau-Zeichen als böse Vorbedeutung vom Vorhaben abmahnen. Sodann werden die Rollen ausgetheilt. Man wagt sich nur an Reisende und vollzieht die Erwürgung jederzeit auf der offenen Landstrasse. Haben die Kundschafter ein lohnendes Opfer ausgemittelt, so schliessen sich Thags, welche nach Kaste und Religion auf Annahme rechnen können, unter den verschiedensten Vorwänden den Reisenden an; ihre Mitwisser gehen als Diener u. dgl. mit, alle benehmen sich höchst zuvorkommend und freundlich. Ist ein passender Lagerplatz erreicht, so schleichen sich Nachts, wenn die Reisegesellschaft schläft, die Träger der Kasi oder Haue, die an Stelle des Zahnes von Kâlî trat (über dessen Schicksal die Legende keinen Aufschluss gibt), vom Lagerplatze weg, suchen einen geeigneten Bel oder Verscharrungsplatz aus und graben eine Grube in der erforderlichen Grösse. Bis Tagesanbruch muss ihre Arbeit vollendet sein; dann wecken sie ihre Genossen. Die Bhartot oder Erwürger ziehen die Binde und schürzen einen Knoten. Die Schamsia oder Handlanger halten dem Opfer die Hand, der Bhartot presst die Binde von vorne gegen den Hals des aus dem Schlafe noch nicht völlig Erwachten und steckt den Kopf in die Schlinge, während der Schamsia den Körper schnell dreht; ist dem Angegriffenen die Kehle zugeschnürt so hat das Opfer nach wenigen Minuten ausgehaucht. Gemeinschaftlich werden die noch warmen Leichname zur Grube getragen und so eingelegt, dass die Füsse des einen Leichnams auf dem Kopfe des anderen ruhen; jeder erhält beim Einlegen mit dem Dolche einen Stich ins Herz. Ist die Grube zugeschüttet, so bricht die Bande mit den Effekten des Gemordeten auf; an einem Verstecke wird Zuckermelasse unter eigenen Sprüchen der Gottheit geweiht und schweigend gegessen, dann folgt Theilung der Beute; die zur Entdeckung führenden Gegenstände gehen sofort in entfernte grosse Städte ab, um seinerzeit ohne Aufsehen veräussert zu werden. (Thags zeigt die Tafel Bd. 1 S. 84.)

Reisenden nützte die grösste Vorsicht fast niemals; die Thags waren immer scharfsinniger als ihr Opfer. Im Beginn des Jahres 1820 reiste ein reicher mohammedanischer Kaufmann mit grossen Schätzen von Lahor (im Pandschab) nach Dehli und nahm sich wohlbewaffnete Diener mit, auf deren Treue er rechnen konnte. Alle ritten schnelle Pferde, in ihren Gürteln steckten scharf geladene Pistolen, um ihre Schultern hingen ausgezeichnete englische Jagdgewehre. Am dritten Reisetage bittet eine Zahl wohlgekleideter Hindus, unter ihrem Schutze die Reise fortsetzen zu dürfen; der Musalmann hält die Bittsteller für Thags, kann sie aber als Andersgläubige leicht zurückweisen. Einige Tage später stösst die Karawane auf arme Mohammedaner, welche sich tief verbeugend ihr Freude ausdrücken, einen Glaubensgenossen gefunden zu haben und viel von den Gefahren des Weges erzählen; sie bieten sich als Gehilfen an, aber der Mohammedaner giebt seinem Pferde die Sporen und sprengt mit seiner Begleitung davon. In der nächsten Woche stösst nichts Verdächtiges auf; nur wenige Tagereisen noch liegt die Stadt Dehli, das Reiseziel, entfernt. Um eine Waldecke biegend gewahren die Reisenden ein erschütterndes Schauspiel; in einem frischen Grabe liegt ein Leichnam, Hände ringend umstehen die Grube sechs Männer, Musalmans, und geben auf Befragen an, ihr Begleiter sei gestern von einer Schlange gebissen worden und der Wunde erlegen; ihr Jammern habe darin seinen Grund, dass sie des Lesens nicht kundig seien und deswegen nicht im Stande, die vorgeschriebenen Todtengebete zu lesen. Unser Kaufherr, ein gebildeter Mann, denkt hier ein Werk zu verrichten, das im Himmel Anspruch auf Belohnung habe; er steigt vom Pferde, seine Begleiter auch, alle legen die Waffen ab und ihr Herr nimmt die für die traurige Handlung vorgeschriebenen Waschungen vor. Als er sich zum Vortrage der Todtengebete niedergekniet hat, fallen die vermeintlichen Trostlosen als Thags über die Andächtigen her und erdrosseln sie; der den Todten spielende Thag entstieg dem Grabe, in das nun die Gemordeten geworfen wurden. Alle Leute, die sich unterwegs dem Kaufmanne hatten anschliessen wollen, waren Thags gewesen; als ihr Opfer zu entrinnen drohte, brachte es diese Vor-

spiegelung religiösen Zweifels zu Fall. — Viele Belas oder Verscharrungsplätze waren in der nächsten Nähe der Ortschaften. So wurde ein Richter, der zum Verhöre von Thags sein Zelt unter einem Feigenbaume hart am Dorfe aufgeschlagen hatte, durch das scheue Benehmen und die Aeusserungen eines Verhafteten veranlasst, den Boden zu untersuchen, auf dem sein Zelt stand und fand hart daneben viele von Thags erdrosselte Leichen verscharrt.

Alle Unternehmungen hatten etwas unheimlich Geheimnissvolles an sich. Niemals hörte man von einem misslungenen Anschlage, nie kamen Zeugen zum Vorschein; nach dem Grundsatze, Todte reden nicht, wurde jederzeit die ganze Reisegesellschaft umgebracht. Niemals fand man Blutspuren, stiess nie auf zerrissene Kleider, die auf einen Kampf schliessen liessen, oder las Waffen auf. Frauen erfuhren nicht Angriffe, ausser wenn sie vereinzelt mit einer Männerkarawane



Grosser Sâs Bhao Tempel in Gwalior.

reisten; niemals wurden solche Weiber geschändet oder Jemand Qualen angethan; alles ging rasch und still vor sich, höchstens dass in der Morgenruhe ein dumpfer Schrei der wehrlosen Opfer laut wurde. Die kühnsten Reisenden zitterten vor Thag-Anschlägen; im ersten Viertel dieses Jahrhunderts war vom Indus bis zur Südspitze Jndiens hinab jeder Strassenzug und jeder schiffbare Fluss von Thag-Würgerbanden besetzt. Wie in Deutschland zu Beginn dieses Jahrhunderts in jedem Dorfe Räubergeschichten die Abendunterhaltung bildeten oder in der Gegenwart die Bewohner der Abruzzen in Athem halten, so besprach man in Indien beim abendlichen Feuer die dunklen Thaten der Thags.

Die englische Armeeverwaltung machte zuerst auf die Nothwendigkeit aufmerksam, dieser Landplage zu steuern; ihre Soldaten, die mit ihren Ersparnissen in Urlaub gingen, wurden geradezu regelmässig auf dem Wege in die Heimat ermordet und beraubt. 1820 werden zum ersten Male Streifen gegen Thags angeordnet, später ward ein eigenes mobiles Polizeikorps gegründet, reguläre

Truppen beigestellt und 1835 zur Oberleitung aller Massregeln eine eigene Centralstelle geschaffen, mit dem Sitze in Dchabalpur an der Narbada (Hauptstadt der Centralprovinzen). Karawanen im Besitze von Geld und Waaren, über deren redliche Erwerbung Aufschluss nicht gegeben wurde, auch in der Heimat nicht zu erlangen war, wurden processirt und ihre Mitglieder als Thags zum Tod durch den Strang verurtheilt. Das Versprechen, für Angeberei das Leben zu retten, führte zur Festnahme weiterer Banden; zwischen Januar und Oktober 1835 waren rund zweitausend Thags dingfest gemacht. 382 wurden gehenkt, 1200 auf Lebenszeit in die Strafkolonien auf den Andaman-Inseln (im bengalischen Meerbusen) abgeführt, der Rest auf Zeit eingesperrt oder verstarb im Gefängnisse. So gross war die Wirkung, dass die Hauptverkehrswege vom Himâlaya bis Bombay hinab, selbst wenn sie als schmale Pfade durch Walddickicht führten, von Thags sicher waren. Jn den nächsten vier Jahren wurden die Thags in ihren Verstecken aufgesucht und so hart verfolgt, dass viele Banden sich freiwillig stellten unter der Erklärung: ein Leben ohne Rast und ohne Schlaf, ohne Heimat, ohne Verkehr mit den Seinen, mit der steten Aussicht der Gefangennahme und Hinrichtung mit dem Stricke[1]) sei des Namens nicht werth. Im Jahre 1839 konnte das englische Reichsgebiet von Thagbanden gesäubert erklärt werden; was sich flüchten konnte, zog sich in die Vasallenstaaten, suchte dort unter den Leibwachen oder als Dorfwächter Stellung, verlässt aber diesen Dienst, sobald sich Gelegenheit gibt, zu dem alten Handwerk zurückzugreifen. Die Gefahren dieser zersprengten Thags für die öffentliche Ordnung schildert ein amtlicher Bericht wie folgt: „Dieselben Eigenschaften der Findigkeit, der Rücksichtslosigkeit und Unerschrockenheit in der Gefahr, welche Thag-Führer unter ihren Genossen Ansehen sichern, werden auch von ihren neuen Vorgesetzten und Herren am höchsten geschätzt. Während die Fürsten auf Verlangen einen Novizen unter den Thags bereitwillig ausliefern, hält es ausserordentlich schwer, fanatische Charaktere ausgeantwortet zu erhalten; diese sind aber fähig, jederzeit wieder eine Bande zusammenzubringen, wenn man sie gewähren liesse und deswegen ist der Fortbestand einer eigenen Centralstelle gegen Thag-Ueberfälle eine Nothwendigkeit." Diese Centralstelle führt jetzt den Namen „Abtheilung zur Unterdrückung des Thag- und Räuberwesens" (Thagi and Dacoity [genauer Dakaitî] Department); ihre Hauptaufgabe besteht in Ueberwachung umherwandernder Verbrecherklassen, die durchaus unseren Zigeunern gleichen, eine Diebssprache sprechen und zu sesshafter Lebensweise nur schwer zu bringen sind. Thag-Ueberfälle kamen im letzten Jahrzehnte ein bis zwei im Jahre vor und ereigneten sich in Vasallenstaaten.

Die indische Hofhaltung zeigt echt orientalische Zustände. Der Fürst lebt jederzeit in höchster Pracht, unbekümmert, ob der Schatz gefüllt oder die Kasse leer ist; man macht Schulden oder mehrt die Abgaben. Paläste sind in diesem Werke in zahlreichen Bildern vorgeführt; die Gebäude sind stattlich und stilvoll, stehen aber häufig unter einer ganz unwürdigen Umgebung in einer kleinen Seitengasse, in der widerlich viel Schmutz herrscht. Im Innern macht sich der Verkehr mit Europäern bemerkbar. Nirgends fehlen Stühle und Tische; Sophas, Buffets, Pianos stehen umher; Oelbilder und Tondrucke zieren mit Spiegeln die Wände. Die Vertheilung dieser Mobilien überrascht: ein einfacher Zeltstuhl steht neben einem kostbaren Damast-Fauteuil; im Empfangssaale stösst man auf Waschtisch und Handtuchständer, während das Piano im Schlafzimmer Aufstellung fand. Ebenso buntscheckig sind die Wände behangen; neben guten Oelbildern und feinen Stahlstichen hängen Penny-Porträts berühmter englischer Generale, der beiden Kaiser Napoleon oder Zerrbilder der Massenproduktion, die um theures Geld eingehandelt wurden. Messer

[1]) Die Todesstrafe wird nach Art 321 des indischen Strafgesetzbuches mit dem Strange vollzogen. Dagegen hätten weder Hindus noch Musalmans etwas zu erinnern; aber dass der Leichnam den Verwandten nicht zurückgegeben wird, sondern im Gefängnisshofe eingescharrt werden muss, oder durch die Schergen verbrannt wird, empfindet der Indier schwer, denn diess bringt die Seele des Hindu um die künftige Glückseligkeit, den Musalman um die geträumten üppigen Freuden des Paradieses. Der formlosen Todtenbestattung wegen wirkt deswegen die Todesstrafe ausserordentlich abschreckend.

und Gabel sind für europäische Gäste aufgelegt; der Indier nimmt nicht Theil an dem Gastmahle der Fremden, selbst der Râdscha kennt den Gebrauch der Gabel und des Löffels nicht, sondern schlürft Flüssigkeiten, führt feste Speisen mit der Hand zum Munde. Ueberfluss ist an Teppichen; bei Staatsbesuchen ist am Teppiche Mancherlei zu beachten. Ist der Rangunterschied zwischen Empfangendem und Besucher gross, so steht der Thronsessel des Fürsten auf eigenem Teppiche und wird vom Empfangenen nicht betreten; anderenfalls lassen sich Beide auf demselben Teppiche nieder, aber es begründet einen Unterschied, ob der Fürst dem Besucher bis in die Mitte oder bis an den Rand des Teppichs entgegengeht. Bei solchen Anlässen erscheinen die Fürsten und ihr Gefolge als wandernde Goldwaaren-Ausstellungen, überdeckt mit Brillanten, Edelsteinen und Gold in Schmuck, auf Kleidern und in Waffen; dieselben Trachten



Sculpturen des Dschaina-Kultus im Urwald Thaleinschnitte, Gwalior. [1])

werden angelegt, die in der Zeit Mode waren, als Kaiser türkisch-tatarischer Abkunft in Dehli Hof hielten. Auf Mehrung der Schatzkammer entfallen grosse Summen; bei den feenhaften Festen, welche 1875—76 dem Prinzen von Wales zu Ehren gegeben wurden, brachten die Fürsten dem künftigen Kaiser von Indien wahre Wunder der indischen Gewerbsthätigkeit in edlen Metallen und Edelsteinen dar.

Die Einkünfte der Fürsten sind sehr gross; sie beziffern rund 260 Millionen Mark im Jahre für alle 153 Vasallenstaaten; darin sind nicht mit inbegriffen das Einkommen der Untervasallen und die Naturallieferungen an Beamte. Diese ganze Summe gilt als persönliche Civilliste der Regenten-

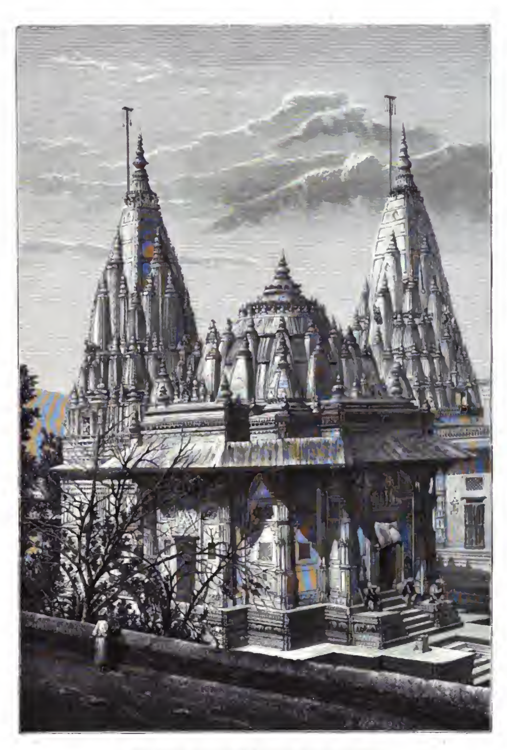
[1]) Im Ganzen sind 22 Figuren ausgemeisselt, alle nackt. In der zu Band 1 S. 72 ausgegebenen Tafel ist die sitzende Kolossalstatue Adinâth, der erste der 24 Dschaina-Heiligen. Erkennungszeichen des Gottes ist der auf dem Sockel eingehauene Löwe. Von den Dschaina-Wahrzeichen am Schlusse dieses Kapitels versinnbildlicht das Antlitz eines Menschen, von einem Helme bedeckt, der drei Zweige eingesetzt hat, den fabelhaften Baum Kalpawrikscha, der alle an ihn gerichtete Wünsche befriedigt; die in rechtem Winkel sich schneidenden Linien sind glückbringende Zeichen und heissen in der Reihe der Bilder Swastika, Srîwatsa und Nandawarta.

familie; die Verwaltung, selbst die Unterhaltung des Militärs verzehrt wenig, denn die Kosten hiefür werden grösstentheils durch Extra-Zuschläge und Kontributionen aufgebracht. Die Einnahmen liefern Grundsteuer, Zölle und in einigen Staaten Salz. Die Grundsteuer trägt hier noch mehr als im englischen Reichsgebiete den Charakter der Pachtrente an sich. Nach altindischem Staatsrechte gehört dem Könige ein Sechstheil des Ertrages. Die Musalmans verlangten sofort ein volles Viertheil, später hielt man ein Drittheil für entsprechend und war froh, wenn nicht die Hälfte und noch mehr, wie bei dem Sikhs, als Grundabgabe gefordert wurde.[1]) Bei der Grundsteuer wird die Einschätzung mit Vorliebe für ein ganzes Dorf gemacht, selten nach einzelnen Grundstücken; der Dorfgutsherr (Zemindar) oder Dorfbeamte legt die ganze Steuer sodann auf die einzelnen Häuser und Aecker um. Lange Steuerperioden sind Ausnahme; Regel ist Revision der Einschätzungen jährlich oder in Zwischenräumen von 5 Jahren. Der grössten Willkür ist der Bauer preisgegeben, wo die Abgabe an einen Unternehmer verpachtet ist. Die Grundabgabe wird bald in Geld, bald in Getreide entrichtet. In Haidarabad und im Bezirke der Bombay-Präsidentschaft herrscht Geldwirthschaft vor; in Radschputana wird dagegen der auferlegte Theil des Ertrages noch in Naturalien abgeliefert. Dem Bauer ist Naturallieferung günstiger, weil er bei Versilberung der Erndte Verluste erleidet und im Falle von Missjahren leichter Stundung erwirkt. — Die Einnahme aus Salz wird, mit Ausnahme von Trawankor und Kotschin, nicht durch eine indirecte Steuer erzielt, sondern durch Ausbeutung der Salzgebirge und Salzseen (Radschputana), oder Verkauf des aus Verdunstung des Wassers der oft sehr starken salzhaltigen Binnenseen oder des Meeres (Cambay an der Westküste) gewonnenen Salzes.

Nur ein geringer Theil der Civilliste wird für edle Passionen verwendet; viele Fürsten seufzen unter erdrückender Schuldenlast. Am tollsten trieb es in Calcutta in der Verschwendung der Titularkönig von Audh, der Nachkomme der 1856 enthronten königlichen Familie; seine Jahrespension von 120,000 Pfd. St. reichte ihm nicht hin und er contrahirte in kurzer Zeit so enorme Schulden, dass die Regierung sich mittels Acte 18 von 1868 genöthigt sah, gesetzlich auszusprechen, dass der Fürst sich durch Verträge nicht mehr verpflichten könne. In Madras musste die Regierung mit Acte 3 vom Jahre 1867 eine Summe von $^1/_4$ Mill. Pfd. St. opfern, und einen eigenen Gerichtshof einsetzen, um mit den Gläubigern Seiner Hoheit des Azim-Schah-Bahadur von Arkot, dem eine Jahrespension von 30,000 Pfd. St. bewilligt ist, ein Uebereinkommen zu Stande zu bringen. Zur Kaiserproclamation zu Dehli vom 1. Januar 1877 hatte die englische Regierung viele Fürsten vom Erscheinen ausdrücklich zu entbinden, weil die Erfahrung lehrte, dass von überschuldeten oder kleinen Häuptlingen, die über geringe Einnahmen verfügen, eine mit Kosten verbundene Zumuthung der Reichsverwaltung zu ausserordentlichen Steuerauflagen benutzt wird; der Wohlstand manchen Fürstenthums wäre auf Jahre hinaus untergraben worden. Wie gross die Kosten fürstlicher Hofhaltung sind, zeigt sich bei Feststellung der Civilliste für die Wittwen und Kinder verstorbener Fürsten während der Minderjährigkeit des Thronnachfolgers. So erhielt die Familie des Râdscha von Bhawalpur, dessen Staat 125,000 Pfd. St. an Einnahme aufbringt, jährlich 15,000 Pfd. St., und die Familie des Nizam war 1865 nach dem Tode des Fürsten erst mit 300,000 aus $2^1/_6$ Mill. Pfd. St. Einnahme zufrieden.

In Wegen, Eisenbahnen und Schulen waren die Engländer Bahn brechend. Wie im indischen Alterthume findet noch heute Waarentransport vorwiegend mit Lastthieren (Büffeln und Kameelen) statt, nur ausnahmsweise auf Wagen. Freudiger zeichnen Fürsten neuerdings Anlehen zur Ausführung von Eisenbahnen in ihren Territorien. Durch Jahrzehnte zogen sich in Radschputana

[1]) Es hält auch im Reichsgebiete ungemein schwer, sich einen genauen Einblick in das Verhältniss zu verschaffen, wie Bebauer, Zemindar und Regierung in den Bodenertrag sich theilen; auf Grund vielfacher Erkundigungen stellt der Distriktsbeamte von Saharanpur in den englischen Nordwestprovinzen für 1867 das Verhältniss auf von 60, 14,5 und 16,5 Theilen für den Reinertrag, von 76,5, 11,4 und 12,1 Theilen für den Rohertrag. So günstig ist der Bauer in Vasallenstaaten nicht gestellt.



Mausoleum der Mahârâdschas Sindia, Gwalior.

die Verhandlungen über Legung eines Schienenstranges zwischen Agra, Adschmir, Dschaipur und Ahmedabad zum Anschluss an die von Bombay heraufgeführte Eisenbahn; in der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrzehntes brach sich sodann die Ueberzeugung Bahn, dass Eisenbahnen den Begehr nach Landprodukten steigern, eine Preissteigerung der Cerealien zur Folge haben und Erhöhung der Grundrente gestatten. In Centralindien bemächtigte sich einzelner Fürsten ein Eisenbahnfieber; wie zugänglich dieser sonst verrufene Bezirk wurde, veranschaulicht die Karte zu diesem Bande.

Schulen und Volksbildung erscheinen den meisten Râdschas entbehrlich; die englischen Aufsichtsbeamten haben es aber doch dahin gebracht, in jedem Staate einige Knabenschulen in Gang zu bringen, Mittelschulen und Colleges zu gründen, in denen Englisch gelehrt wird, selbst



Zenâna Khâna (Frauengemach) in Tschittor, Staat Udaipur, in Radschputana.

Mädchenschulen einzurichten und die Râdschas zu Geldbewilligungen zu bestimmen. Jedes Jahr verzeichnet neue Schulen, die englische Regierung gibt freigebig Subsidien. Zeichen- und Kunstschulen fanden wiederholt bereitwillig Unterstützung; für Astronomie besteht an einigen Höfen Sinn. Berühmt und für ihre Zeit sogar ausgezeichnet waren die fünf Sternwarten, die Râdscha Dschai Singh von Dschaipur (Radschputana) im Beginne des vorigen Jahrhunderts errichten liess und als tüchtiger Astronom selbst leitete; sie sind jetzt leider unbenützt (vgl. S. 60). In Lakhnau liess 1832 der König von Audh ein Observatorium erbauen und stellte es unter die Aufsicht von Europäern. Seit 1837 unterhält der Râdscha von Trawankor (an der Küste von Malabar) unter der Leitung von Europäern ein gut ausgestattetes Observatorium in Trivandrum und gestattete den Bau eines zweiten; das dortige Amtsblatt gibt wöchentliche Witterungsberichte aus; bei dem Interesse, das sich für die neue landwirthschaftliche Schule zeigt, stehen Wetterkarten in Aussicht. Es gehörte nicht zu den geringsten Schwierigkeiten der europäischen Astronomen im

Dienste dieser Fürsten sich das nöthige Hilfspersonal an Beobachtern und Instrumentenmachern aus den Eingeborenen heranzuziehen; diese Seite ihrer Thätigkeit brachte aber für einen grösseren Kreis Anregung und deutlich nachwirkende Belehrung.

In jedem Staate giebt es bewaffnete Körper, die in ihrer Gesammtheit den Namen Armee führen. Nach den bestehenden Verträgen sind die Fürsten verpflichtet, den Engländern im Kriegsfalle eine gewisse Anzahl von Soldaten als Hilfstruppen zu stellen; diese Fürsten gehen aber darüber hinaus, lieben mit grossen Zahlen zu prunken und führen in den Listen 314,398 Mann oder eine doppelt so grosse Zahl von Streitern, als England an Europäern und Sipahis unterhält. Die Leibwachen werden angeworben und bestehen grösstentheils aus ausgedienten Sipahis der englischen Armee, die nach Uebertritt in die Pension hier noch einmal Dienste nehmen. Im Uebrigen beruht die Heeresverfassung wie in alter Zeit auf dem Lehensverhältnisse. Der Grossgrundbesitzer ist für den Genuss seiner Ländereien verpflichtet, mit einer bestimmten Zahl von Bewaffneten Heeresfolge zu leisten; er legt diese Pflicht auf die Bauernhöfe seines Besitzes um und die Besitzer dieser bestimmen aus ihren Pächtern und Hörigen die Mannen. Grossgrundbesitz und Bauernhöfe vererben in den besitzenden Familien; ihre Inhaber leisten Officiers- und Unterofficiersdienste und deshalb hat sich in den englischen Vasallenstaaten ein Ritterthum erhalten, wie es Deutschland im Mittelalter kannte. Die Leibwachen zu Fuss sind meist mit ausgemusterten alten Musketen der englisch-indischen Infanterie ausgerüstet; die Milizen tragen Gewehre alter Konstruktion oder nur Speere und Schwert, selbst Bogenschützen gibt es noch. Die Kavallerie ist mit meist kleinen Pferden beritten, in Radschputana gibt es Kameelreiter. Zu den kostspieligen Liebhabereien der Fürsten gehören Geschützgiessereien und eine stattliche Anzahl von Kanonen; ihre Zahl ist lächerlich gross. So zählte man 1872 5,252 Kanonen; die Mehrzahl war aber ohne Lafetten und lag in Festungen umher und selbst bei der Feld-Artillerie sind Ochsen zur Bespannung verwendet. Zwei goldene Kanonen im Gesammtwerthe von 1,200,000 Mark und zwei silberne Kanonen liess sich der Fürst von Baroda bauen; sie bilden den Stolz seiner Nachfolger auf dem Throne und sind Dreipfünder, bestehend aus einem bronzenen Kern, um den das Edelmetall gelegt ist. Sonst tragen die Kanonen hochtrabende Inschriften, wie Phate Dschang „siegreich in der Schlacht."

Die Milizen, in den englischen Ausweisen Irreguläre genannt, erhalten kein Exercitium; viermal im Jahre ist Kontroltag, Uebungen werden dabei nicht gehalten.

Eine Heerschau, die am 26. Januar 1876 der Prinz von Wales über die Kontingente und Leibwachen fast aller Fürsten Centralindiens und Radschputanas abhielt, hatte einen kläglichen Verlauf. Die Parade eröffnete Infanterie und eine Bande Pfeifer, die einen unglücklichen Versuch machten, die englische Volkshymne zu spielen. Der Vorbeimarsch fiel sehr schlecht aus, ganze Kolonnen kamen in aufgelöster Ordnung statt als Linie vorbei; der Marsch war langsam, die zahlreich eingetheilten Musikkorps mit ihren eigenthümlichen Instrumenten spielten aber schnelle Weisen. Die Officiere machten durchweg den Eindruck von Männern, die schon ihrem Alter nach eher in eine bequeme Stube, als vor eine Truppe gehören; die Ausführung der Commandos geschah allmählich und stockend. In der Uniform herrschte die Landestracht vor, nur die Leibwachen waren zuweilen in den engen Schnitt der englischen Eingeboren-Regimenter gezwängt. Die Bewaffnung bestand durchweg aus Vorderladern, einige Truppen trugen sogar noch Gewehre, die mit der Lunte entzündet und beim Abschiessen auf eine Gabel gelegt werden. Stattlicher paradirte die Kavallerie auf schönen Pferden; eine höchst eigenartige Truppe waren Kameelreiter aus dem inneren, mit Sandwüsten gesegneten Radschputana, mit Speer und langen Luntenflinten bewaffnet, wer eine solche auftreiben kann. Die Fürsten defilirten mit ihren Mannschaften und Hofgefolge auf Elephanten, die Sättel überladen mit Kostbarkeiten, Reichsinsignien und Kuriositäten.

Als Gegner einer europäischen Truppe sind die Milizarmeen der Fürsten in keiner Weise gefährlich. Während des Aufstandes von 1857/58 hatten manche dieser Kontingente nicht unwichtige Dienste in Vernichtung zersprengter Insurgentenhaufen geleistet; inzwischen erwies sich jedoch die Verpflichtung der Lehensträger zur Heeresfolge als eine Quelle von Streitigkeiten und Ruhestörungen; die englische Regierung setzt deswegen der Soldatenspielerei der Fürsten Schranken und erwartet mit Recht eine Besserung der öffentlichen Sicherheit durch Beschneidung der Vorrechte der Ritter und Beseitigung ihrer Heeresfolge mit Milizen; dagegen wird auf eine Mehrung der Polizeimannschaften gedrungen unter Beschränkung des Rechtes, in Waffen umherzustolziren; eine unruhige Bevölkerung greift bei Kriegen nur zu leicht zu den Waffen. Während des drohenden russisch-englischen Konfliktes in den orientalischen Angelegenheiten ergingen sich die englischen und indischen Zeitungen in langen Leitartikeln in Nachweisen, wie stark die Fürsten an England gekettet würden, gäbe man ihnen Gelegenheit, mit ihren Heeren und Schätzen für englische Interessen eintreten zu dürfen. Die englische Regierung war anderer Ansicht; ein Circular vom Mai 1878 führt aus, dass grössere, Offensivzwecken dienende Truppenkörper den Fürsten nicht gestattet werden können; als leitendes Princip sei festzuhalten, dass diese Armeen der Aufrechthaltung der Ordnung in den einzelnen Staaten zu dienen haben: „jede darüber hinausgehende Zahl gut disciplinirter und bewaffneter Männer gefährdet den einzelnen Vasallenstaat wie das englische Kaiserreich in Indien." Im afghanischen Kriege befahl die indische Regierung 1878 aus Vasallenarmeen des Pandschab eine Etappen-Division zusammenzustellen; die Fürsten hatten 24,000 Mann und 135 Kanonen in den Listen, nur 3,000 Mann mit 13 Kanonen konnten unter englischen Befehl gestellt werden. 1881 während des Krieges gegen die Boers wurden die angebotenen Kontigente dankbar abgelehnt.



Das goldene Dach in Amber (siehe 7. Kapitel).

Die Zugehörigkeit zum englischen Weltreiche wird den Fürsten durch zahlreiche Regierungsakte nahe gebracht. Jeder Vasall entrichtet Tribut; im Ganzen gehen 15 Millionen Mark ein.

Sodann sind die Staaten in Agenturbezirke getheilt, 38 an Zahl, mehrere Agenturen je zu einem Generalagentur-Bezirke vereinigt und in diesem Dienst insgesammt 61 Europäer verwendet. Diese *Political Officers*, auch Residenten genannten Beamten haben einen äusserst beschwerlichen Dienst. Auf Vorstellungen erhalten sie von den Fürsten und ihren Beamten die bündigsten Zusicherungen, aber die Ausführung unterbleibt, und geht der Agent der Sache nach, so hat er ein Netz von Intriguen zu zerreissen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Der Agent soll sich von allen Vorkommnissen persönliche Anschauung verschaffen; der Zutritt wird ihm aber erschwert, und hat er endlich ein genaues Bild aller entgegenwirkenden Interessen gewonnen, dann muss er, um in der Hauptsache voranzukommen, dem Vortheile oder Vorurtheile Einzelner zu Liebe in Nebendingen nachgeben. Die Schmeichler suchen durch seinen Einfluss zu einem einträglichen Posten zu gelangen; die Bevölkerung sieht in ihm einen Beschützer gegen Bedrückungen, an Audienztagen ist er die ganze Zeit über belagert von Bittstellern. Er lernt unsägliches Elend und grösste Verworfenheit kennen; er möchte gern abhelfen, aber er darf nicht zu weit gehen in seinen Empfehlungen und Vorstellungen, um den Hof nicht gegen sich einzunehmen. Die Verantwortung steigt in Zeiten der Krisis; der Agent ist für den ersten Anprall auf seinen eigenen Takt angewiesen. Die Fürsten sehen die Agenten mit Misstrauen an ihren Höfen; erfolgt aber ein Aufstand, dann sind sie die ersten, die nach ihnen schicken und die Artikel in den bestehenden Verträgen anrufen, welche den Fürsten bei inneren Unruhen die englisch-indische Militärmacht zur Verfügung stellen. Zur persönlichen Sicherheit der Agenten und zur Aufrechthaltung der Ordnung sind in den Agenturbezirken stationirt in Centralindien 12,000 Mann, darunter 3,600 Europäer in zwölf Garnisonen; in Radschputana ausserhalb Adschmir, englischem Bezirk im Herzen des Gebietes, 6,600 Mann, darunter 1,125 Europäer. Reisen in Vasallenländern sind Fremden gestattet; aus praktischen Gründen sucht aber Jeder von dem Fürsten, dessen Land er betritt, einen Parwâna (Perwanah) nach, d. i. einen officiellen offenen Empfehlungsbrief an die Behörden der untergebenen Orte des Fürsten, die dem Reisenden daraufhin sich zur Verfügung stellen und ihn mit den nöthigen Lagerbedürfnissen auf Kosten des Dorfes versehen; gemeiniglich werden mit dem Parwâna ein oder mehrere Tschaprasi oder Polizisten (Bd. 1, S. 246) zu ständigen Begleitern des Reisenden bestimmt. — Europäer in Dienst zu nehmen, ist den Fürsten nur gegen Einholung der Erlaubniss des englischen Sirkars, d. i. Generalgouverneurs, gestattet.

Sonst sahen die englischen Behörden gegenseitige Besuche ungerne, sie fürchteten davon eine Schwächung ihres Ansehens. Jetzt wird Besuchen wie Reisen Vorschub geleistet und unter den fürstlichen Beamten-Kollegien steuert dem Dünkel die jährliche Drucklegung der Agenturberichte wie die Vertheilung der daraus gebildeten Blaubücher; durch die Rundreise des Prinzen von Wales wie die Kaiserproklamation zu Dehli am 1. Januar 1877 wurden sich zahlreiche Fürsten persönlich nahe gebracht. Der letztgenannten Feier wohnten sechzig Fürsten bei, die zusammen über 44 der 50 Millionen Vasallen-Unterthanen des indischen Kaiserreiches geboten; der Fürst von Trawankor an Indiens Südspitze stand neben dem Himalâya-Fürsten von Sikkim und dem Râdscha von Marwar im westlichen Indien, dem Repräsentanten der ältesten indischen Dynastie, die ihren Stammbaum bis in das 4. Jahrh. n. Chr. zurückverfolgen kann.

> Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
> Wer kennet ihre Namen?
> Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
> Schliesst, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
> Sich staunend zu ergötzen.
>
> „Der Sänger" v. Goethe.

Leuchtendes Vorbild der Ritterlichkeit und Arbeitslust ist der Fürst über den Staat Gwalior im Herzen von Indien, südlich von Agra gelegen. Sein indischer Titel ist Mahârâdscha, Grosskönig,



Palast Mân Singh's (Südseite) in Gwalior, Centralindien.
(Vollendet 1515.)

seine Anrede im diplomatischen Verkehre Hoheit; seine Dynastie nennt sich Sindia (Scindia, Sindhia), sein persönlicher Name ist Dschiadschi Rao. Seiner Nationalität nach ist Sindia (wie er kurzweg heisst) ein Marâtha und als solche hatten seine Vorfahren Ende des vorigen Jahrhunderts um das Erbe der Peischwas gekämpft (Bd. 1 S. 88.). Ein Porträt Seiner Hoheit zu Pferd, umgeben von grosser militarischer Suite bildet den Vorwurf einer Tafel. Das Grosskreuz des Sterns von Indien ziert seine Brust, Rang und Titel eines Generals der englischen Armee wurde in Anerkennung seines Interesses für das Heer und seine Officiere verliehen. 19 Kanonenschüsse werden abgefeuert, wenn Sindia im englischen Reichsgebiete eine Garnison betritt, mit eben soviel Salutschüssen darf er sich in seinem Lande ehren lassen. Mahârâdscha Dschiadschi Rao ist 1834 geboren und wurde nach Landessitte schon in seiner Kindheit verheirathet. Aus

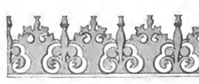


Gwalior Tempel am See Puschkar, Radschputana (s. S. 105).

den Ehen entsprangen drei männliche Nachkommen, es blieb aber kein Sohn am Leben. 1865 wird ein Verwandter im Kindesalter als Thronfolger adoptirt; heranwachsend lässt sich der Adoptivsohn in eine Verschwörung gegen seinen Adoptivvater ein und bekundet so schlimme Eigenschaften, dass die Erbeinsetzung rückgängig gemacht wird. Sindia nimmt sich 1873 eine fünfzehnjährige Nichte zur Frau, heirathete kurz darauf noch einmal und wurde unterm 21. Oktober 1876 von der Nichte mit einem Thronerben beschenkt, die Nebenfrau hatte ein Mädchen geboren. Nach der Sitte seiner Väter vollzog Sindia eine beschwerliche Wallfahrt an die Gangesquelle bei Badrinath im Himâlaya und hofft damit die bösen Vorbedeutungen verwischt zu haben, die sein Hochzeitfest begleitet hatten; damals riss ein Orkan alle Zelte und Festgerüste ab, das junge Ehepaar war schliesslich froh, in einer elenden kleinen Veste Unterkunft zu finden.

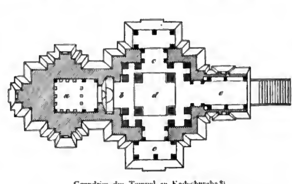
Das Reich Gwalior ist ein Hügelland von der Grösse Bayerns mit Hessen, aber mit nur $2\frac{1}{2}$ Millionen Unterthanen oder weniger als der Hälfte der Einwohner dieser deutschen Staaten;

das Reich bildet kein zusammenhängendes Ganze, sondern zerfällt in viele Theile, unter sich getrennt von Gebieten anderer Vasallenfürsten. Name wie Gründung des Reiches fällt in das Jahr 275 der christlichen Zeitrechnung. Damals jagte Suradsch Sen, Besitzer des kleinen Fürstenthums Kutwar nördlich von Gwalior, ein Aussätziger, in der Nähe des Hügels, auf welchem jetzt die Veste Gwalior sich erhebt; der Jäger bekam Durst, liess sich vom Einsiedler an der Höhle der Siddhâ oder Halbgöttin Gwalipâ Wasser reichen und wurde vom Genusse seiner Krankheit ledig. Auf Bitte des Einsiedlers legte Suradsch auf dem Hügel die heutige Burg an, gab ihr den Namen Gwali-âwar „der Gwalipâ zugehörend", woraus im Volksmunde Gwalior (Gwaliar) wurde und siedelte hieher über. Suradsch Sen war ein Katschhwâhâ Râdschput (S. 51) und seine Nachkommen herrschten hier bis 1186, zeitweise stark bedrängt und vorübergehend vertrieben von Tomara Königen in Dehli. Die Regierungsdauer der folgenden oder Parihâra-Dynastie war nur ein Jahrhundert; dann kam Gwalior in den Besitz der mohammedanischen Ghori-Sultane zu Dehli, wurde der Stärke seiner Veste wegen Staatsgefängniss für Anverwandte des kaiserlichen Hauses, deren Ermordung diese nicht wagten und erhielt erst Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wieder Hindu-Fürsten aus dem altehrwürdigen Tomara-Geschlechte; kein Râdschput weigert den Nachkommen der letzteren Dynastie, die heute in Udaipur in Radschputana regiert, die Anerkennung von den fabelhaften Mondkönigen. Die ersten Fürsten der neuen Tomara-Linie in Gwalior waren begeisterte Anhänger des Dschainakultus (Bd. 1 S. 22), sie liessen in dem Urwahi genannten Thaleinschnitte an der Westseite des Hügels, auf welchem die Veste liegt, aus dem anstehenden Sandstein bis zu siebenzehn Meter hohe Steinbilder ihrer Heiligen aushauen (Vgl. das Bild S. 95). König Mân Singh (1486—1516) geniesst sodann den Ruhm, während seiner ungewöhnlich langen Regierung den Unterthanen durch weise Massregeln zu Wohlstand verholfen zu haben; die Steuern waren mässig, zahlreiche Bewässerungsteiche wurden angelegt. Mân Singh war ein Freund der schönen Künste, komponirte selbst Musikstücke und führte mit seinen 200 Frauen, die er sich nach und nach antrauen liess, so glänzend Hof, das das Sprüchwort aufkam, er regiere auf Erden, wie die Götter im Himmel. Unter seinen Bauten nimmt sein Palast die erste Stelle ein; er steht am Nord-Ostende des Hügels über der Stadt, bildet mit der Längsseite gegen Osten den Hauptwall der Veste und ist hier wie auf der Breitseite gegen Süden noch vollständig erhalten. Der Palast hiess einst Tchit Mandir „der bemalte Palast" von dem weissen Stuccomörtel und den eingesetzten verglasten Ziegeln; dieser Zierrath ist jetzt abgefallen, aber die bloss gelegte Steinhauerarbeit in Sandsteinquadern erhöht eher die Grossartigkeit des Gebäudes. Die Längsseite steigt vom Felsenplateau 30 Meter in die Höhe und hat eine Länge von 90 Meter. In Abständen sind massive runde Thürme eingebaut und diese gekrönt von offenen, Domen gleichen Kuppeln, auf niedrigen Oeffnungen ruhend. Dazwischen tragen Kragsteine viereckige Vorbaue, von einem Kuppeldache überragt; von den Zinnen aus Sandstein, welche die Mauer krönen, bringen wir als Vorlage für unsere Steinmetzen eine genaue Zeichnung. Die Breitseite ist 48 Meter lang und erhebt sich 18 Meter hoch über das anstehende, steil ansteigende Gestein; drei Thürme unterbrechen die gerade Linie; die dazwischen eingesetzten viereckigen Altanen tragen ein konisches Dach aus übereinander greifenden Quadern. Der ganze Palast war 1515 im Aeusseren und innen vollendet; Pracht und Kühle der Räume rissen selbst die Bewunderung eines Kaisers Baber hin. (Vgl. Ansichten der beschriebenen Seiten als besondere Tafeln.) Sein Sohn war derselbe Gwalior-Fürst, welcher dem Sohne Babers, dem nachmaligen Kaiser Humâyun, kostbare Rubin- und Diamantsteine von seltener Grösse zum Geschenk machte; die Dynastie war in ihren Besitz 1455 als Belohnung


Zinnen von Mân Singh's Palast.

für Dienste gekommen, die sie dem damaligen mohammedanischen Herrscher über Dehli geleistet hatte.[1]

Unter den folgenden Fürsten der Gwalior-Linie der Tomara-Dynastie leistete keiner Bedeutendes. Anfangs des vorigen Jahrhunderts werden die Tomara durch Marâthen, dann vorübergehend von Emporkömmlingen der Dschat-Rasse ersetzt (von welcher in einem anderen Kapitel gehandelt wird); 1779 erstürmen die Engländer die Veste Gwalior, 1784 setzen sich die Marâthen in den Besitz von Stadt und Land und seither gibt die Dynastie der Sindias dem Ländchen seine Fürsten; 1857 bringen Aufständische die Stadt in ihre Gewalt, englisch-indische Truppen vertreiben sie daraus und halten seither die Veste besetzt. Der Sandsteinhügel, auf dem die Befestigungen liegen, erhebt sich 90 Meter über die vorgelagerte Ebene, hat ein Plateau von 1 Kilometer Länge bei etlichen hundert Metern Breite und fällt fast auf allen Seiten senkrecht zur Ebene ab; dabei steht der Hügel völlig vereinzelt, ist von umgebenden Hügeln nicht überragt und gilt deswegen mit seinen den Hügelrand säumenden Mauern und Bastionen als eine der grössten und uneinnehmbarsten, natürlichen Zwingburgen Indiens. Die besten indischen Feldherren lagen Jahre lang vergebens vor der Festung. Das Plateau ist reich an Brunnen und Zisternen; leider ist das Wasser vieler Brunnen durch die Kadaver von Myriaden grosser Fledermäuse verunreinigt und ungeniessbar geworden. Weithinsichtbar ist der Teli Mandir d. i. Tempel des Oelhändlers genannte Hindutempel, den ein Händler in Oel im achten oder neunten Jahrhundert zu Ehren des Gottes Wischnu erbaute, den aber später Anhänger des Gottes Siwa diesem bestimmten und als Wahrzeichen den unvermeidlichen Linga aufstellten. Die Kuppel des Tempels ist eingeworfen, aber immerhin erhebt sich das Gebäude noch zu der stattlichen Höhe von 25 Meter. Wir brachten als Tafel eine Totalansicht dieses Tempels. Das stattliche Eingangsthor verdecken leider Bäume, die aus dem Gesteine herausgewachsen sind; das Thürgesims ist jedoch sichtbar, die Thüröffnung ist 6½ Meter hoch, was höher ist als in jedem anderen Hindutempel. Auch im Grundplane weicht dieser Tempel von seiner Umgebung ab. Die Hindutempel des nördlichen Indien bestehen aus einer Seitenhalle als Eingang (*e*), dem Schiffe (*d*) mit angebautem Kreuzgange (*c*), einer Vorhalle (*b*) und dem Allerheiligsten (*a*) (vergl. den obenstehenden Grundriss eines Tempels zu Kadschuraha. Im Teli-Tempel (siehe dessen Grundriss) ist an die Säulenhalle direkt der Raum für das Allerheiligste und zwar quer angesetzt; der Tempel selbst bildet ein Viereck (hier von 18 Meter Breite), wie bei Gopuras in Südindien (Vgl. die Abbildungen zum siebenten Kapitel des ersten Bandes). Die Architektur des Gebäudes kennzeichnet ein hochaufstrebender Grundbau, die Nischen mit spitz zulaufenden Aufsätzen geschmückt; darüber erheben sich Friese mit Oeffnungen, erstere mit unzähligen Statuen verziert; diese tragen horizontale massive Mauerbänder, unter dem Dache von einer niedrigen quadratischen Nische unterbrochen. Seitlich vom Teli Mandir stehen die zwei tausendarmigen, Sâs Bhao (genauer Sahasra bâhu) genannten Tempel von echtem Hindu-Tempelstile, die zwar Vielen als Dschaina-Tempel gelten, jedoch durch eine Inschrift aus dem Jahre 1150 als Bauten sich ergeben, die zu



Grundriss des Tempel zu Kadschuraha[2]

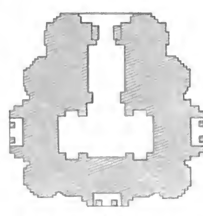
a) Allerheiligstes. b) Vorhalle. c) Kreuzgang. d) Schiff. e) Eingangshalle

[1] Der indische Archäologe Cunningham findet unter den Geschenken nach den Gewichtsangaben für den kostbarsten Stein den Kuh-i-nur enthalten, der jedoch nach anderen Autoren erst 1550 ausgegraben wurde (Bd. 1, S. 110 Note)

[2] Der Tempel, dem dieser Grundriss entspricht, ist zum sechsten Kapitel (Bd. 1, S. 100) als Tafel abgebildet.

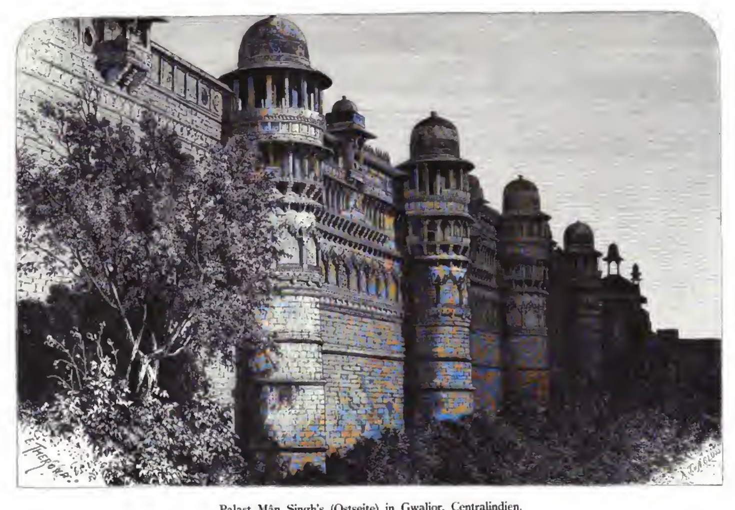
Ehren Wischnus aufgeführt wurden. Die Ansicht des grösseren dieser beiden Tempel (die im Volksmunde nach einer Legende auch Schwiegermutter und Schwiegertochter heissen) zeigt uns S. 93 als Bau in drei Stockwerke sich gliedernd; der Sockel ist reich mit menschlischen Figuren verziert, der Mauerkranz mit Elefantenköpfen. Die einstige Kuppel ist zerstört, die obersten Steine liegen bei 21 Meter über dem Erdboden.

In der Ebene am Fusse des Hügels, der die Veste trägt, breitet sich die Stadt Gwalior aus. Sie theilt sich in eine Altstadt am Nordende des Hügels und eine Laschkar, d. i. Zeltstadt genannte neue Anlage am entgegengesetzten Südfusse. Daulat Rao, der 1794 auf den Thron kam, schlug hier 1804 sein Lager auf; es entstand ein stehendes Lager, an Stelle der Zelte traten allmählig Häuser. Die Altstadt zählte am 1. Januar 1859: 33,762 Einwohner, die Neustadt 108,252; seither hob sich die Bevölkerung beider Stadttheile auf rund 200,000. Die Häuser der Altstadt sind aus Stein erbaut und haben flache Dächer; zu den bemerkenswerthesten öffentlichen Gebäuden gehört das S. 35 abgebildete Grabdenkmal. Die neue Stadt ist in fünf Mahalla oder Viertel eingetheilt und hat einen europäischen Anstrich (siehe das Bild an der Spitze des Kapitels); dies ist das Verdienst der europäischen Architekten im Dienste Sindias, voran der französischen Familie Filose, deren Urgrossvater Jean Baptiste im Beginn dieses Jahrhunderts nach Gwalior kam und deren gegenwärtiger Chef in den englischen Ritterstand erhoben wurde. Europäische Säulenordnungen und Gesimsformen sind mit dem Stile der indischen Tempel gemischt in den Grabdenkmälern der Sindia-Könige; diese Bauwerke veranschaulicht unsere Tafel dieser Mausoleen. Der niedere Bau ist Vorhalle, der Leichnam selbst liegt in dem Raume unter der hohen Kuppel.


Grundriss des Teli Mandir Tempel in Gwalior.

Der Staat Gwalior bringt 24 Millionen Mark Steuern auf, wovon voll zwei Drittheile für die Hofhaltung, die Landesverwaltung und das Heer aufgehen und der Rest die fürstlichen Privatüberschüsse darstellt. An regulären Truppen sind eingestelllt drei Regimenter Infanterie, sechs Schwadronen Kavallerie und drei Feldbatterien, zusammen 7,648 Mann. Seit 1879 durchschneidet im Südwesten die Indor-Nimatsch-Eisenbahn Theile des Staates; von Norden her verbindet die Stadt Gwalior mit der Gangesthalbahn eine Zweigbahn von Agra aus.

Am 31. Januar 1876 zog der Prinz von Wales in der Stadt Gwalior als Gast des Mahârâdscha ein. Der Fürst hielt keinen seiner Paläste für würdig, den Prinzen zu beherbergen; Major Sir Michael Filose erhielt den Auftrag, ein ganz neues Palais zu erbauen. Der Bau kostete 3½ Millionen Mark, trug dem Erbauer eine königliche Remuneration von ½ Million Mark ein und hatte die Einstellung von 7,000 Arbeitern nöthig, um zur rechten Zeit fertig zu werden. Der Empfangssaal hat eine Länge von 30 Meter bei 15 Meter Breite und 12 Meter Höhe; drei Riesenleuchter, von denen der mittlere mit 240 Kerzen besteckt ist, verbreiten Tageshelle. Es spricht für die hohe Vollendung der dortigen Gewerbe, dass die Eisentheile und vielfacher Zierrath von ansässigen Gewerbetreibenden gefertigt wurden. Tiefen Eindruck machte es, als Sindia am Empfangstage der Notabeln vor dem Prinzen huldigend sich verneigte und eine längere Anrede mit dem Worten schloss: „Erinnert Euch, wenn Ihr auf den Thron gelangt, dass dieser Staat Euer ist und ein Anrecht auf Eure Fürsorge hat". Galant gegen Damen ehrte der Fürst im Dezember 1879 die anwesende Gemahlin des Vicekönigs Lord Lytton als Inbegriff englischer



Palast Mân Singh's (Ostseite) in Gwalior, Centralindien.
(Vollendet 1515.)

Grazie und Weiblichkeit. Politisch in's Gewicht fällt seine Tischrede aus Anlass der Proklamation der Königin von England zur Kaiserin von Indien, die mit den Worten schliesst: „Wir geniessen Vertrauen und haben Vertrauen.“

Diese Worte des streitbarsten der englischen Vasallen-Fürsten kennzeichnen das gegenseitige Verhältniss der indischen Lehensträger zur englischen Oberherrin richtig; im Fortbestande der indischen Staaten liegt für das englische Reich in Indien keine Gefahr, dagegen wäre den Fürsten ihr Besitz unter keiner orientalischen Grossmacht in gleicher Weise gesichert.

Anmerkung. Die Sindias sind sehr religiose Fürsten; am wunderkräftigen See Puschkar in Radschputana (dessen Schilderung dem siebenten Kapitel vorbehalten ist) haben sie Badetreppen und für sich ein weitläufiges Palais errichtet, in welches sie von Zeit zu Zeit einziehen, um Gott Brahmâ ihre Verehrung darzubringen, der nach der Legende in diesem See badete.



Dschaina-Embleme (S. 95.)



Jagdschloss Gowindgarh in den Kaimur Bergen, Rewa.

SECHSTES KAPITEL.

Centralindien.

Land der Mitte (Madhyadesa) nannten die alten Indier die Gruppen von Vasallenstaaten, die sich heute unter der Bezeichnung Centralindien südlich von Radschputana ausbreiten, östlich begrenzt von den Nordwest-Provinzen, westlich von dem Küstendistrikte Gudscharat der Präsidentschaft Bombay. Das gesammte Gebiet hat einen Umfang einer Viertelmillion Quadratkilometer (viertausend Quadratmeilen) oder der Grösse des Königreiches Italien ohne die Inseln Sicilien und Sardinien, ist aber nur von 7 ¹/₄ Millionen Menschen bewohnt oder an Zahl von einem Drittel der Einwohner von Italien. Kraft Patent regieren 33 Fürsten über Centralindien und sind weiteren 38 Untervasallen der Fürsten Besitz und Regierungsrechte gewährleistet (Italien zerfiel bis 1859 in sieben Staaten); von diesen Fürsten sind vier Marâthen, 17 Bundela oder Bastard-Râdschputs, 33 Râdschputs, 6 Brâhmanen, 2 Ahir (vom Hirtenstamme) 1 Dschogi (von der Kaste der religiösen Bettler). Englisches Reichsgebiet in diesem weiten Raume ist eine Manpur genannte winzige Parzelle von 28 Dörfern mit 3,116 Einwohnern auf dem Hauptkamme des Windhya-Gebirges südlich von Mau bei Indor gelegen; in Verwaltung genommen 1848, als Eigenthum eingetauscht 1860 hat der dortige vorgeschobene Posten die Aufgabe, die Jägervölker der Bhils im Zaume zu halten und die Agra-Bombay-Heerstrasse zu beherrschen.

Geographisch lässt sich Centralindien als ein grosses Dreieck beschreiben, dessen Sehne die in einer Linie liegenden Längsthäler der Flüsse Narbada und Son bilden, während es auf den Seiten nördlich vom Gangesthale, westlich vom Tschambalflusse und den Tschitor-Hügeln begrenzt ist. Die Narbada fliesst nach Südwesten ab; ihr rechtes Ufer bildet die Hauptmasse

des Windhya-Gebirges. Der Son fliesst nach Nordost ab; er ist links vom Kaimur, Verzweigung der Windhyas, begleitet. Beide Erhebungen bilden die Stützen eines weiten, sanft nach Nord sich abdachenden Tafellandes, dessen rauherer nördlicher Theil westlich Bundelkhand, östlich Baghelkhand heisst, während die fruchtbarere südliche Abtheilung Malwa ist; alle Wasser werden an den Dschamna, Nebenfluss des Ganges, abgegeben. Die Windhyas sind kein Kammgebirge, sondern setzen sich aus Gebirgsstöcken zusammen, die Kuppen flach und zuweilen Plateaux von vielen Kilometern bildend. Die höchsten Gipfel liegen bei 760 Meter über dem Meere, 1—300 Meter über dem Flussthale an ihrem Fusse; stellenweise reihen sie sich zur Kette. Im Ganzen sind diese Berghügel in ihrer Anordnung eher den halb geöffneten Falten eines Fächers zu ver-



Damm des Barwa Teiches.[1])

gleichen, dessen Axe an der Narbada-Thalsenkung liegt, als einem Kettengebirge. Der Abfall zum breiten Thale der Narbada ist steil, der Böschung eines Grabens ähnlich; von Süden aus gesehen, gleichen deshalb die Windhyas einer vom Wetter hart mitgenommenen Seeküste mit Vorgebirgen und zurücktretenden Baien. Die Legende macht Windhya zu einem Geiste, der eifersüchtig auf das Riesengebirge Himâlaya im Norden ist und der Sonne befiehlt, sich um ihn ebenso zu drehen, wie sie es bisher um Meru that, den Götterberg, der als Nabel der Welt und Wohnsitz der Götterschaaren gilt. Die Sonne weigerte Gehorsam; da streckte sich Windhya und überschattete Himâlaya mit Meru. Die Götter fürchteten für ihr Eden und wandten sich an

[1]) Dieser Teich von 3 Kilometer Länge bei 1 Kilometer Breite ist gebildet von einem massiven Steindamm auf der Breitseite, 12 Meter hoch, 15 Meter dick; zahlreiche Doppeltreppen, die obere auf den ersten Tritt der unteren führend, lassen den Rand des Wassers gewinnen, der je nach der Jahreszeit steigt und fällt. Eine üppige Vegetation säumt den Teich; der Hain auf der Dammseite gilt als einer der schattigsten in Indien. Auf unserer Ansicht dieses Haines als Tafel ist der Hintergrund gebildet von einem halb verfallenen Fürstenschlosse mit massiven Mauern; im Vordergrunde liegt ein Kamel als Köder für einen Tiger. In der verwichenen Jagd vom Tiger erjagt und getödtet, haben sich die Jäger im nahen Baume einen Anstand eingerichtet, um den Tiger zu erlegen, während er sich zum zweitenmale an seiner Beute gütlich thut.

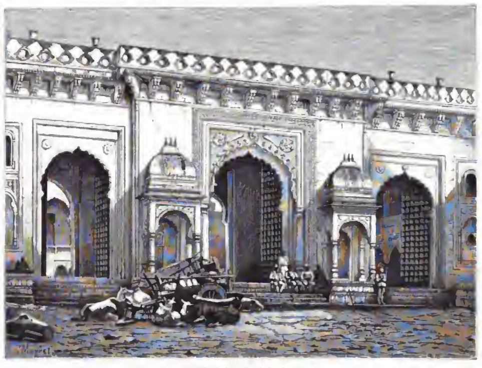
Agastya, im Mythus geistlichen Rathgeber des Windhya, in Wirklichkeit eine zweifellos historische Persönlichkeit, welche den Vormarsch der Arier aus den Gangesländern nach Süden einleitete. Agastya hiess den Bergriesen sich vor ihm beugen, damit er durch ihn nicht gehindert sei, nach Süden hinabzusteigen. Windhya gehorchte; aber Agastya kehrte niemals nach Norden zurück, hiess den Schüler nicht sich erheben und geduldig verharrt dieser bis zur Stunde in gebückter Stellung. Geologisch bildet dieses Gebirge eine hochinteressante eigenartige und darum nach dem Namen des Gebirges genannte Formation; sie kennzeichnet, dass sie aus Sandstein, Schieferthon und Kalk besteht, ohne dass fossile Ueberreste eingeschlossen sind, obgleich alle Bedingungen sich vorfanden, welche lebenden Organismen den Aufenthalt angenehm machen. Trapp, Granitmassen und Gneiss sind in die Gebirgsmassen eingesprengt und bringen Abwechslung in die Landschaft.

Centralindien bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Landschaftsbildern. Zwischen den Gebirgshöhen von dichtem Hochwalde bestanden, die niederen Hügel mit Dorngebüschen bewachsen, breiten sich weite und fruchtbare Thalebenen aus; Patha oder Tafelland nennt der Indier die im Herzen der Provinz gelegene Landschaft Malwa mit ihren Tausenden von Opiumgärten und wogenden Getreidefeldern; verwitterter Trapp und verweste Pflanzen bilden hier eine schwarze Erde bis zu drei Meter Mächtigkeit. Die Ströme und Bäche fliessen ruhig dahin; hier umziehen sie in vielgewundenem Laufe freundliche Dörfer, ihre Ufer sind von Hirse und Zuckerrohrfeldern begrenzt; dort zwischen Weidetriften, im Sommer mit verdorrendem Grase bestanden, zeigen sie ihre breiten Wassermassen; am Rande des Plateau angelangt, stürzen sie tosend wie Gebirgsflüsse ihre Wasser die Felsabhänge hinab zur Ebene, mit ihrem Schaume die Rastplätze von Tiger und Büffel benetzend. Jede Lichtung im Walde, jede Quelle am Bergabhange, jeder Teich in der Tiefe des Thales hat seinen verfallenen Heiligenschrein, eine zur Hälfte verloren gegangene Sage knüpft sich an den Ort. Die Ebenen sind an Hunderten von Plätzen mit Resten von Gebäuden, Sculpturen und Inschriften von hohem Alter und höchstem Interesse angefüllt, Wenigen bekannt und nur von Auserlesenen zu deuten; allerwärts zeugen geborstene Säulen und zerbröckelnde Mauern von einstiger Herrlichkeit. Auf der Höhe des Bergrückens scheucht der Jäger unter den verfallenen Bastionen einer Veste, um deren Besitz einst Schlachten wild tobten, eine Heerde von Gazellen auf; unter Marmorsäulen eines Palastes, der einst von Lustbarkeit wiederhallte und prächtige Festaufzüge gesehen hatte, sucht jetzt ein Pantherweibchen mit ihren Jungen Schutz. Höhlen, die buddhistischen Mönchen zum Wohnsitze gedient hatten, durchheult der Wind. Die gegenwärtige Kultur stimmt zu dem Kontraste in der Landschaft. Auf einem steilen Hügel, zu dem nur wenige Pfade emporführen, hat der Fürst eines rohen Waldvolkes seine Burg errichtet. Am Fusse des Hügels sind einige hundert ärmliche Hütten entstanden, der Wald ist auf wenige Kilometer Breite gerodet, und die Lichtung angebaut; im Uebrigen stösst das Auge auf verkümmerte Bäume oder dichtes Gestrüppe und kahle Felsen. Einige Tagreisen weiter durch tiefe Waldwildniss, durch die nur schmale Wege ausgehauen sind, trifft der Reisende auf weite Strecken Ackerlandes. Am Horizonte ragt der viele Stockwerke hohe Palast eines englischen Vasallenfürsten in die Luft und sind die lachenden Fluren gequert, so betritt man eine geräumige Residenz, geschmückt mit Tempeln und ausgestattet mit Teichen. — Das Klima ist für Europäer in den Wintermonaten (November bis März) angenehm, während der folgenden Regenzeit erträglich und wird in der heissen Jahreszeit gemildert durch starke Abkühlung der Nächte. Im Winter setzt Wasser, vor Sonnenaufgang an Abhängen in flachen Gefässen an den absteigenden kalten Luftstrom gebracht, dünne Lagen von Eis an. Mittags macht sich in der hohen Temperatur in der Sonne die südliche Lage bemerkbar; sie steigt selbst in den Wintermonaten auf 22½° R. (28° Cels.); ebenso erinnert an die südliche Breite die Schnelligkeit, mit welcher der Sonnenaufgang erfolgt. Die Schönheiten, die in unseren gemässigten Breiten bei klarem Himmel den Sonnenaufgang



Teich von Datiah mit Birsing Deo's Palast, Centralindien.

begleiten und unseren Dichtergrössen wiederholt Anlass zu ihrer Besingung gaben, sind in Indien nirgends zu beobachten. Dort vergoldet keine Morgendämmerung die Landschaft; ein schmaler, schmutzig-gelber Streifen im Osten verkündet das Herannahen der Sonne, die plötzlich aus ihm hervortritt, um sofort überallhin mit unerwarteter Schnelligkeit ihre Strahlen zu entsenden. Sind in Centralindien vor Sonnenaufgang warme Anzüge nöthig, um vor Kälte nicht zu zittern, so werden diese Kleider eine halbe Stunde später lästig und kurze Zeit darauf klagt der Europäer über Hitze selbst in der leichten indischen Kleidung. Die Bodenbestellung beginnt für die Kharif oder Herbsterndte im April, im Juni legt man den Samen ein, im September erfolgt die Erndte. Wintersaaten, im November und Dezember gesäet, sind im März für die Frühjahrs- oder Rabi-Erndte reif; nur Zuckerrohr steht ein ganzes Jahr, um zu zeitigen.



Palasthof in Gowindgarh.

Der Verbrauch von Zucker ist in Indien ausserordentlich gross; man nimmt ihn selten roh, hat ihn aber zu Kuchen aus Mehl wie zu Gemüsen so nöthig als Gewürze, um das an sich unschmackhafte Gericht für den Gaumen annehmbar zu machen. Man verwendet den Zuckersaft meist als Syrup; Gus ist flüssige Melasse, Dschagri (Dschaggery) die beliebte Melasse in zähflüssigem Zustande; ein geläuterter Zucker heisst Schakar (vom Sanskrit Sarkara, Sandzucker, woraus unser Wort Zucker entstand), gereinigter Zucker ist Kand, crystallisirter Misri. (In Südindien sind etwas andere Namen gebräuchlich). Von Europäern wird für Thee, Kaffe u. s. w. meist Kand-Zucker genommen. Das Zuckerrohr ist in Indien heimisch und begründete im Alterthume den Ruf des Landes, hat aber in den Flussdeltas und heissen Küstenstrichen der lohnenderen Kultur der Dattelpalme und der Darstellung von Zucker aus dem der Dattel abgezapften Safte Platz gemacht (Bd. 1, S. 26, 28). Das Zuckerrohr wird jetzt vorherrschend in den inneren Distrikten mit kühleren Wintermonaten gepflanzt. Der Boden, der für seine Kultur bestimmt ist,

wird im Dezember gepflügt, das Rohr im Januar gepflanzt; zehn Wochen lang muss dem Pflanzacker je an einem Tage Wasser zugeführt werden, später wird er von Unkraut fleissig gereinigt. Viele Sorge machen dem Bauer kleines und grosses Wild; weder Dornhecke noch Wächter halten die vielen Wildschweine ab, dem süssen Safte nachzugehen; vernichtet ist die Erndte, wenn ein Rudel wilder Elefanten einbricht. Der Saft wird auf höchst urwüchsige Weise ausgezogen. Am häufigsten anzutreffen ist ein mächtiger Holzmörser mit einem schweren hölzernen Stössel; dieser wird aber nicht gehoben, sondern durch Menschen oder Ochsen, die an einem am oberen Ende befestigten Querbalken ziehen, im Kreise an die Wände des Mörsers gepresst und zerquetscht so die vorher klein geschnittenen Rohre. An anderen Orten geht ein Mann auf einem schiefen Brette hin und her und macht das mit einem Holzklotze beschwerte Ende auf die darunter in einer Vertiefung angehäuften Rohrmassen niederfallen; in einer Rinne läuft der Saft ab. Bessere Arbeit liefern Cylinderpressen, die Walzen und Träger aus Holz, oder Räderwerke, in eine Grube eingesetzt und von Ochsen getrieben. Der ausgepresste Saft wird in grosse irdene oder eiserne Kessel gebracht und über offenem Feuer eingedichtet. Indien könnte grosse Quantitäten gereinigten Brodzuckers in den Handel bringen. Um die Ausfuhr zu beleben, wurde 1859 der dreiprozentige Werthzoll aufgehoben; aber das Geschäft steigerte sich nicht, der Mangel ordentlicher Raffinerien wurde vielmehr Ursache, dass Indien ein Absatzgebiet für europäischen Runkelrübenzucker geworden ist; insbesondere wirft Frankreich durch Steuer-Erstattung für ausgeführten Zucker grosse Mengen seines Fabrikates nach dem südlichen Indien.

Das Gebiet von Centralindien ist seit Alters berühmt als einer der ergiebigsten Jagdgründe der Halbinsel; schon den sagenreichen Held Râma (Bd. 1, S. 132), warnt sein Vater vor den wilden Thieren im Walde Dandaka zwischen den Quellen der Flüsse Narbada und Godaweri, als er mit seiner Gattin Sitâ nach dem Süden zieht. Die Fürsten Centralindiens geben sich fast alle der Jagd leidenschaftlich hin; für die hohen englischen Würdenträger sind ihre Schlösser Hauptsammelpunkte bei Ausübung der hohen Jagd. In seiner Station findet der englische Beamte und Officier nur Zeit für die kleine Jagd, die aber verglichen mit dem Stande der Jagden in Deutschland sehr lohnend und ergiebig ist. Treibjagden auf Wachteln, Regenpfeifer und Schnepfen, wobei hundert und mehr Treiber mit langen Bambusrohren Gras und Gestrüpp in der Nähe des Dorfes beunruhigen, liefern binnen Kurzem Dutzende von Vögeln und bringen Hasen auf; die Treiber sind aber in einer Linie noch schwerer zu halten als bei uns, haben grosses Geschick im Werfen mit Stöcken nach Hasen, die dunkelhaariger und schwerer gebaut sind als die unserigen, so dass dieses Wild selten vor die Flinte kommt. Beschwerlicher ist die Suche nach Schnepfen, Wachteln u. dgl. Was unseren Jagdfreunden der Aufgang der Hühnerjagd, das ist dem indischen Sportliebhaber die Zeit des Reifens des Reises, wenn die künstlichen Wasserlachen kleiner geworden sind, die Schnepfen auf engen Raum zusammengedrängt wurden und wenige Stunden des Watens in Schlamm und klebriger Erde die Säcke der Jägerburschen hoch mit Beute füllen. Die Eingeborenen stellen den Vögeln mit Netzen und Schlingen nach; mit Anwachsen der europäischen Bevölkerung nahm diese Unsitte zu, weil verschiedene Vögel als schmackelhaftes Tafelgericht gesucht sind. Neuere Gesetze legen den Vogelstellern das Handwerk, führen für die Brutperioden eine Schonzeit ein, während welcher jetzt auch für Europäer die kleine Jagd ruht und schützen die nützlichen Waldthiere wie Landvögel; die Ueberhandnahme der Ratten und Feldmäuse im Dekhan wird derselben unvernünftigen Ausrottung ihrer natürlichen, befiederten und unbefiederten Feinde zugeschrieben, der unsere Landwirthe den Mäusefrass danken.

Eine Mittelstellung zwischen der kleinen und hohen Jagd nimmt das Stechen nach einem wilden Schweinseber mit dem Speere vom Pferde aus ein, während dieses in schnellster Gangart über unebenes Terrain dahineilt. Nur sattelfeste Reiter, die, wenn Engländer, in der Heimath dem Fuchse



Palast von Birsing Deo in Datiah, Centralindien.

nachjagten und an jedes Hinderniss sich wagen, taugen zu dieser Jagd; desswegen ist Eberstechen unter Europäern am häufigsten zu sehen in Kavallerie-Garnisonen, gilt aber hier mit Recht als diejenige Jagd, die an Geistesgegenwart, Muth und Körpergewandheit die höchsten Anforderungen stellt. Das Jagdthier ist der wilde Eber von derselben Gattung wie das europäische Wildschwein; er schweift aber weiter umher als dieses und ist noch leichtfüssiger. Der indische Eber erreicht eine Höhe von 760 Centimeter an der Schulter und misst von der Nasenspitze bis zum Schwanzende 1,520 Centimeter; er nimmt sein Standquartier in hohem Grase und Niederwald (Dschangel) äst sich Nachts, kehrt Morgens zu seinem Lager zurück und schafft sich hier Schutz gegen die Sonne durch ein künstliches Dach aus langen und breiten Gräsern, die er ausreisst, quer über



Mausoleum von Birsing Deo.[1])

die ausgehobene Vertiefung legt und nun unter diese kriecht. Die Jagd beginnt am frühen Morgen. Der Jäger sucht sich hiefür ein flüchtiges, nicht zu hohes Pferd aus und bewaffnet sich mit einer Lanze aus Bambus 2½ bis 3 Meter lang; die Spitze muss nicht nur gut gestählt, sondern auch fein polirt sein und auf dem Schafte ohne Vorsprung aufsitzen, denn die geringste Unebenheit macht das Herausziehen des Speeres schwierig. Ist der Jagdgrund erreicht und ein weibliches Wild aufgejagt, so gibt es ein Gelächter und in die Zelte zurückgekehrt, schlägt ein Witz den anderen, wenn ein Neuling in der Jagd sich hinter einer Sau hermachte; diese sucht nämlich nicht, wie der Eber, das Weite, sondern eilt einem Verstecke zu und ist hier entweder ohne grosse Anstrengung zu tödten oder entzieht sich den Blicken. Eber dagegen sind flüchtig, es geht hinter ihnen im

[1]) Birsing Deo war Fürst über Urtscha (an der Betwa, Hauptfluss von Bundelkhand in Centralindien) und machte sich berühmt durch den Gefälligkeitsmord, den er um 1600 auf Anstiften von Selim, Akbar's Sohn, an Abulfasl verübte, den berühmten Geschichtsschreiber und Wezir unter Akbar, dem bedeutendsten Kaiser der indischen Grossmoghule zu Dehli. Den von Birsing Deo in Datiah erbauten Palast veranschaulicht eine Tafel.

schnellsten Galopp einher; bald ist ein Graben zu nehmen, bald einem Baumstumpfe auszuweichen, oder eine Barrière aus Schlingpflanzen zu übersetzen. Endlich hat das Pferd den Eber überholt, der Verfolger reitet Seite an Seite neben seinem Opfer und versenkt seine Lanze in dessen Leib. Nicht immer gelingt dies; der Eber, der selbst mit dem Tiger sich misst, stellt sich muthig seinem Verfolger; es gilt das Pferd eiligst zu wenden, um dem Angriffe der Hauer auszuweichen. Die Wendung darf aber nicht zu gross genommen werden, sonst erhält der Eber wieder Vorsprung, während bei richtiger Distanzabmessung jetzt der Augenblick gekommen ist, dem Eber einen Stich zu geben. Selten ist der erste Lanzenstich tödtlich; aber die Hauer, die Jagdtrophäe, gebühren demjenigen Jäger, dessen Lanzenspitze zuerst Blut zog; denn der Sprung des Thieres wird nun kürzer, sein Muth ist gebrochen, mit einigen weiteren Lanzenstichen ist es zur Strecke gebracht. Wir bringen im Kapitel über die englische Armee in Indien ein Bild von einer solchen Eberjagd mit Speeren.

Ein Kinderspiel verglichen mit der Schweinseberjagd ist die Antilopenjagd mit dem gestreiften Leoparden, dem Tschita (wörtlich: gestreiftes Thier, *Felis jubata*). Ein in Gefangenschaft gehaltener und gezähmter Tschita-Leopard wird zur Jagd mit verbundenen Augen in einen Holzkasten gesetzt und nun auf eine Stelle gefahren oder getragen, welche die Jägerburschen als Sammelpunkt von Antilopen erkundeten. Angesichts einer Heerde öffnen die Wärter den Kasten, lösen die Binde und der Leopard, der Heerde ansichtig geworden, eilt auf sie in Sprüngen zu oder schleicht sich, wenn weiter entfernt, unter Benutzung von hohem Grase und Gebüschen heran. Mit einem Sprunge sitzt der Leoparde einem Bocke in dem Nacken, beisst die Kehle durch und saugt das Blut aus; zuweilen geht dem Anfalle ein Rennen voraus, in welchem aber der Leopard immer den Sieg davonträgt; seine für sein Geschlecht überraschende Schnelligkeit besingt schon der Prophet Habakuk (Kap. 1, Vers 8). Sobald der tödtliche Biss erfolgte, eilen die Wärter hinzu, legen dem Leoparden die Binde vor die Augen, lösen den Kopf der Antilope vom Rumpfe, fangen in einem Holzlöffel Blut auf und bringen durch Vorhalten des Löffels den Leoparden von der Beute ab. An einem Stricke wie ein Hund zurückgeführt und eingesperrt, wiederholt sich das Schauspiel vor einer anderen Heerde. Das erjagte Thier soll mitgenommen werden; ist aber die Jagd einige Zeit im Gang, so stellen sich ungebeten Geier, Falken, Habichte u. s. w. ein und stürzen sich mit solcher Gier auf das Aas, dass die Träger die Flucht ergreifen. Die geladenen Jagdgäste halten ferne der Heerde beim Käfig des jagenden Leoparden als Zuschauer, nehmen weder als Schützen noch als Reiter an der Jagd aktiven Antheil (siehe die Tafel zu Bd. 1, S. 16) und da auch der Weg zum Jagdgrunde selten Naturschönheiten bietet, so begreift es sich, dass Europäer solches Hinschlachten flüchtiger Antilopen durch ihren Erzfeind, ein wildes Thier, ein grausames Vergnügen nennen. Anders die indischen Fürsten. Was unseren höchsten Herrschaften ein umfriedeter Hirschgarten, das ist dem Râdscha ein Antilopenrevier, in welchem Land nicht bebaut werden darf, damit die Jagd darin mit dem Tschita ergiebig wird; ein solcher Fürst führt die Jagd mit einem halben Dutzend und mehr Tschitas aus und der Dienerschaft steht ein königliches Geschenk in Aussicht, wenn die Fänge rasch sich folgen.

Die Jagd auf Tiger erfordert unter allen Umständen Kaltblütigkeit und Ausdauer; selbst wenn auf einem Elefanten im deckenden Jagdsattel sitzend, kann das Leben des Schützen gefährdet werden. Man jagt Männchen wie Weibchen. Der Tiger ist mit einer stärkeren Vordertatze ausgestattet, als alle anderen Thiere des Katzengeschlechtes; die schönsten Tiger sind jene, deren dunkle Längsstreifen auf dem gelben, unterm Bauche weissen Felle von tiefschwarzer Farbe sind; eine starke Bauchfalte des Felles erhöht den Eindruck grosser Körperfülle. Die Länge des Männchens ist ein in Jägerkreisen so viel besprochenes Kapitel, als bei uns die Stärke des Rehbockes und Dammwildes. Vorurtheilslose erkennen an, dass ein Tiger, der von der Schnautze



Darbar (Empfang) beim Râdscha von Rewa, Centralindien.

bis zum Schwanzende $2^{8}/_{10}$ Meter misst, ausgewachsen und ein starkes Thier ist; Längen von 6—7 Meter sind nicht am unausgeweideten Tiger gemessen, sondern am Felle und dass man dieses hiezu dehnen kann, beweist, dass es in Indien ein eigenes Büchlein gibt mit Anleitungen, wie das Fell gestreckt werden kann. Das Gewicht eines Dschangeltigers, der von Waldwild lebt, ist 450—500 Pfund; ein fetter Rinderräuber wiegt bis zu 7 Centner. Das Weibchen geht sechszehn Wochen trächtig, wirft zwei bis sechs Junge und wacht über sie mit grosser Zärtlichkeit bis zu ihrem zweiten Lebensjahre; dann erst gehen diese allein auf Raub aus. Die Weibchen haben einen kleinern Kopf als die Männchen; sie sind beweglicher und gefürchteter im Angriffe als die männlichen Tiger. Alle Tiger suchen an ihr Opfer Nachts anzukommen. Im Innern geschlossener Waldungen stellen sie an den Trinkplätzen Hirschen, Wildschweinen und anderen Waldthieren nach; lieber lebt aber der Tiger vom Rinde. Zu solcher Jagd zieht sich der Tiger in die Vorhölzer, schleicht sich an das weidende Thier heran, schnappt nach der Kehle und zieht es dann mit seinen mächtigen Vordertatzen zur Erde. Ist das Rind verendet, so zerrt es der Tiger



Ansicht der Stadt Datiah, Centralindien.

in das nächste Dickicht, reisst zuerst die Lenden ab und bleibt so lange in der Nähe seiner Beute, bis der letzte Knochen abgenagt ist. Auf diese Gewohnheit stützt sich der Fang wie die waidmännische Suche nach Tigern.

Das Jagdgebiet auf Tiger, der indische Niederwald oder Dschangel, ist von einem Walde in Europa ganz verschieden. Nach meinem Bruder Robert, der gerade in Centralindien Tage lang durch geschlossene Dschangels reiste, sind darin hochstämmige Bäume selten; dagegen bedecken verschiedenartiges Gebüsch und Unterholz, rohrartige Gramineen und grosse Bambus so dicht den Boden, dass kaum ein Fleck von Vegetation entblösst ist. Kein Baum kann zu seiner vollen Grösse, seiner ganzen Entwickelung gelangen; in den mannigfachsten Formen winden sich Schlinggewächse zwischen den Bäumen hindurch, treten Farrenkräuter und andere Gewächse auf, die, neidisch auf des Baumes Gedeihen, ihn von allen Seiten umgarnen, das Wachsthum der Astansätze verkümmern und den Stamm seiner besten Säfte berauben. Das Gewirre von Bäumen, Sträuchern und Gräsern, die grellen und schreienden Farben, die Vielseitigkeit und Unregelmässigkeit in den Blattformen ermüden das Auge. In Europa lagern wir uns unter Bäumen, die ihre luftigen Gipfel emporheben im Bewusstsein, dass ihnen reine, belebende Luft entströmt; einen Dschangel meiden Europäer und Indier nicht der wilden Thiere wegen, sondern aus natürlichem

Widerwillen gegen die dort herrschenden, dem menschlichen Organismus im hohen Grade schädlichen Ausdünstungen; diesen gegenüber fühlt sich der Mensch machtlos, der Waldthiere könnte er sich mit Erfolg erwehren. In der Nähe der Dörfer führte Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit dazu, die Dschangels zu lichten; sodann wurde das Anwachsen der Städte der Anlass, Dschangelholz zerkleinert oder in Holzkohle verwandelt auf die Wochenmärkte zu fahren. Dieselbe Sorglosigkeit, welche auf unseren Fluren durch Kahlhiebe absoluten Waldboden in Haide oder schlechte Weide umwandelte, hatte um den Beginn des Jahres 1859 in Dekhan und Südindien auf den Ackerfluren die Dschangels so zusammenschmelzen gemacht, dass englische Gesetze den Handel mit seinen Produkten mit einer Steuer belegen von 6 Pf. den Zentner Brennmaterial, 20—30 Pf. den Zentner Holzkohle. Die Abfuhr zu eigenem Gebrauche der Dorfbewohner ist abgabenfrei. Der Ertrag der Handelssteuer fliesst in eine eigene Kasse, den Dschangel Conservancy Fund und dient zur Wiederbestockung gerodeter Dorf-Niederwaldungen.

Das Landvolk unter den Eingeborenen stellt dem Tiger mit Fanggruben nach, ein angebundenes Rind gibt die Lockspeise. Die Regierung zahlt für Tödtung der Tigers wie anderer Raubthiere Geldprämien gegen Einlieferung der Tatzen, des Felles u. s. w. Jährlich werden rund ¼ Million Mark an solchen Prämien ausbezahlt. Tiger werden die meisten in Centralindien erlegt; die Zahl übersteigt dort jährlich fünfhundert Stück, sie würde aber viel grösser ausfallen, wenn nicht der Aberglaube an der Verfolgung hindern würde. In ganz Indien verehrt man im Tiger eine übernatürliche Kraft; Eingeweihte gelten im Besitze gewisser Sprüche und Ceremonien, mittelst deren es ihnen möglich ist, jeden Menschen in einen Tiger zu verwandeln. Die Rückversetzung in Menschengestalt ist gleichfalls möglich, aber dies setzt Zusammenwirken zweier Kundiger voraus und die Kenntniss ganz besonderer Beschwörungsformeln. Als solche verwunschene Menschen gelten insbesondere Tiger, die sich in der Nähe von Dörfern niederliessen; verschollene Dorfangehörige werden gerne als umherschweifende Tiger gedacht. Die Barthaare eines Tigers sollen die Kraft haben, eine widerstrebende Schöne geneigt zu machen; die Klauen werden in Metall gefasst und gegen den bösen Blick getragen.

Europäer sind fast durchweg auf eine Tigerjagd erpicht. Hat ein Landmann dem Civilbeamten der Station angezeigt, dass ihm in der verwichenen Nacht ein Rind vom Tiger fortgeholt wurde, so borgt sich dieser vom nächsten Râdscha, Zemindar u. s. w. einige Jagdelefanten, erbittet von einem befreundeten Train-Kommando oder dem Bauführer an einem neuen Bewässerungskanale, einer Heerstrasse u. s. w. Transportelefanten und zieht nun mit Freunden und Frauen aus nach der Richtung, die der Ackersmann als Rückzugslinie des Tigers angab. Sicherer ist auf einen Zusammenstoss zu rechnen, wenn die Schikari oder Jäger von Profession einen Tiger einkreisen; denn im Aufsuchen der Fährten, im Auskundschaften der Lager und Gewohnheiten der Waldthiere sucht der indische Schikari seines Gleichen. Eine Jagdgesellschaft, welche jeden Theilnehmer zum Schuss bringen will und mit mehreren Jagdtrophäen heimzukehren wünscht, hat mehrere Schikari in Sold genommen und begnügt sich nicht mit der Ansage des Beschädigten oder der Jagd in einem so eng begrenzten Jagdreviere, wie es ein Dorfdschangel ist, der an Umfang nicht den Waldbesitz unserer Landgemeinden übersteigt. Mit Kugelflinten und Lebensmitteln gut ausgerüstet, geht es auf Pferden, auch in Wagen, dem dichten Niederwald am Rande der Kulturebene zu; vorausgesandte Diener haben hier Zelte aufgeschlagen und mit den Jagdelefanten ein Lager bezogen. In Centralindien haben einzelne Fürsten an der Grenze des Wildrevieres wohleingerichtete Jagdschlösser erbaut; Europäer erhalten bereitwillig Aufnahme. Ein solches Jagdschloss hat zum Vorwurf das Titelbild zu diesem Kapitel; seine massigen Mauern veranschaulicht die zu Bd. 1, S. 4 ausgegebene Tafel, wie ebendort S. 247 das Innere des Palasthofes; Baustil und Ornamentik zeigen in diesem Band das Bild S. 109 und die Tafel „Darbar Radscha von Rewa."



Matschan oder Tigeranstand in den Kaimurbergen.

Versetzen wir uns zu Jagden auf Königstiger an das linke Ufer des Son-Flusses in die Staaten des Baghela-Fürsten von Rewa. Hier füllen Hunderte von Quadratkilometer Wald den Raum zwischen den Kulturebenen des Ganges im Norden, der Narbada — weiter hinab der Tapti und Godaweri — im Süden. Spärlich ist die Bevölkerung angesiedelt; sie sinkt auf Strecken so gross wie Thüringen auf eine Dichtigkeitsziffer zurück, wie sie die inneren Kantone der Schweiz ernähren (Uri, Glarus, Unterwalden). Es war gegen den Ausgang des sechsten christlichen Jahrhunderts, dass sich aus der fernen Küstenprovinz Gudscharat (nördlich von Bombay) ein Râdschput-Fürst aufmachte, um längs der an dem Gestade seiner Heimath in das Meer ausmündenden Narbada nach der hochgeheiligten Quelle dieses Flusses und dem „Gipfel der Unsterblichen (Amarkantak)" genannten Hochplateau emporzusteigen. Dieser Amarkantak zubenannte Gebirgsknoten von 1,097 Meter Höhe bildet die Brücke von der Satpurakette im Süden zu den Windhyas im Norden; beide Gebirge säumen das Thal der Narbada und bilden einerseits den Südrand von Hindostan, anderseits die Grenze des Dekhan. Unser Wallfahrer überstieg die Wasserscheide und liess sich im Flussgebiete des Son nieder. Der Son, der verschieden von den sonstigen indischen Flüssen als Gott männlichen Geschlechtes gedacht wird, hat seine Quelle in nächster Nähe der Narbada. Zweierlei Sagen knüpfen sich an ihn. Nach der einen Legende war der Gott zu der Flussgöttin Narbada in Liebe entbrannt, fand aber seine Gefühle verschmäht und kehrte der Geliebten den Rücken; die Folge ist, dass er nach Nordosten abfliesst, während die Narbada nach Südwesten sich neigt. Die andere Sage erklärt, warum überhaupt der Fluss entstand und nicht ein Strudel blieb, was er ursprünglich gewesen sei. Gott Wischnu habe in seiner Menschwerdung als Parasu-Râma (Bd. 1, S. 170) an einer Kalbin die reinigende Heilkraft des Strudels erkannt und in seiner Gnade dem Wasser mit seiner Axt eine Rinne gegraben, damit es zum Heile der Menschen weiter fliesse. Seither entwässert der Son das gegen den Ganges sich abdachende Tafelland, soweit es westlich von der Kaimur genannten Nordwest-



Eine Diamantgrube in Panna, Centralindien (S. 120).

Verzweigung der Windhyas begrenzt wird. Nach der Sage ist dieser Höhenzweig mit flachen Plateaux bildenden Rücken der linke Fuss des Bergriesen Windhya, den der Weise Agastya sich niederwerfen hiess (S. 108). Geologisch ist er ein Arm des Windhya und gehört wie dieser der Sandsteinformation an; die weissen Quadern an den Steinpalästen in Benares und Allahabad sind aus diesen Gesteinen gehauen. Die höchsten Berggipfel liegen bei 300 Meter, die Abhänge des Gebirges fallen steil zu den tief eingeschnittenen Flussthälern ab. In der oberen Hälfte häufig kahl, hat sich am unteren Theile aus abgeschwemmten und verwitterten Gesteinen eine tiefe Humusschicht gebildet, Standort für dichte Niederwaldungen.

Unser Râdschput-Wallfahrer wird als ein höchst energischer Mann geschildert; aber um diese an einem Hindu seltene Erscheinung zu erklären, nimmt die Sage sofort zu der Erfindung ihre Zuflucht, er danke dies seiner Nährmutter; es habe ihn nämlich keine Frau, sondern eine Tigerin gesäugt. Deswegen heisst die ganze, heut zu Tage volkreiche Râdschput-Abtheilung, die sich von ihm und seinen Begleitern ableitet, Baghel, d. i. Junge einer Tigerin (Bhâg) und das Land ihrer Niederlassung Baghelkhand, d. i. Gebiet der Tigerjungen. Nur ein Halbwilder kann auf solche Herkunft stolz sein und in der That gehören die Râdschputs von Baghelkhand vom Fürsten herab bis zum niedersten Arbeiter zu den rohesten ihrer Kaste. Fünf Fürsten theilen sich heute in den Besitz von Baghelkhand; davon zählt einer nur 7,000 Unterthanen, drei andere bis zu 75,000; Rewa mit einem Flächeninhalte von der halben Grösse Bayerns und einer Bevölkerung von 2,035,000 Seelen kann allein ein Staat genannt werden. Der gegenwärtige Fürst von Rewa mit den Titel Mahârâdscha (Grosskönig) heisst Raghurâdsch Singh und ist seit 1834 an der Regierung; er ist kinderlos und mit allen Untugenden seiner Kaste behaftet, hat sich jedoch während seiner ungewöhnlich langen Regierungszeit Kenntniss des Englischen angeeignet. 1867 stellte er an die indische Regierung das Ansinnen, den Augiasstall zu säubern, der sich unter seiner Landesverwaltung angehäuft hatte und mit seinen zahlreichen Gläubigern ein Abkommen zu treffen. Die englische Regierung erinnerte den Fürsten eindringlich an seine Pflichten und liess ihn volle acht Jahre die Früchte seiner Verschwendung kosten; unterm 1. Februar 1875 vollzog sich sodann ein Vertrag, worin der Fürst sich aller Regentenpflichten entschlug und nur das von uns in mehreren Ansichten wiedergegebene Jagdschloss von Gowindgarh als Residenz und Jurisdictionsgebiet vorbehielt. Seinen Unterthanen, fleissigen Ackerbauern soweit sie nicht Baghels sind, gereichte der Wechsel in der Verwaltung zum Vortheil; sie werden als Muster eines gesetzmässig lebenden Volkes gerühmt und machen der Polizei in demselben Grade wenig zu schaffen, als die Baghels sie in Athem halten.

Ragurâdsch Singh hat Europäer zu Gästen, welche auf Tiger jagen möchten. Die Schikari (oder wie wir in Deutschland sagen würden, der Oberjägermeister mit seinen Gehilfen) werden auf das Verhör der Könige des Dickichts ausgeschickt: am nächsten Morgen bringen sie die Meldung, dass Tiger die Lockspeise an einem Seitenbache des Son annahmen und an diesem Wildwechsel auf einen Schuss sicher zu rechnen sei. Der Anstand auf Tiger ist bei den Indiern sehr beliebt. Man steht dabei nicht auf der Erde, sondern sitzt in Bäumen, sicherer auf einem schwer zugänglichen Felsen oder in kunstvollen Steinbauten; als solche lassen Fürsten massive Schutzbauten herrichten mit Hallen im Untergeschoss, einer Plattform mit Schutzwehr oben. In dichtem Laubwalde versteckt oder am Waldsaume zunächst den Trinkstätten des Wildes angelegt, schliessen die Bauten alle Bequemlichkeiten in sich und gewähren dem Jäger sicheren Schutz. Jede erhöhte Deckung heisst Matschan, d. i. Plattform, mag sie zur Zeit der Erndte zum Verscheuchen der kleinen Vögel dienen oder zum Anstand auf Raubwild. Wir bringen als eine Tafel die Ansicht des Tigeranstandes von Ragurâdsch Singh; er selbst sitzt im Stuhle und hält sich der Gäste wegen für verpflichtet, gleichfalls nach dem Weinglase zu greifen. Aufregender



Palast in Urtscha, Centralindien.

ist die Suche nach dem Tiger. Jagden zu Fuss sind nicht üblich, die Gefährlichkeit verbietet es. Europäer, welche auf Tiger jederzeit zu Fuss gejagt haben wollen und alle anderen Jagdarten als unmännlich verwerfen, sind dreist der Uebertreibung zu zeihen. Herzhafte Jäger ziehen wohl zu Fuss aus, umgeben von einer grossen Zahl von Treibern, welche den Tiger mit Trommeln, Schüssen aus uralten Musketen und sonstigem Lärmzeug von seinem Tageslager aufscheuchen; bei dieser Jagdart werden aber mehr Tiger angeschossen als getödtet, denn das Verfolgen eines durch einen Schuss nur verletzten Tigers ist äusserst gefahrvoll, bei der Dichtigkeit des Unterholzes von Menschen häufig auch gar nicht ausführbar. Desswegen sieht der Landmann diese Art des Sports sehr ungerne, denn verwundete Tiger werden wüthend, gehen gegen Menschen und werden, da ein Tiger, der einmal Menschennahrung versuchte, thierische Kost nicht mehr annimmt, zum Schrecken der Gegend. Regel ist deshalb die Jagd vom Elefanten aus. Unsere Tafel „Aufbruch zur Jagd" (Bd. 1, S. 4) zeigt den Landesherrn von Rewa im Begriffe, mit Gästen, darunter auch einige Europäer, zur Jagd auszuziehen. Am Rande des Dickichts ist vorsorglich ein Zeltlager vorbereitet; bis dahin begleitet die Gesellschaft ein grosses Gefolge zu Fuss und zu Pferd. Fliegenwedel gelten als Zeichen königlicher Würde, zwei Männer schreiten mit solchen Hoheitszeichen neben dem Elefanten des Fürsten einher. Eine Meute Hunde wird mitgeführt zur Aufsuchung der Schweissfährten, wenn ein stattlicher Hirsch von der Samber oder *Cervus equinus* Species angeschossen wird. Dieses schöne Thier erreicht eine Höhe von 14—15 Fäusten, hat seine Heimath in den Flussthälern, die sich nach dem Ganges senken; sein Geweih hat eine Läng von $1\frac{1}{4}$ Meter und einen Umfang von 30 Centimeter an der Krone; zahlreiche Schädel mit Geweihansatz sind auf unserer Tafel „Darbar beim Râdscha von Rewa" an den Wänden des Palastes sichtbar.[1] Nicht jeder Elefant taugt zu der Tigerjagd; mehr als einen Jäger brachte es in Gefahr, das der Elefant Angesichts des Tigers nicht stille steht, sondern in eiliger Flucht das Weite sucht. Ein solcher Ausreisser rennt mitten durch Buschwerk hindurch und wirft die Jäger ab oder diese beschädigen sich an Aesten. Man sucht desswegen die gelehrigsten Männchen heraus, stutzt ihnen die Zähne und gewöhnt sie an Gehorsam selbst Angesichts der Gefahr. Solche Thiere werthen das Doppelte der Lastelefanten. Der Sattel, Hauda, der beim Reiseelefanten vorne niedrig und hinten hoch, zum Liegen in sitzender Stellung eingerichtet ist (siehe Bd. 1, S. 10), hat für die Jagd vorne eine sehr hohe Lehne als Widerlager für die Gewehre und dient dem Körper des Schützen als Schild. Ein wohlabgerichteter Jagd-Elefant, ins Dschangel geführt, merkt sofort den Zweck, wird nicht im Geringsten unruhig, nimmt aber Theil an der allgemeinen Spannung; er geht ungemein vorsichtig, beachtet Alles und späht nach allen Seiten hin. Es muss



Elisabeth Du'han Sarkar (S. 121).

[1] Die Figur in der Mitte des Bildes ist Ragurâdsch Singh; zu seiner Rechten sitzt sein erster Rathgeber, links trägt der Leibdiener die Hukka-Pfeife. Die Leibwache macht vergebliche Anstrengungen, während Aufnahme der Photographie dieses Gruppenbildes das Gewehr instruktionsgemäss zu präsentiren.

getrachtet werden, den Elefanten mit dem Kopfe gegen den Tiger zu bringen; denn da der Elefant rückwärts nicht hoch gebaut ist, gelingt es dem Tiger sich von rückwärts mit einem mächtigen Satze auf den Elefanten hinaufzuschwingen. Sobald ein gut dressirter Jagdelefant des Tigers ansichtig wird, erhebt er den Rüssel, damit er an diesem so empfindlichen Theile nicht verletzt werden kann; rasch springt der Tiger vom Lager auf, der Elefant senkt die Stirne und der Tiger schlägt seine Krallen tief in die dicke Haut des Gegners, lange blutige Rinnen ziehend. Dabei schwebt der Tiger mit den Hinterfüssen in der Luft und sucht für diese nach einem Stützpunkte zum Sprunge. Gelingt es ihm den Vorderfuss des Elefanten zu erlangen, dann allerdings ist die Lage des Führers, der hinter den Ohren auf dem Nacken des Thieres reitet, und der Insassen im Jagdkorbe oder Hauda kritisch; nur ein rechtzeitiger sicherer Schuss beseitigt die Gefahr. Zu solcher Aufregung kommt es aber selten. Der Elefant ist gelehrt, den Kopf zu senken und thut dies schon aus Instinkt; durch das Gewicht seiner eigenen Schwere wird dadurch der Tiger zur Erde gezogen und fällt herab. Dies ist der günstigste Augenblick zum Schusse. Eine Kugel, die das Genick trifft, das Herz oder die Lunge, ist sofort tödtlich; die Gehirnhöhle ist klein, wird schwer getroffen und deswegen entkommen Tiger, die ins Gesicht geschossen sind; denn wie alle Glieder der Katzenfamilie, hat der Tiger ein sehr zähes Leben. Gemeiniglich gibt man mehrere Schüsse auf den Tiger ab; selbst wenn er regungslos daliegt, nähert man sich ihm nicht, sondern lässt den Elefanten seinen gewaltigen Fuss auf des Erlegten Schädel setzen, wodurch dieser zermalmt und der letzte Lebensfunke ausgeblasen wird. Die beste Schusszeit sind April und Mai, weil dann die Gräser im Dschangel verdorren und das Wasser wenig wird; die Jagd muss mit Tagesanbruch beginnen, da dann die Tiger wie alle Raubthiere in lebhafter Bewegung sind, und die Tatzeneindrücke der Nacht noch frisch und leicht aufzufinden bleiben.



Sikander Begam, Fürstin von Bhopal (1818 – 1868) (S. 122).

Wir verlassen die ergiebigen Jagdgründe von Rewa, übersteigen den dichtbewaldeten Bergrücken, der die Wasserscheide bildet zwischen Tons, dem anderen Hauptflusse von Rewa, und der Karnawati (wörtlich hackenreich, heute in Kane gekürzt) und stehen auf der politischen Grenzscheide zwischen Baghel- und Bundelkhand oder den Ländern der Baghel und Bundela-Râdschputs. Ein Königssohn hatte beschlossen, sich der Göttin Bhawânî, der Gemahlin von Siwa, die neben anderen Namen auch diesen trägt, zu opfern und hatte sich hiezu bereits eine Wunde beigebracht; die Göttin fing einen Blutstropfen auf, schloss die Wunde und befahl dem Manne für sich und

Stadt Bhopal in Centralindien.

seine Nachkommen, von dem vergossenen Tropfen *(bund)* Blutes den Namen Bundela anzunehmen.[1] Geschichtlich ist der Name nicht weiter zurück zu verfolgen als sechs bis sieben Jahrhunderte; die Kämpfe zwischen Mohammedanern und Hindus lieferten in dieser Zeit für Abenteurer reiche Erndte. Damals bildeten sich in Bundelkhand die Grundlagen für die heutigen Fürstenthümer, deren es in einem Umfange etwas kleiner als Belgien eilf gibt. Die grösseren unter diesen Staaten hatten zeitweise hohen Glanz entfaltet; am meisten Einfluss darunter hatte Urtscha gewonnen, auch Tehri genannt. Heute 195,000 Unterthanen zählend, hatte Urtscha Ende des 16. Jahrhunderts unter Birsing Deo auch Datiah beherrscht.[2] Gegenwärtig stehen drei von eilf Staaten zu Britisch-Indien in Vertragsverhältniss; die Regenten aller übrigen heissen nur Patentfürsten (States held under Sannads), verdanken ihren Fortbestand günstigen Zwischenfällen, sind mit einer Unterthanenzahl von 7,000 bis 70,000 Unterthanen wahre Duodezfürsten, jedoch vermögend und nicht wenig stolz auf ihre Regierungsgewalten. Ein Porträt des 1873 verstorbenen Raghobind Singh, Fürst über Nagod, der sich den Parihâra Râdschputs beizählt, ist S. 50 des 1. Bandes eingestellt; sein Staat von der Grösse des preussischen Kreises Lauenburg zählt 75,000 Unterthanen. Niedriger Herkunft ist der 1850 geborene Raghbir, Fürst über Maihir, das von etwas geringerem Umfange ist als Nagod; auf der Tafel zu S. 40 (Band 1) sitzt der junge Fürst am Tische mit Europäern. Der Kaste nach Dschogi oder Abkömmling einer Ascetenfamilie, danken die jetzigen Glieder der Dynastie ihr Emporkommen den englischen Befehlshabern, die ihren Urahn am 17. Oktober 1806 selbständig machten, während er bis dahin Untervasall von Rewa war; aber bis zur Stunde ist dem Staatsoberhaupte nicht gestattet, sich als Landesherr mit Kanonenschüssen salutiren zu lassen; persönliche Auszeichnung ist es, dass Raghbir im Reichsgebiete mit neun Kanonenschlägen geehrt werden darf. Ein Porträt des 1870 verstorbenen Fürsten über Panna, Nirpat Singh, Bundela (Bandela), ziert die Ueberschrift des dritten Kapitels im ersten Bande. Nirpat, wie Raghbir Singh gehören der indischen Reformpartei an, den sogenannten *Young Indians*, was sich in ihrem Anzuge wie in ihren Sitten ausspricht. Sonst war Panna ein Ländchen von der Grösse des Herzogthums Braunschweig, nur aus der amtlichen Liste der englischen Vasallenstaaten in Indien bekannt. Da lässt das rasche Dahingleiten der Eisenbahn, welche eine Ecke von Panna durchschneidet, in dem jetzigen Landesherrn, dem 33 Jahre alten Marârâdscha (Grosskönig) Rudar Partap Singh die Reiselust erwachen, und im December 1879 taucht er plötzlich in Bombay auf. 13 Kanonenschüsse donnern ihm entgegen, als er an Deck eines englischen Kriegsschiffes emporsteigt; aber der Glanz seines Titels ist erblichen vor dem ruhmreichen Banner des englischen Kaiserreiches Indien.



Schah Dschehan, regierende Fürstin von Bhopal (S. 122).

[1]) Die Schreibart Bandela für diesen Râdschputstamm stützt sich auf eine Legende, nach welcher diese Râdschputs von einer Sklaventochter *(band)* abstammen.

[2]) Wir brachten drei Ansichten von Datiah, darunter zwei Tafeln; fünf von Urtscha, davon zwei Tafeln.

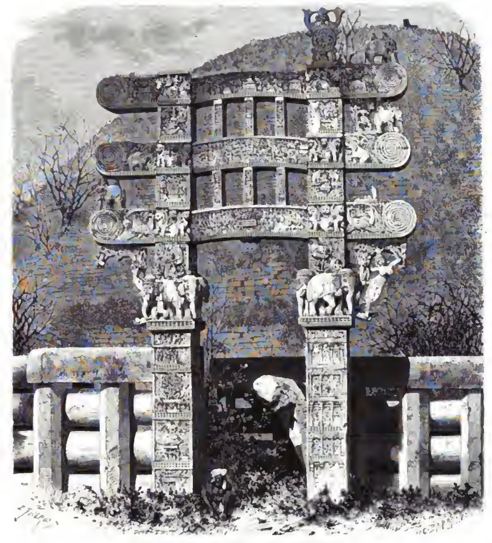
Hohe Einnahmen liefern den Fürsten von Panna Diamantgruben. Hindus wie Mohammedaner haben jeder eine eigene Sage über die dortigen Lager dieses Edelsteines, nach dem sonst in Indien nur in der Präsidentschaft Madras gegraben wird. Die Hindus lassen einen Eseltreiber seinem Thiere einen Stein aus dem Hufe herausnehmen, den sich dieses beim Hindurchgehen durch einen Bach eingedrückt hatte; es war ein Diamant von der Grösse eines Mandelkernes und seither begannen Andere darnach zu suchen. Die Moslims erzählen von einem gottesfürchtigen Sayad, der auf seinen Wanderungen mit einem Diamanten so gross als ein Wagenrad in die Gegend von Panna kam. Der Landesfürst beschloss dem Heiligen seinen kostbaren Schatz abzujagen; dieser jedoch, gewarnt, vergrub den Stein und hiess den Fürsten, als dieser um den Stein bat, darnach graben; es werde dadurch Reichthum über ihn und sein Land kommen, wenn auch Niemand den Riesenstein heben werde. Die zu Tag geförderten Steine gelten als Theilchen jenes diamantenen Rades, das sich mit der ihm hiezu angewünschten Kraft von selbst tief in die Erde eingraben sollte, aber dabei in Trümmer ging. Die heutige Suche nach Diamanten geht äusserst unvollkommen vor sich. Eine ganze Sippe von Verwandten und Freunden begibt sich an einen Diamanten verheissenden Ort, gräbt die Quarzerde aus, schafft sie unter unsäglicher Mühe zu Tage, siebt und wäscht sie, erndtet dabei aber selten mehr als den gewöhnlichen Tagelohn. Der Landesfürst fordert hohe Muthungsabgaben und sind einmal wirklich grössere Steine gefördert, so beginnt eine ganz unberechtigte Zuwanderung von Arbeitern und eine wahrhaft fieberhafte Suche nach Diamanten. Die Minengesellschaften gerathen regelmässig in grosses Elend; das Graben nach Diamanten ist deswegen so verderblich für die Sitten und den Volkswohlstand als das Goldgraben in Sibirien oder Californien. Der Fürst lässt die ergiebigsten Gruben durch gebrödete Diener bearbeiten, die dabei nackt gehen müssen und strenge beaufsichtigt werden; unser Bild S. 115 zeigt sie an der Arbeit, ein Paternosterwerk schöpft Wasser, in flachen Körben wird die edle Erde emporgeschafft.

Einzig in der Reihe aller indischen Staaten steht Bhopal da, ein Bergland von der Grösse des Königreiches Württemberg mit $^3/_4$ Millionen Einwohnern. Die Herrscher sind Mohammedaner. Im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts macht sich der damalige Moghul-Statthalter, ein Afghane seiner Herkunft nach, selbständig; seine Nachfolger blieben unbedeutende Männer, 1795 riss ein Vetter des regierenden Fürsten die Herrschaft an sich und vererbte sie 1816 auf seinen Sohn. Nur zwei Jahre blieb dieser Fürst an der Regierung; beim Spielen mit einer Pistole erschoss ihn sein achtjähriger Bruder. In die Zeit der Regierung dieses Nasir Mohammed genannten Herrschers fällt die diplomatische Thätigkeit eines Christen katholischer Konfession: Enayet Massih (Massih, d. i. Messiah oder Christ). Enayet hatte den Rang eines Schâhzâda oder Prinzen, führte die Geschäfte des Dewan (Ministers) und stellte sich als solcher auf Seite der Engländer. Es galt damals für die ostindische Kompagnie den Pindhari-Räubern, deren Banden zu Armeen angewachsen waren, die Bundesgenossenschaft ehrgeiziger Fürsten zu entziehen, um gegen ihre Schlupfwinkel konzentrisch vorrücken zu können. Enayet führte für Bhopal die Unterhandlungen, alle Verträge dieser Zeit mit England tragen seine Unterschrift. Seine Familie war französischer Abkunft; ihr Urahne sei im 16. Jahrhundert in egyptische Gefangenschaft gerathen, habe das Sclavenjoch abgeschüttelt, sei in Abessinien an die Küste gekommen und von dort 1559 nach Surat an der indischen Küste übergefahren. Von dort ging er an den Hof des Kaisers Akbar, und stieg zur Würde eines Provinzchefs empor; sein Sohn soll des nachfolgenden Kaisers Dschehangir Zuneigung gewonnen haben, heirathete eine seiner Lieblingssklavinnen, eine Georgierin und erhielt die Herrschaft Sirgarh in Malwa zu Lehen. In den Kämpfen der Marâthen um ihre Besitzungen in Malwa verlor die Familie ihren Besitz, ihre Trümmer fanden aber in Bhopal Schutz und die Männer gewannen hier ein neues Feld für lohnende Thätigkeit. Klima und



Muharram Fest in Bhopal.

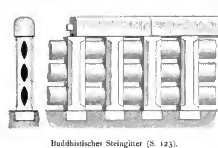
Mischheiraten scheinen die Thatkraft dieser indo-europäischen Familie in demselben Grade geschwächt zu haben, als seinerzeit unter den alten Ariern, nachdem der Zuzug frischen Blutes aufhörte; seit 1830 hört man wenig mehr von ihnen. Oberhaupt der Familie ist zur Zeit eine alte Dame, Elisabeth Dulhan Sarkar (d. i. Oberhaupt der Bräute); die gesammte Kolonie soll einige hundert Köpfe zählen und wird aus Frankreich mit einem katholischen Missionär zur



Östlicher Thoreingang zum Stûpa in Santschi, Bhopal (S. 123).

Wahrnehmung der Seelsorge versehen. Die Familie fand es für gut, sich Abkömmlinge der Bourbonen (illegitimer Herkunft) zu nennen und führt eine Lilie im Wappen: diese ist deshalb von Dulhan über ihrem Porträt angebracht. — In der Herrschaft über Bhopal folgte auf Nasir Mohammed ein Kind, Neffe des Verstorbenen. Die Wittwe wurde an die Spitze der Regentschaft gestellt, ihre Tochter Sikander Begam dem künftigen Herrscher bestimmt. Jahrzehnte messen sich in Intriguen Regentin und Fürstin-Braut; die Verlobung wird rückgängig

gemacht, Sikander Begam nimmt am 18. April 1835 einen jüngeren Bruder ihres Bräutigams zum Gemahl, nachdem der schwache ältere Bruder seine Anrechte auf die jüngere Linie übertragen hatte. Der jungen Frau gefiel die unterthänige Rolle nicht, welche der Koran dem weiblichen Geschlechte auferlegt; sie greift gegen ihren Gemahl zum Schwert, unterliegt im Felde, fährt aber fort, unterstützt von ihrer Schwiegermutter, die Bevölkerung gegen ihren Gatten aufzuwiegeln. Am 9. November 1844 stirbt der Landesherr, ihr Gatte; seine letztwillige Ordnung der Thronfolge wird über den Haufen gestossen und drei Jahre mühen sich die englischen Aufsichtsbeamten vergeblich ab, eine Regentschaft einzurichten, welche männlichen Einfluss an die Spitze brächte. Endlich im Februar 1847 ward der Ehrgeiz von Sikander Begam befriedigt; als Fürstin-Regentin eingesetzt, wird 1859 ihren Nachkommen die Thronerbfolge zuerkannt. Sikander Begam leistete als Fürstin mehr, als sonst Männer; alte Handelsmonopole wurden abgeschafft, die Steuerpächter fortgejagt, der Münzverschlechterung ein Ende gemacht und eine Uebereinstimmung mit dem englisch-indischen Münzsystem herbeigeführt. Die Staatsschulden wurden getilgt, alte Bewässerungsteiche reparirt, neue gegraben.[1] Eine brauchbare Polizei sorgt seither für Ruhe und Ordnung. Dabei sah die Regentin überall selbst nach und war beständig auf Reisen; über die Sitte, dass Frauen sich verschleiert zu zeigen haben, setzte sie sich hinweg. Als Sikander im Oktober 1868 hochbejahrt starb, folgte ihr ihre Tochter Schah Dschehan in der Regierung nach. 1855 an das Haupt der Nebenlinie verheirathet, verlor sie diesen Ehegemahl 1867; sie schritt vier Jahre später zu einer zweiten Heirath, sorgte dafür, dass ihr seitens des Prinz-Gemahls in ihrer Lebensweise keinerlei Zwang auferlegt wird und ist gleich ihrer Mutter den freisinnigsten und thatkräftigsten Regenten Indiens anzureihen. Eine Zweigbahn von Itarsi an der Bombay-Allahabad-Bahn nach Bhopal wird seit Sommer 1880 von Ingenieuren aufgenommen und bringt das noch schwer zugängliche Bhopal-Reich in den Weltverkehr.



Buddhistisches Steingitter (S. 123).

Dem orthoxen Hindu gilt Centralindien als das Land, in welchem sich die Affen ein ewiges Denkmal setzten, während sie Hanumân, ihrem Gebieter und Bundesgenossen Râmas auf seinem Zuge nach Ceylon, behufs Wiedergewinnung der geraubten Sitâ zum Baue der Adamsbrücke Steine zuführten (Bd. 1, S. 134). Als Steine genug zusammengetragen waren, blies Râma auf Indiens Südspitze auf einer Muschel seinen Handlangern ab; auf dieses Zeichen hin liessen die Affen, die auf ihren Flügen durch die Luft mit neuem Materiale eben über Bundelkhand sich befanden, ihr Lasten fallen und dadurch entstanden die dortigen Hügel. Affen gelten in ganz Indien für heilig und verehrungswürdig; mehr als ein Europäer zog sich Unannehmlichkeiten zu, wenn er als Jäger oder in der Station zur Erwehrung dieser zudringlichen Gäste auf sie schoss. Reiche lassen Affen füttern; man sieht sie nicht bloss zwischen den Aesten und Zweigen mächtiger Bäume sich schaukeln, sie tummeln sich auch, wie bei uns Hunde, auf den Strassen umher. In Bundelkhand herrscht die *Semnopithecus Entellus* Species vor, eine verhältnissmässig kleine Art. Eigene Stiftungen, von den Tempeloberen verwaltet, sorgen für ihr Futter; ja selbst Affenverheiratungen werden mit Entfaltung öffentlicher Aufzüge und Zuziehung von Brâhmanen vollzogen, die unbekümmert um die Grimassen und Fratzen der gefeierten Thiere lange Gebete sprechen und Formeln ablesen.

[1]) Die Stadt Bhopal, von welcher wir eine Ansicht als Tafel bringen, schliesst zwei grosse künstliche Teiche ein; auf unserer Tafel ist der Teich gegen Osten sichtbar.



Buddhistischer Reliquienschrein mit Steingitter und Thorweg in Santschi, Centralindien.

Das nördliche Centralindien war einst ein Hauptsitz des Buddhismus. Für diese Religion leistete im dritten vorchristlichen Jahrhundert König Asoka, der seine Hauptstadt in Pâtaliputra (Patna) am Ganges hatte, was sieben Jahrhunderte später für das Christenthum Kaiser Konstantin wurde. Zahlreiche Inschriften und Höhlenbauten geben Zeugniss von den reichen Schenkungen, welche buddhistischen Priestern zu Theil wurden, allerwärts forderten Reliquienschreine zur Andacht auf. Zu den vollendetsten Werken dieser Bauperiode gehören die Thorwege zum Stûpa oder Reliquienschreine zu Santschi bei Bhilsa, die den Vorwurf von zwei Tafeln und drei Textansichten [1]) bilden. Ein buddhistischer Reliquienschrein ist ein halbkreisförmiger Hügel aus Stein mit einer Zelle in Innern zur Aufnahme der Reliquie in einer kostbaren Urne, deren Form das Bild am Schlusse unseres Kapitels ersichtlich macht. Unser Stûpa steht auf einem quadratischen Unterbaue (Plinthe)



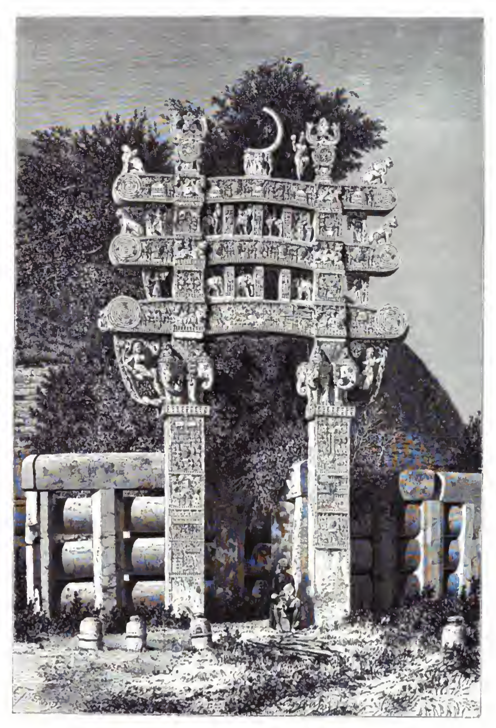
Der heilige Hügel Sunagiri.

von 37 Meter Seite und $4\frac{1}{4}$ Meter Höhe; darüber ist aus gebrannten Ziegeln, die mit $\frac{6}{10}$ Meter dicken Platten aus weissem Sandsteine verkleidet sind, eine Halbkugel gewölbt. Was auf der Plattform über der Halbkugel stand, hat der Zahn der Zeit und die Zerstörungswuth der Menschen vernichtet. Rings um den Unterbau läuft in 1,675 bis 3 Meter Abstand eine Einfassung aus Stein. Drei Meter hohe Monolithen sind in 66 Centimeter Abstand aufrecht auf den Unterbau gestellt und tragen drei Reihen von Querbäumen aus Stein, deren Enden als Zapfen ausgehauen in Pfeiler eingepasst sind. Als Deckelsteine sind 2,40 Meter lange Steine verwendet, ebenfalls durch Zapfen und Löcher in einander gefügt. (Vgl. das Bild S. 122.) Solche Abschlussgitter aus Stein, jederzeit an zwei Meter hoch, die einzelnen Theile ineinander gepasst, bilden geradezu ein Wahrzeichen der vollendetsten buddhistischen Bauwerke aus der Zeit von 250 vor Christus bis zum Beginne der christlichen Zeitrechnung. Am Stûpa zu Santschi ist dieses Gitter an den

[1]) Zwei Bilder sind bereits an anderer Stelle eingetheilt: Bd. 1, S. 245 die Trümmer des Südthores mit der Löwensäule; Bd. 2, S. 15 die Reste des Westportals.

vier Himmelsgegenden durch Eingangsthore unterbrochen. Heute stehen noch zwei Thorwege, jene gegen Norden und gegen Osten; die anderen beiden sind eingestürzt. Das Nordportal hat vom Erdboden bis zum ersten Querbogen eine lichte Höhe von 5,55 Meter. Die Querstücke nehmen in der Länge ab von 6,55 Meter auf 5,55 Meter und es erscheint hierdurch der ganze Bau noch höher als er in Wirklichkeit ist. Wenige Portale der Erde können sich mit diesem Thorwege an Reichthum der Sculpturen, an Genauigkeit und Treue der in den weissen Sandstein gemeisselten Begebenheiten messen. Der unterste Querbaum stellt die Legende dar von dem Königssohne Wessantara (Vaisyântara), einer Menschwerdung des Stifters des Buddhismus in einer früheren Existenz. Diese Geschichte ist ein Volksstück im Sinne und Stile der Erzählung von Kaiser Octavian oder der heiligen Genofeva und so populär wie diese; man erzählt sie sich auf Ceylon und in Siam, wie unter den Buriäten in Sibirien oder den Kalmücken an der unteren Wolga.

Wessantara, Sohn des Königs von Dschayaturâ, war so mitleidsvoll, dass er Alles hingab, um was man ihn ansprach. Er besass einen weissen Elefanten, dessen Verdienste so gross waren, dass er die Macht hatte Regen herabzuziehen. Einst entstand im Nachbarlande Kalinga Dürre; die Bewohner erbaten das wunderthätige Thier und erhielten die Bitte gewährt. Da erhob sich das Volk von Dschayaturâ, stürmte zum Palast und zwang den König seinen Sohn zu verbannen. Der König gab nach und Wessantara zieht aus, begleitet von seiner Gattin und seinen beiden Kindern. Weinend folgen Arme seiner Spur; was ihm der Vater an Schätzen mitgegeben: Gold Silber, Elefanten und Sklaven vertheilt er; nichts blieb ihm als der Wagen, in welchem er mit den Seinigen sass und die Pferde, die ihn zogen. Da naht sich ein Brâhmane und bittet um ein Almosen; Wessantara gibt ihm die Pferde und zieht selbst den Wagen. Flehend naht sich alsbald ein zweiter; da hiess der Königssohn Frau und Kinder aussteigen und gab ihm den Wagen. Wandernd verfolgen sie den Weg und gelangen unter brennender Sonne in eine dürre Gegend. Blasen bedecken die Sohlen ihrer Füsse, sie konnten nicht weiter und lagen ermattet; Wessantara aber ging auf die Seite, schnitt sich Fleisch aus seiner Lende und reichte es den Seinen zur Nahrung. Darauf richtete die Familie ihre Schritte nach dem Walde am Fusse des Himâlaya und hier baute sich Wessantara eine Hütte, in der er als Einsiedler lebte. Während die Mutter ausgegangen war, um Beeren zu sammeln, trat ein alter hässlicher Brâhmane vor den Büsser und forderte von ihm die Kinder als Gabe. Wessantara that das Wunschgebet „Möchte ich dafür in künftigen Geburten Buddha werden" und gab die Kinder fort. Unterwegs entliefen die Kinder dem grausamen Alten und kehrten zum Vater zurück; doch auch der Brâhmane stellte sich ein, band die Weinenden vor den Augen des Vaters und trieb sie mit der Peitsche vor sich her. Die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft, die Sterne am blauen Himmel, die ganze Natur weinte über den Anblick. Im Hause des Alten mussten die Kinder die niedrigsten Dienste thun, wohnten in einem Stalle und wurden oft bis aufs Blut gegeisselt. Endlich kam die Stunde der Erlösung; der alte König erfuhr das Schicksal seiner Enkel, kaufte sie mit vielem Gelde los und rief seinen Sohn aus der Verbannung zurück. Lange dauerten die Feste aus Anlass der Wiedervereinigung. — Auf dem untersten Querbogen unseres Thorweges bezeichnen links hohe Mauern die Wälle von Dschayaturâ; das Volk umsteht sie dicht gedrängt. Vor dem Thore ist Wessantara dargestellt, den Kopf mit einem Turban bedeckt; Frauen tragen die väterlichen Geschenke. Im Mittelpunkt der Bildergruppen ist der von vier Pferden gezogene Wagen mit seinen Insassen deutlich sichtbar; links davon erkennt man denselben Wagen, aber die Pferde sind ausgespannt, Mann und Frau stehen in der Deichsel, zwei Kinder sitzen im Wagen. Die Rückseite des Steines zeigt die Beschenkung des Brâhmanen mit den Kindern, ihren Abzug und schliesst mit der Wiedereinsetzung Wessantaras auf den Thron seines Vaters Das mittlere Querstück bringt sodann eine Darstellung der Versuchung des Buddha durch den



Thorweg in Santschi, Staat Bhopal, Centralindien.
(Buddhistisches Bauwerk aus dem ersten christlichen Jahrhundert.)

Bösen; das oberste Querstück zeigt fünf Stûpas und zwei Bäume, eine Anspielung auf die höchstheiligen Wallfahrtsorte der Buddhisten.

Scheues Zurückziehen in das Innere düsterer Heiligthümer, seitlich der grossen Strasse auf abgelegenen Hügeln erbaut oder durch Aushöhlung anstehenden Gesteins erstanden, kennzeichnet die Dschainasekte, die sich um den Beginn der christlichen Zeitrechnung vom Buddhismus abzweigte und im neunten Jahrhunderte in ihrer grössten Blüthe stand. Es gibt 4 bis 5 Millionen Dschainas; der grösste Theil ihrer Anhänger ist sesshaft in Centralindien, sonst sind sie fast nur in den Städten anzutreffen und halten hier als wohlhabende Kaufleute den Handel in Landesprodukten wie den Verkehr mit Baargeld in der Hand. Nach der Lehre der Dchainas ist die Welt ewig und keinem Untergange unterworfen, aber in Zeiträumen, deren Dauer allerdings jeder menschlichen Berechnung spottet, nimmt alles Seiende an Güte ab, um später wieder zur Vollkommenheit zu gelangen. Wir befinden uns jetzt in der absteigenden Jahresreihe, alles Dasein bewegt sich aus mittelmässig Gutem nach sehr schlechten Zuständen hin.

Selbst der gewöhnliche Dschaina ist übertrieben religiös (Bd. 1, S. 24,); neben den allgemeinen Moralvorschriften enthalten sich Dschainas mit peinlichster Aengstlichkeit der Tödtung lebender Wesen. Kernobst versagen sich diese Leute, weil Insekten sich darin aufhalten, ebenso den Honig und selbstverständlich Fleischspeisen. Ihre Priester führen ein beschauliches Leben, sitzen meist in Klöstern beisammen, befleissigen sich in der Welt bedächtigen Auftretens und reissen sich die Kopfhaare aus oder halten sie doch ganz kurz geschoren. Den vierundzwanzig Tirthankaras wie anderen Heiligen sind zahlreiche Tempel gewidmet, daneben Klosterzellen für die Priesterschaft erbaut. Die Blüthezeit dieser Bauten fällt genau mit der Entwickelung des christlichen Baustyles in Europa zusammen; die vollendetsten Dschainabauwerke (vgl. die Tafel zu Bd. 1, S. 128) fallen in das zehnte bis dreizehnte Jahrhundert. Ein Ort, dem sich ihre Bauthätigkeit seit Jahrhunderten zuwendete und der noch von der gegenwärtig im nahen Datiah herrschenden Dynastie mit Zierath geschmückt wurde, ist der „Goldberg“ (Sunagiri) genannte Granithügel, der sich südöstlich von Agra 50 Meter hoch über das sanft nach Norden sich abdachende Thal eines Nebenflusses des Sindh erhebt. Wir bringen eine grosse Ansicht dieses von vierundachtzig Tempeln und religiösen Gebäuden gezierten Hügels, und zwei kleinere Bilder (von denen eines bereits Bd. 1, S. 139 eingestellt wurde.) Auf der Kuppe reihen sich Tempel an Tempel, den Fuss zieren weitläufige Klöster; auf Stufen, deren lange Linie durch Kapellen unterbrochen wird, die ähnlich den Stationen entlang der Aufgänge zu katholischen Bergkirchen Standorte für Statuen von Heiligen sind, wird zum Kleinode des Hügels emporgestiegen, einer Figur des Âdinâth, des ersten unter den vierundzwanzig heiligen Lehrmeistern der Dschainas.



Buddhistische Reliquienurne.

Knüpft sich an die Baudenkmäler der Glanzperiode unter den buddhistischen Bekenntnissen ein archäologisches Interesse, so entwickelt sich ein reges Leben sonder Gleichen an den Hauptstätten des brâhmanischen Kultus. Nicht blos Andächtige wallfahren zu den heiligen Stätten, auch die Geschäftsleute suchen sie mit ihren Waaren auf, die Reichen geben sich dort ein Stelldichein. Das Treiben an den Haupttagen der Wallfahrtsmärkte gibt ein Gesammtbild, das an Gegensätzen und Mannigfaltigkeit der einzelnen Gruppen nicht leicht übertroffen werden kann. Vgl. die Tafel „Einzug der Râdschas in Kadschuraha“ (Bd. 1, S. 196). Schaaren von Pilgern und anderen

Fremden drängen sich an den Ufern der Bäche und in den Strassen der Wallfahrtsdörfer; in reichen Festgewändern, die Reitthiere kostbar angeschirrt, ziehen mit zahlreichem Gefolge die Fürsten und Grossen Bundelkhands und Gwaliors auf. Centralindien kennzeichnet eine Ueberschwenglichkeit im Tempelbaue; bei Kadschuraha allein, heute ein Dorf von knapp tausend Einwohnern, nahe der Quelle des gegenüber der Station Berhampur der Cawnpur-Allahabad-Eisenbahn in die Dschamna fallenden Kane-Flusses, werden einem Fürsten aus dem Beginne des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung 85 Tempel zugeschrieben.

Nach der Sage traf der Mondgott eines Morgens bei der Rückkehr in den Himmel von seiner nächtlichen Wanderung die bildschöne Königstochter Haimawatî, als sie sich eben anschickte, im Kanefluss ein Bad zu nehmen, und raubte ihr die Unschuld. Die Schöne überschüttet den Verführer mit Vorwürfen: „Wie kann meine Schande getilgt werden? ich bin ohne Gatten für mein Kind." Da verspricht der Gott der jungen Mutter einen Sohn, der für ein ganzes Geschlecht der Stammvater mächtiger Könige werde, und bezeichnet ein religiöses Weiheopfer als Mittel zur Tilgung des Makels der Geburt. Mit 16 Jahren stellt der Jüngling dem Tiger nach; als Mann schmückt er das Thal des Kane bei Kadschuraha mit Bauten und verwischt dadurch für sich und seine Sippe, die Tschandela Râdschputs, den Schandfleck der Geburt. Grosse Trümmerhaufen geben Zeugniss von der Einlösung des Gelübdes; die jetzt stehenden Bauten gehören nach Steinhauerzeichen frühestens dem 11. christlichen Jahrhunderte an und sind das Werk späterer Könige. Zum Glück für den Bestand dieser Bauwerke hatten sich die Statthalter der mohammedanischen Grossmoghule in einem Orte Mahoba, nördlich von Kadschuraha, eingenistet und dort so viele brâhmanische Tempel vorgefunden, dass sie mit diesen ihrer Sucht genügen konnten, solche Bauwerke einzureissen, um sich daraus auf Erden stattliche Paläste zu erbauen und im Himmel ihren Platz im Paradiese zu verschönern. Der Tempel des Mahadewa in Kadschuraha[1]) misst vom Pflaster bis zur Spitze 33 Meter; das Gestein ist feinkörniger, weisser Sandstein. Der Sockel ist aussen mit 676, innen mit 222 Götterbildern geschmückt, jedes bis in das kleinste Detail fleissig ausgearbeitet; von seltener Massigkeit ist der Oberbau. Die Vierung ist mit Reihen von Spitzdächern eingedeckt, aus horizontal liegenden, übereinander greifenden Steinquadern gefügt; die Spitze eines jeden Daches bildet eine Verzierung, der platt gedrückten Frucht einer Euphorbiacee nachgebildet, überragt von einem urnenartigen Aufsatze. Höher und höher bauen die Absätze sich übereinander auf und umrahmen eine mächtige Glocke, die als Abschluss des Ganzen über dem Allerheiligsten ohne Anwendung von Gewölbebau aufgethürmt ist. Neben diesem Tempel steht ein anderer, Lakschmî geweiht, der indischen Venus und Göttin des Glückes, Gemahlin des volksthümlichen Gottes Wischnu, der als Erhalter der Welt gefeiert wird, weshalb sie auch die Mutter der Welt, Dschagadâmbi, heisst; die Göttin wird mit vier Armen abgebildet, ihre 1,70 Meter hohe Statue aus Stein steht im Allerheiligsten des Tempels. Dieser Tempel trägt dieselben drei Reihen von Götterbildern, welche den Sockel des Tempels von Mahadewa zieren; aber die Ausführung ist flüchtiger und die Stellung der Figuren häufig so unzüchtig, dass sie das Schamgefühl eines Europäers verletzen.

Reiche Sagen knüpfen sich an diese mittelalterlichen fürstlichen Bauten; eine der anmuthigsten volksthümlichsten Erzählungen, die man in den Dörfern oft recitiren hört, ist der Streit zwischen Wahrheit und Glück, den ein König im Fort zu Narwar (Städtchen im Staate Gwalior am Sindh-Flusse) zu schlichten hatte. In alter Zeit regierte als frommer Fürst über Narwar König Nala,[2])

[1]) Wir brachten in diesem Werke die Ansichten der Tempelbauten in Kadschuraha und den Grundriss des Tempels der Lakschmî. Siehe die Tafeln „Sockelbänder am Tempel der Lakschmî" (Bd. 1, S. 100) und Tempel des Mahadewa (Siwa) in diesem Bande, dann die Textbilder S. 75 und 103.

[2]) Dieser Nala ist nicht der König von Nischadha, der die Hauptperson bildet in dem bekannten Gedichte Nala und Damayantî aus dem Mahâbhârata; vgl. das achte Kapitel dieses Bandes.

Der heilige Hügel Sunagiri in Centralindien.

Bauwerke der Dschaina Sekte.

weit berühmt wegen seiner gerechten Urtheile. Eines Tages zankten sich Sat und Lakschmî oder Wahrheit und Glück um den Vorrang; sie trugen ihren Streitfall vielen Königen vor, aber Jeder weigerte ein Urtheil, da erbaten sie sich von Nala einen Ausspruch. Ohne sich lange zu besinnen, entschied Nala dahin, das Glück sei die Tochter der Wahrheit. Lakschmî, die Glücksgöttin, hatte für sich den Preis erhofft und rächt sich an Nala, indem sie von seinem Hause weicht. Bald machen sich die Folgen bemerkbar; der einst reiche Fürst kommt von Vermögen, die Freunde und Stützen des Thrones ziehen sich zurück und Nala ist genöthigt seine Würde abzulegen und bei seinem Schwiegervater Hilfe zu suchen. Er macht sich dahin mit seiner Gattin zu Fuss auf, denn nicht einmal ein Pferd war sein Eigen geblieben. Am Ufer eines Flusses angelangt dessen Wasser durch grossen Fischreichthum sich auszeichneten, fing der König einen Fisch, aber seine Gattin, ungeübt in den Kochkünsten, schnitt sich beim Bereiten des Fisches in den Finger, ein Tropfen ihres Blutes fiel auf den Fisch, belebte diesen wieder und er entschlüpfte ihren Händen, um in seinem Elemente zu verschwinden. Die Königin scheute sich, ihrem Gatten die Wahrheit



Schloss des Fürsten von Banera, Untervasall von Udaipur

zu gestehen, da der Vorgang so ungewöhnlich war und sagte, vom Hunger übermannt, habe sie den Fisch allein zerzehrt. Nach vielen Mühsalen erreichen die Reisenden das Haus der Eltern der Fürstin; diese hielten die von den Entbehrungen entstellten Bittsteller für Schwindler und liessen ihnen eine Lagerstätte im Kuhstalle anweisen. Niemand kümmert sich um die Ankömmlinge, erst spät Abends erbarmt sich ihrer eine Sklavin und bewirkt, dass ihnen der Abhub der fürstlichen Tafel gereicht wurde. Verbittert über die Behandlung, legt Nala das Gericht in eine Erdspalte ein und bricht mit seiner Gemahlin noch Nachts auf. Die Reise ging zu einem alten Freunde; dieser war einsichtsvoller, nahm die Verarmten gastlich auf und legte sie in das Prunkzimmer. Die Râni oder Königin erwachte Nachts und sah, dass ein goldener Pfau, der als kostbarer Zierrath in einer Nische der Wand stand, sich belebte und sein neun Lakh[1] werthendes Halsband verschlang. Sie weckte den König, Beide kamen zum Entschlusse, sich heimlich davon zu schleichen, denn Niemand würde die wahrheitsgetreue Erzählung glaubhaft finden, vielmehr sie als Diebe behandeln. Die Königin erzählte ihrem Gatten jetzt den wahren Hergang mit dem Fische und niedergeschlagen von den Verfolgungen höherer Mächte, gegen die Sterbliche vergeblich ankämpfen, machte sich das Ehepaar vor Tagesanbruch auf den Weg. Am Rande des Dickichts

[1]) Ein Lakh ist hundertausend; als Münzeinheit sind Rupies gemeint, der Werth des Halsbandes war demnach 1,8 Millionen Mark.

eines Flussufers machten die Reisenden Halt und der einstige König ging geringem Erwerbe als Mäher nach. Zwölf Jahre gingen unter Entbehrungen dahin, da genas die Gattin eines Knaben und an demselben Tage die Landesfürstin eines Mädchens. Nala fehlten die Mittel, einen Brâhmanen zu bezahlen, damit dieser die Ceremonie der Namengebung [1] vornehme; da fügte es sich, dass er einem Brâhmanen begegnete, der von dem Feste zurückkam, das der Landesfürst gegeben hatte. Aus Mitleid liess sich der Spruchkundige bereden, zur Hütte zu kommen, erkannte aber im Kinde sofort die hohe Herkunft des Knäbleins und verkündete diesem die Würde eines Râdscha oder Fürsten. Bald darauf liess der Landesfürst seiner Tochter das Horoskop stellen und erhielt staunend die Antwort, dass sie einen gleichzeitig mit ihr geborenen Sohn eines Mähers heirathen müsse, solle sie nicht vorzeitig sterben. Der König gebot alle Mäher im Lande zur Residenz, fand in Nalas Sohne seinen zukünftigen Schwiegersohn und erhielt durch übernatürliche Zeichen eine Bestätigung der hohen Herkunft des scheinbaren Tagelöhners. Unter grossen Feierlichkeiten vollzog sich die Hochzeit. Nala stattete seinem Lande mit zahlreichem Gefolge einen Besuch ab, wurde freudigst begrüsst und als König aufs Neue inthronisirt.

Die Glücksgöttin, von der Wahrheitsliebe des Fürsten überwunden, machte nun einen Versuch, das Glück des jungen Ehepaares zu trüben, welches eben das Elternhaus verlassen sollte, um eine eigene Haushaltung zu gründen. Vater Nala wurde eingeflüstert, sein Sohn werde sterben, wenn er nicht zur Abholung der Braut die Strecke zwischen den beiderseitigen Residenzen in einem Tage zurücklege. Bei den grossen Entfernungen schien dies unmöglich; Nala griff deswegen zur List uud heirathete seinem Sohne zwei wunderschöne himmlische Nymphen an, in deren Gesellschaft er die Gespielin seiner Jugend vergass; vergebens wartete die junge Frau auf die Abholung seitens ihres Ehegatten, durch welche die Kinderhochzeit erst zum Abschlusse kommt; als eine Freundin nach der anderen sie verliess, um an der Seite ihres Gatten ein neues Leben zu beginnen, wurde sie tiefsinnig. Da fand sich ein Reisender, der anzugeben wusste, wie die 700 Kos (jede drei Kilometer) Entfernung zwischen den beiden Hauptstädten in einem Tage zurückgelegt werden; aber es wollte nicht gelingen, die Kunde hievon dem argwöhnisch bewachten Bräutigam zu hinterbringen. Nun versprach der König dem glücklichen Boten sein halbes Königreich und ein armer Musiker löste die Aufgabe. Unstillbare Sehnsucht befiel jetzt Nala's Sohn; die himmlischen Nymphen kamen hinter die Ursache seiner Trübsal, fürchteten seinen Verlust und legten sich nicht anders mehr schlafen, als dass jede einen Finger ihres geliebten Gatten in ihren Mund nahm. Dieser hatte inzwischen ein Kamel als ausdauernd ermittelt zum langen Ritte und täuschte seine weiblichen Wächter dadurch, dass er über seine kleinen Finger die Hülse eines Rohres schob und diese in ihrem Munde zurückliess, während er sich leise vom Lager erhob, sein Kamel bestieg und zu seiner Geliebten eilte, mit welcher er fortan in ungetrübtem Glücke dahinlebte.

Uns Deutsche interessirt noch an Narwar, dem Schauplatze dieser Volkssage, dass hier in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein kleine Besatzung von Europäern lag, darunter Deutsche, mittelst derer die damaligen Führer der Marâthen den Heeren der Moghulkaiser Trotz boten. Aus dieser Zeit stammt die katholische Kapelle in der Veste von Narwar und im umschliessenden Kirchhofe steht ein Grabstein mit doppelsprachiger Inschrift, portugiesisch und persisch. Der portugiesische Text enthält neben dem vollen Namen des Entschlafenen den Todestag (7. November 1747); der persische Text fasst Name und Herkunft in die Worte:

Karnel Auliver Khom Faringi Alemân

d. i. „hier liegt Cornelius Oliver, seiner Abstammung nach ein deutscher Europäer."

[1] Jeder Knabe erhält zwei Namen: den Namen des Sternes, in welchem er geboren ist, und einen Rufnamen; als solcher wird ein Name gegeben, wie ihn die Vorfahren trugen. Der Vater und seine Freunde bringen Opfer dem Hausgotte dar und speisen die Brâhmanen, welche die erforderlichen Gebete sprechen.



Tempel des Mahâdewa (Siwa) in Kadschuraha, Centralindien.



Nagpahar (Schlangenberg) in der Arawali-Kette bei Adschmir, 869 Meter hoch.

SIEBENTES KAPITEL.

Radschputana.

Radschputana, Land der Râdschputs, wurde unter der englischen Verwaltung Bezeichnung des Landstriches von der Grösse Preussens, der in Gestalt eines Rhombus zwischen Centralindien im Osten, Bombay im Süden, Sindh im Westen. Pandschab und Nordwestprovinz im Norden eingelagert ist. Neunzehn Staaten unter eigenem Oberhaupte und autonomer Verwaltung theilen sich in den Besitz; England hat sich in Adschmir nur einen Kreis von der Grösse des Grossherzogthums Oldenburg zur Selbstverwaltung vorbehalten. Der Name für dieses Gebiet wurde gewählt, weil mit Ausnahme von drei Staaten Râdschputs reinen Blutes die Fürstensitze inne haben und die ursprünglichen Stammes- und Kastengewohnheiten noch heute fortsetzen, während ihre benachbarten Bruderdynastien von den mohammedanischen Eroberern hinweggefegt sind.

Etwas über die Hälfte der Bodenfläche von Radschputana ist Steppe[1] und entbehrt fliessenden Wassers; die Grenze gegen das Kulturland bildet die Arawali-Kette.

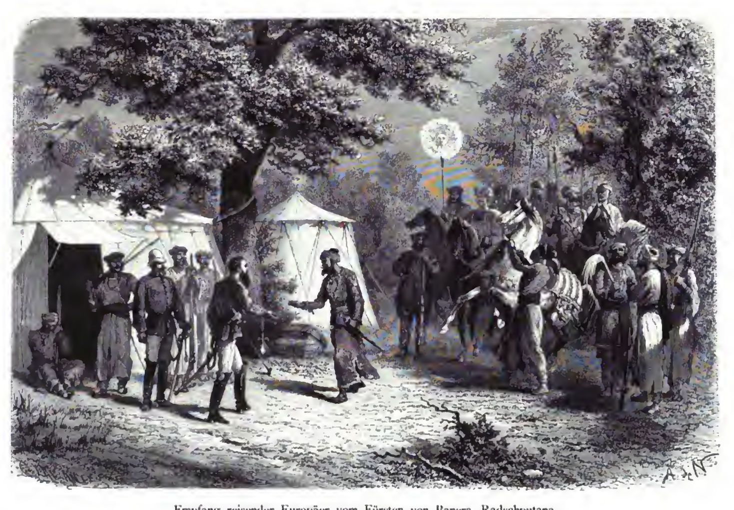
Unmittelbar hinter Dehli, hart an der Bodenanschwellung, welche sich als Wasserscheide zwischen Ganges und Indus einschiebt, fallen nach der Ebene steile Hügelreihen ab, die aus dem fernen Südwesten nach Nordost heraufzogen. Sie bilden hier keine zusammenhängende Kette, erreichen aber noch kurz nach dem 28.° nördlicher Breite Höhen von 979 Meter und bewirken ein allmähliges Ansteigen des Bodens, so dass man in Adschmir, 343 Kilometer südwestlich von Dehli, um voll dreihundert Meter höher steht als an der Dschaima Bei Adschmir treten die Hügel am weitesten auseinander; nach allen Gegenden der Windrose laufen Wasser ab; dahinter schliessen

[1] Der Gesammtumfang von Radschputana ist 339,113 Quadratkilometer (6,158 Quadratmeilen); hiervon berechnet der indische Geograph Trelawney Saunders die Wüsten- und Steppenregion zu 177,430 Quadratkilometer (3,131 Quadratmeilen). Die beste kartographische Darstellung des Landes ist die englische Generalstabskarte: Rajpootana and adjacent countries, im Massstabe von 8 engl. Meilen auf 1 Zoll engl. Statistische Erhebungen wurden nur in einigen kleineren Staaten versucht; geschätzt ist die Gesammtbevölkerung auf $8\frac{2}{3}$ Millionen Seelen.

die Berge zu fortlaufender Kette zusammen, gewinnen hart am 25. Breitengrade (unter 24° 58 n. Br., 33° 33östl. Länge von Greenw.) die Höhe von 1319 Meter, nehmen dann an Erhebung ab, gelangen jedoch an ihrem Südwestende im Bergplateau Abu mit 1722 Metern zu ihrer grössten vertikalen Entwickelung. Dieses Gebirge heisst bei den anwohnenden Naturvölkern Araballa, bei den Hindus Arawali; die alten Arier scheinen nur bis an den Rand des vom östlichen Abfalle getragenen Plateaus von Kota gelangt zu sein, in dessen Absturze zum Malwa-Plateau der Tschambalfluss im Mittellaufe sein Bett sich grub, denn nur hier findet sich ein Name Pathar, der an den Pâripâtra genannten Gebirgszug erinnert, im Wischnu Purâna, eines der sieben Hauptgebirge Indiens, westlich des Windhya.

Die Arawalis bilden die Grenze des gangetischen Flussgebietes gegen Westen, zugleich aber eine geographische wie meteorologische Scheidewand, wie kein anderes indisches Gebirge. An seinen Westfuss reichte in einer früheren geologischen Periode ein Arm des Meeres vom Ran (Bd. 1, S. 74) bis über den grossen Salzsee Sambhar hinaus; unten breit, so dass das ganze Industhal davon eingenommen wurde, zog sich die Meereszunge nördlich gegen das Gebirge hin und muss hier jenseits des Sambhar bald sein Ende erreicht haben, denn nur hier noch füllen sich in der Regenzeit seichte Thäler mit Wasser, das durch Aufsaugung des salzhaltigen Thones stark salzig wird. Der von Hügeln bedeckte untere Theil von Dschodpur (Marwar) und Dschesalmir bildete damals eine Insel, die Arawalis aber den Meerestrand; noch heute sieht sich ihre Kette, von Westen her betrachtet, wie eine Küstenlinie an, bald von hohen Klippen eingefasst, bald weit zurücktretende Buchten und Baien bildend. Statt des Wellenschlages prallen heute heftige Südwestwinde an und lagern unwirthlichen Wüstensand ab; jede Schlucht ist damit ausgefüllt und weit nach Westen fortgeweht ist der Sand, wo eine Kluft in den Bergen den Winden den Durchgang gestattet.

Der Indier nennt ganz Radschputana westlich der Arawalis Thar, was die Kartographen in Wüste übersetzen. Diese Uebersetzung ist von der Bedeutung des Wortes entnommen, denn Thar, wörtlich eine weite Schüssel, gebrauchen die Anwohner der Arawalis im Sinne einer Mulde, deren Ränder Sandhügel bilden, und diese Bezeichnung entspricht genau den Verhältnissen. Der Thar genannte Abschnitt entbehrt aller fliessenden Gewässer und versandete deswegen unter Zufuhr von Sand durch die Winde. Von jeher mündete der Indusfluss in den alten Meeresarm ein; seine Ablagerungen bewirkten an der Ausmündung eine Anschwellung des Bodens; die innere Bucht wurde vom Meere abgetrennt, trocknete aus und der einstige Meeresboden trat auf die Oberfläche als festes Land. Die hier zeitweise sehr heftig wehenden Südwestwinde hoben den aus Sand bestehenden Boden auf, führten ihn landeinwärts und wehten ihn hier zu Hügeln zusammen; dass Wind diese bis zu sechzig Meter und mehr sich erhebende Hügel bildete, ergibt ihre Neigung, die wie bei Dünen an bestehenden Meeren steil auf der Windseite, sanft auf dem von der Windseite abgekehrten Abhange ist. Wo Küstenflüsse zahlreich sind und grosse Ströme in das Meer münden, wird der landwärts gewehte Dünensand vom Wasser wieder in's Meer zurückgeführt, die Bedingungen für Bildung grösserer Sandflächen fehlen. Anders in Gegenden ohne Wasserläufe. Solche Striche werden zu Wüsten und vom wissenschaftlichen Standpunkte aus rechtfertigt sich desswegen für West-Radschputana die Bezeichnung als Wüste. Thatsächlich ist dagegen die Thar-Hälfte Radschputanas weder gänzlich unfruchtbar noch unbewohnt; der Thar ist vielmehr bedeckt mit Sträuchern und Gebüschen, ab und zu finden Bäume genügende Nahrung, bleiben aber im Wachsthum zurück. Die Bevölkerung ist spärlich, erreicht aber rund 2¹/₄ Millionen, bei einer Dichtigkeit von 13 Menschen auf den Quadratkilometer (685 auf die deutsche Quadratmeile) und ist demnach ein Drittel so dicht angesiedelt als die ungarischen Pussten. Man stösst überall auf Dörfer und trifft allerwärts auf grosse Heerden von Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen,



Empfang reisender Europäer vom Fürsten von Banera, Radschputana.

deren Kopfzahl nicht einmal der genau rechnende Eigenthümer anzugeben vermag. Unmittelbar nach der Regenzeit wird auf kleinen Flächen Hirse gebaut. Bleibt der Regen aus oder vernichten Heuschrecken die Erndte, so lebt man von Milch, die Wohlhabenderen geniessen eingeführtes Getreide, die Armen behelfen sich mit den Samen verschiedener Steppengräser. Die spärliche Gartenkultur ist durch künstliche Bewässerung aus Zieh-Brunnen bedingt, die auch allein das Trinkwasser für die Menschen liefern. Die Herstellung dieser Brunnen ist äusserst schwierig und sehr kostspielig. Nahe der Arawali-Kette trifft man in 30—40 Meter Tiefe süsses Wasser, im Innern des Thar ist dagegen bis zu 130 Meter Tiefe hinab zu graben. Die Brunnen haben nur Meter Weite; ein Steinchen, das die Tiefe hinab fällt, würde genügen um den Arbeiter, der unten die Erde ausgräbt, schwer zu beschädigen; zu seiner Sicherheit lässt sich dieser deshalb



Bergschloss Samera im Staate Mahikanta, an der Südwestgrenze von Radschputana.

mit jedem Material-Eimer emporziehen. Die Seile für die Wassereimer sind aus Lederriemen geflochten und so schwer, dass ein Ochsenpaar nur eine geringe Menge Wassers fördert. An Wild kommen im Thar nur Thiere vor, die ohne Wasser leben können, wie Hyäne, Steppenwolf und Gazelle; charakterisch für diese Sandhügelregion ist eine röthlich-braune Rattenart, die so massenhaft vertreten ist, dass man auf jeden Quadratmeter ein solches Thier rechnen kann. — Ost-Radschputana oder die Länder am Ostabhange der Arawalis gleichen im Allgemeinen den centralindischen Landschaften. Lange Hügelreihen sind mit dichtem Walde bestanden und tragen ausgedehnte Plateaux; grosse Ströme durchfliessen breite, fruchtbare Thäler.

An Verkehrswegen fehlt es in ganz Radschputana; erst die am 30. Dezember 1880 eröffnete Eisenbahn Dehli (Agra) - Adschmir - Ahmedabad - Bombay entledigte die Provinz des Vorwurfes, dass sie jenseits der Welt liege, transmondan sei, und wird der Anstoss zur Ausführung eines Strassen-Netzes, wo jetzt noch das Kamel das Haupttransportmittel bildet. Das

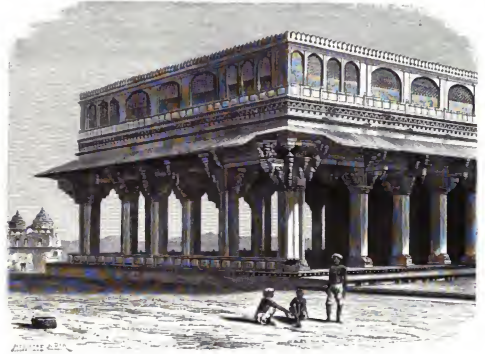
indische Kamel ist das einhöckerige. Der hohe Werth des Kamels als Lastthier liegt in seiner Genügsamkeit. Seine Fähigkeit, des Wassers während längerer Zeit zu entbehren, wird vielfach überschätzt; in Indien wenigstens hat man beobachtet, dass das Kamel nur dann des täglichen Trunkes entbehren kann, wenn ihm vorher eine grössere Quantität Wasser, als eine Tagesration verabfolgt wurde. Dagegen bedarf das Kamel an Grünfutter und Getreide nur ein Viertel derselben Menge, wie Pferd und Maulesel und ist so wenig wählerisch als Esel und Ziege. Die englische Armeeverwaltung rechnet 125 Wärter auf 500 Kamele, während 500 Pferde 167 Wärter bedürfen. Ist das Kamel gut gewartet, so leistet es erstaunlich viel. Seine durchschnittliche Tragfähigkeit wird $2^1/_2$ Pferden gleichgestellt; mit der Geschwindigkeit von 10—14 Kilometer in der Stunde legt es Tagelang grosse Strecken zurück. Das günstigste Alter des Kamels für Nutzzwecke ist vom 5. bis 9. Lebensjahre; in Radschputana hält man sie noch bis zum 16. Jahre für gut. Manche Thiere erreichen hier ein Alter von 30 bis 40 Jahren.

Die Bewegung für Eisenbahnen in Indien beginnt im Jahre 1843. Der Londoner Professor für Mechanik Sir Macdonald Stephenson wird nach Indien abgeordnet und stellt in einer Denkschrift vom 1. Januar 1844 Eisenbahn-Kompagnien glänzende Aussichten. Die indischen Behörden treten auf seine Seite; anders der Hof der Direktoren der ostindischen Kompagnie. Es hielt schwer, seine Zustimmung zu einer Linie zu erhalten, welche Calcutta mit Bombay verbindet, noch heute die lebensfähigste aller Linien. Es überrascht, in den Schriftstücken aus dieser Zeit zu lesen, dass kein Ingenieur von Ruf sich der Projektirung dieser Linie unterziehen wollte. Der Engländer Simms nahm endlich die Stelle eines Oberingenieurs an gegen ein Jahreshonorar von 200,000 Mark und die Erhebung in den Adelstand. Sein Kostenanschlag lautete auf 187,50 Mark den Kilometer (15,000 Pfd. Strl. eine englische Meile), Anlage und Betriebsmaterial mit inbegriffen, was die Hälfte der Kosten einer Bahn in England und zwei Dritttheile der Ausgaben in Deutschland ist. Trotz dieser günstigen Bauverhältnisse und den glänzenden Verkehrsaussichten fand sich aber das erforderliche Kapital von 300 Millionen Mark erst dann, als die ostindische Kompagnie im August 1849 für den dritten Theil dieser Summe eine fünfprozentige Zinsengarantie übernahm. Zwei Gesellschaften arbeiteten nun von Calcutta und Bombay aus an der Vollendung der ersten Bahn; die Palme errangen die Ingenieure von Bombay, denn hier wurde der erste Eisenbahnzug, den Indien je sah, am 18. November 1852 abgelassen. Erst vier Monate später wiederholte sich dasselbe Beispiel in Calcutta. Eifrig betrieb Lord Dalhousie, Generalgouverneur für Indien von 1848—50 und vorher in England, während der Zeit der fieberhaften Gründung von Eisenbahnen Vorstand des Handelsamtes, die Inangriffnahme der Hauptbahnen. Sein denkwürdiger Erlass vom 20. April 1853 enthält die Prophezeiung: „Nach Vollendung einer raschen Reisegelegenheit durch Aegypten und dem Ausbaue unseres Eisenbahnnetzes wird künftig der Herbstersatz der englischen Regimenter für Indien die Heimat verlassen, wenn die grosse Hitze vorüber ist. Die Mannschaft kann um Weihnachten an den Ufern des Satledsch (im Pandschab) lagern und hat dann vier Monate schönsten Klimas der Welt vor sich, um sich in die neuen Verhältnisse hineinzugewöhnen.“ Mit Akte 18 von 1854 wird das erste indische Eisenbahndotationsgesetz für Indien geschaffen; die Vollendung der Bahnen Bombay-Calcutta und Bombay-Madras bringt 1871 diesen Europa nächsten Seehafen in direkte Verbindung mit den Hauptorten der Ostküsten, 1876 wird auf einigen dieser Linien zum ersten Male die Zinsgarantie des Staates nicht in Anspruch genommmen.

Es galt jetzt auch die übrigen Provinzen mit Bahnen zu versehen und hierzu wurde der Grund gelegt durch einen Erlass des Staatssekretärs für Indien vom 16. Januar 1868. Dieser Erlass führt aus, dass das bisherige Garantiesystem, unter welchem für ein Kapital von fast zwei Milliarden Mark fünf Prozent Zinsen gewährleistet wurden, für Nebenbahnen nicht aufrecht erhalten werden könne, da sich auf diesen Bahnen niemals auf eine hohe Rente rechnen lasse;

Tempel zu Alwar, Radschputana.

anderseits fordern politische Rücksichten den Ausbau der Linien. Das 13. Gesetz von 1870 ermächtigt die Regierung zu Anlage und Betrieb von Eisenbahnen in eigener Regie; es beginnt der Bau von Staatseisenbahnen und diese haben bereits die Länge von viertausend Kilometer erreicht, gegen rund neuntausend Kilometer garantirte Privatbahnen. Ein heftiger Streit entspinnt sich über die Spurweite der Staatsbahnen. Die Regierung entscheidet sich im Februar 1874 für Meterspur und machte eine Ausnahme lediglich für die Militärbahnen aus dem Gangesthale hinüber nach Peschawar an der afghanischen Grenze und von dort den Indus hinab bis zur Hafenstadt Karatschi durch Annahme der Normalspur von 1. 675 Meter Weite (5' 6" englisch). Aufs neue entbrennt der Kampf über die Wahl der Spurweite beim Bau der 1,015 Kilometer langen Bahn durch Radschputana. 1863 erhält das indische Bauamt in Adschmir den Auftrag,



Die Dewan-i-khas oder Empfangshalle in Amber.

seine Arbeiten auf das umliegende Vasallengebiet auszudehnen; 1865 beginnen mit den Fürsten die Verhandlungen über den Bau einer Eisenbahn durch ihre Länder. Niemand erhebt Einspruch, aber man kommt zu keiner Konvention und es dauert bis 1872, dass mit dem Bau begonnen wird. Am 14. September 1874 wird die Bahn eröffnet bis Alwar (S. 85), im nächsten Monate bis Dschaipur und mit dem letzten Tage des Jahres 1880 ist die ganze Strecke dem Verkehre übergeben; die Entfernung zwischen Bombay und Dehli ist um hunderte von Kilometern gekürzt. Die Bahn schliesst im Norden bei Dehli, wie mit einer Gabelung bei Agra an die normalspurige Gangesthalbahn an und erhält südlich bei Ahmedabad ebenfalls in einer Bahn mit breiter Spur ihre Fortsetzung bis Bombay; es wird deswegen in Kaufmannskreisen als Erschwerung empfunden, das die Radschputanabahn schmalspurig angelegt ist. Aus Gründen des Handels wie der allgemeinen Politik dringt die Kaufmanns-Gilde in Bombay auf Umlegung der Schienen in die Normal-Spurweite; aber die Regierung weigert jede Aenderung und verweist wegen der Bedenken gegen die Umparkirung

von Militärtransporten, dass hierin «*more Germanico*» durch fleissige Einübung Verbesserungen zu erzielen sind. Im südlichen Indien haben sich die schmalspurigen Eisenbahnen bewährt; ihnen scheint dort die Zukunft zu gehören, an vergleichendem Materiale hierüber wird Indien im Laufe der Jahre mehr bieten als jedes andere Land.

Ueberblickt man auf einer Specialkarte das Gebiet von Radschputana, so fallen im Westen auf die Ortsnamen in *nir* und *mir*. Die ursprünglichen Formen lauteten *ner* und *mer*. *Ner* kann nicht aus dem Sanskrit abgeleitet werden, sondern muss Rest sein entweder einer indo-scythischen (centralasiatischen) oder südindischen (drawidischen) Sprache und kann nach den örtlichen Erklärungen nicht anders gedeutet werden als zugehörend; desshalb bedeutet Bikanir: dem Bika gehörend. *Mer* zeigt die Lage an einem Höhenrücken an; bei dem Vorherrschen grosser Ebenen im weiten Radschputana erscheint schon eine sehr geringe Bodenanschwellung als Höhe oder Hügel und so erklärt sich das zahlreiche Vorkommen des Wortes *mer* oder Hügel in zusammengesetzten Ortsnamen. Es gibt auch einen Volksstamm Mer, sein Name bedeutet einen Hügelbewohner und seine Wohnsitze liegen in dem gebirgigen Theile des Landes zusammen mit Minas, Meos und anderen Halbblut-Stämmen, wie Baoria und Moghya. Die ältesten Râdschput-Chroniken erzählen von grausamen Vernichtungen der Bewohner, auf die ihre Helden bei der Wanderung von Westen her nach dem Ganges stiessen; am kräftigsten leisteten Widerstand im Norden die Minas, im Centrum die Mer und Meo, im Süden die Bhil. Ein Theil der Ueberwundenen blieb unter den Eroberen wohnen, nahm ihre Sitten an, führt seinen Stammbaum auf Râdschput-Urahnen zurück und liefert bis zur Stunde die Mannen in die Leibwache der Landesfürsten; selbst in Staatsakten kommt ihr Anrecht auf den Boden noch zur Geltung. Der Hindu kennt keine Verjährung von Rechten; da Minas in Dschaipur am längsten mächtig waren und dort noch im sechzehnten Jahrhundert eigene Fürsten hatten, so ist es in Dschaipur bei jeder Thronveränderung ein Mina, welcher die Ceremonie des Tikâ-Auflegen auf die Stirne (vgl. S. 45) versieht zur symbolischen Uebertragung der seinem Stamme zukommenden Hoheitsrechte. Urwüchsiger sind die Stämme im Innern der Waldgebirge; aber seit Jahrhunderten haben sich unter sie Abenteurer und Verbrecher von Râdschput-Abstammung zurückgezogen. Hindî wurde ihre Sprache, der moderne Hinduismus ihre Religion. Wenig Eingang fand das Kastengesetz; der Râdschput blickt deshalb verächtlich auf sie herab. Selbst wenn die Ältesten ihrer Gots oder Sippen-Verbrüderungen sich Titel beilegen, wie sie Hindu-Regenten tragen, so läuft die ganze Vereinigung doch nur auf das Bestreben hinaus, in gemeinsamem Zusammenwirken reichen Raub zu machen, denn Wegelagerung ist die liebste Beschäftigung aller Mitglieder dieser Gots. Die Engländer hatten mehr als eine Expedition in die südlichen Waldgebirge von Radschputana abzuordnen, damit nicht an der Grenze ihrer Besitzungen durch Räuberbanden der kleine Krieg sich einniste; eigene mobile Truppen, als Polizeikorps gegründet, aber jetzt der englisch-indischen Armee zugezählt, in deren Reihen einzelne Bataillone im jüngsten englisch-afghanischen Kriege kämpften, sorgen für Aufrechterhaltung der Ordnung und für Sicherheit der Karawanen.[1] Den Kommandeuren dieser Bataillone, deren Garnisonen an Einförmigkeit den russischen in Centralasien an die Seite zu stellen waren, bis die Radschputana-Eisenbahn sie in den Verkehr zog, verdanken wir ausführliche Nachrichten über das Volk der Bhil, das im Süden seine Hauptsitze hat, aber in einzelnen Kolonien noch heute westlich bis zur Seeküste von Gudscharat, südöstlich in Berar bis in die Nähe des Painganga-Flusses reicht.

Die Bhils gehören der starken, kurzarmigen Abtheilung der indischen Aboriginer an. Die Grösse (gemessen an 128 Mann des Mewar Bhil Bataillons) ist 1,675 Millimeter, der Brustumfang 174 mm., sohin die Höhe grösser, die Brustweite geringer als beim europäischen erwachsenen

[1]) Den Zug einer Karawane unter dem Schutze solcher irregulärer Korps veranschaulicht die Tafel zu Bd. 1, S. 48; Bergschlösser der als Fürsten sich geberdenden Stammesführer sind eingestellt Bd. 1, S. 225, Bd. 2, S. 131.



Das Thal von Amber.

Manne. Der Kopf ist leicht dolichocephal oder weniger lang als beim Hindu, das Gesicht nicht durch vorstehende Backenknochen gekennzeichnet. Der Mund ist gross, die Lippen dick und wollüstig, die Zähne stark, die Ohren lang und vorstehend; der Nasensattel liegt tief, die Nase selbst ist breit, die Spitze dick. Das Haar ist schwarz, gerade und lang, der Bart am Munde schwach entwickelt; die Augen sind meist grau, die Augenbrauen voll. Die Hautfarbe ist sehr dunkel, die Brust wenig behaart. Die Arme sind nicht so lang als beim Hindu, die Finger auffallend gelenkig, was der Hindu auf Rechnung des Fluches einer seiner Weisen setzt, welcher den Bhils Unbiegsamkeit des Vorfingers anwünschte, um sie im Kampfe als Bogenschützen weniger gefährlich zu machen. Der Gesichtsausdruck ist freundlich, das Benehmen eher furchtsam als linkisch; seit Jahrhunderten von Hindus als unrein gemieden, von seinen Nachbaren wie ein



Tempel in Amber mit der Citadelle.

wildes Thier gehetzt, flüchtet sich der Bhil in der Ebene vor dem Menschen und zeigt nur Muth in seinen Bergen, deren natürliche Vertheidigungsmittel er vortrefflich auszubeuten weiss. Bei Soldaten im englischen Dienste ändert sich sofort der Charakter. Die Lehrmeister der Rekruten sind Naik und Hawildar oder Unterofficiere und Subalternofficiere der regulären indischen Armee; diese beeilen sich ihre Rekruten dem Hinduismus und dem Kastenwesen zu gewinnen. An Stelle der Waldkost tritt kräftige Nahrung, Waschungen macht schon das Reglement zur Pflicht. Mittelst ihrer Soldatenadepten finden sodann Brâhmanen Eingang in die Familien und halten mit der ihre Kaste kennzeichnenden Proselitenmacherei seit dem vorigen Jahrzehnte reiche Erndte unter Bhils.

Männer wie Frauen sind schmutzig; sie essen vom Rind wie Wild aller Art und geben sich an Festtagen im Uebermasse dem Genusse gebrannter Wasser hin. Der Anzug besteht bei Männern aus einem um den Kopf gewundenen Stücke Baumwollen-Zeug, wie es die Gonds tragen (Bd. 1, S. 44) und einem Wams, das bis auf die Oberschenkel herabreicht; die Füsse sind niemals

beschuht. Die Frauen tragen ein Oberkleid, das bis an die Kniee reicht und muskulöse, gut geformte Beine sehen lässt; von den Hinduweibern ist ein Gürtel angenommen, mit welchem die Hüfte wie mit einem Corset eingeschnürt wird; ebenso ist das Kämmen des Haares in Flechten Hindu-Sitte. Beide Geschlechter tragen Ohrringe, bei den Männern sind sie schwerer als bei Frauen. Als Häuser dienen ärmliche Hütten; sie gleichen bald Bienenkörben, bald stehen sie auf einer Plattform aus zusammengesetzten Steinen ohne Verwendung von Mörtel. Die Häuser liegen weit auseinander. Ackerbau treibt man wenig; man nimmt lieber wilde Bienenstöcke aus und geht der Jagd nach oder fischt. Der Bhil trägt keine Feuergewehre. Die Nationalwaffe ist ein langer Bogen, Schaft und Sehne aus Bambus und es bedarf eines kräftigen Mannes zum Spannen. Gute Schützen sind selten; eigenthümlich ist desswegen die Jagd auf Kleinwild, wie Hasen; man hetzt sie zu Tode. Die Jäger nehmen Anstand am Waldsaume; haben Treiber einen Hasen vorgebracht, so hetzt ihn der Jäger seinem Nachbarn zu, unterstützt durch Reihen von Treibern; dieser löst den bisherigen Jäger im Laufe ab und so geht die Jagd fort, bis der Hase, dessen durchschnittliche Ausdauer bekannt ist, sich duckt und mit dem Jagdmesser gestochen werden kann. Furchtlos stellt der Bhil zu Fuss mit Speer und Jagdmesser den Leoparden. Bei den Frauen zeigt die Zahl der Fuss- und Armreife den Rang an, den ihre Männer im Stamme einnehmen. — Das Leben dieser Halbwilden von der Geburt bis zum Tode lassen folgende Schilderungen vergegenwärtigen.

Jeder Bhil lebt in Polygamie. Die Regel sind zwei Weiber, zu mehreren fehlt die Einnahme. Naht bei einer Frau die Stunde der Geburt, so sammeln sich ihre Freundinnen um sie, legen warme Tücher auf und geben heissen Branntwein zu trinken. Schwere Geburten sind wie unter allen wilden Völkern selten; bei Querlagen greift man zuerst zu Beschwörungsformeln, dann zur Verstümmelung der Frucht. Zwillingsgeburten kommen wenige vor; die Geburt eines Knaben feiert man durch Flintenschüsse und ein Gelage der Verwandten. Neugeborene werden sorgfältig in Windeln gehüllt und in eine geflochtene Wiege gelegt; die Mutter stillt das Kind zwei bis drei Jahre. Knaben nimmt der Vater dann an sich, lehrt sie fischen und jagen; mit zwölf Jahren gilt der Knabe als Jüngling, mit fünfzehn Jahren als Mann.

Die Frauenwahl überlässt der junge Mann seinem Vater; es gibt kein anderes Heirathsverbot als Verwandtschaft im dritten Grade, selbst die Entwickelungs-Periode braucht noch nicht eingetreten zu sein, muss aber bevorstehen; die Braut muss zwölf Jahre zurückgelegt haben. Die Erwählte wird auf einen Stuhl gesetzt, erhält ein Rupie-Geldstück (2 M.) mit Reis in die Hand, kleinere Geldstücke legt man unter ihren Stuhl und hat sie den Inhalt in ihrer Hand über ihren Kopf nach rückwärts geworfen, so gilt dies als Jawort und der Vater des Bräutigams zahlt an den Vater der Braut die vereinbarte Mitgift: diese besteht immer in Baargeld, eine deutliche Erinnerung an den Mädchenkauf, wie er in alter Zeit auch unter arischen Völkern Sitte war. Die Hochzeitsceremonien sind ein Gemisch aus Hinduvorschriften und Resten urwüchsiger Sitte. Von den Hindus ist entlehnt, dass die Zusammengebung durch Verknüpfung der beiderseitigen Gewänder erfolgt; Bhil-Sitte ist, dass die junge Frau sich rittlings auf die Schulter ihrer männlichen Verwandten setzt und von diesen in schnellem Laufe im Kreise herumgetragen wird. Die Frauen stechen von ihren Hindunachbaren durch grosse Züchtigkeit sehr vortheilhaft ab, aber zu tadeln ist, dass der Ehemann verlassen wird, wenn ihn körperliches Leiden befällt und er etwa blind wird. Wittwen mögen sich wieder verehelichen.

Den Greisen wird grosse Verehrung gezollt, Matronen dagegen sind als Hexen gefürchtet und erlitten sonst auf Beinzichtigung grausamen Tod; früher waren bei Epidemien und Viehsterben selbst Menschenopfer in Gebrauch zur Beschwichtigung der erzürnten Gottheit. Die Engländer steuerten diesen Unsitten; man wehrt jetzt den bösen Weibern den Zutritt durch Beschwörungen und opfert Ziegen statt Menschen.

Mit Sterbenden geht der Bhil äusserst lieblos um; man zerrt sie an das Ufer eines Flusses, schneidet das Haar, wäscht den Körper und bringt ein Geldstück in den Mund. Der Todte wird auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt; man sammelt die Gebeine, legt sie in ein irdenes Gefäss und begräbt dies dann an einem heiligen Orte. Am zehnten Tage erheben die Verwandten die Todtenklage und setzen einer Steinpyramide Essen vor, der Geist des Todten gilt als begraben unter diesem Steinhaufen. Die ganze Ceremonie ist von Hindus entlehnt; in alter Zeit begrub man die Todten. Darauf deuten die zahlreichen Hügel aus losen Steinen aufgethürmt, viele mit einer grossen Steinplatte geschlossen, welche auf Höhen abseits der Wohnstätten angetroffen werden; diese Grabstätten gelten als Sitze der unsichtbaren Geister und sind von Kreisen



Das alte Fürstenschloss zu Amber.

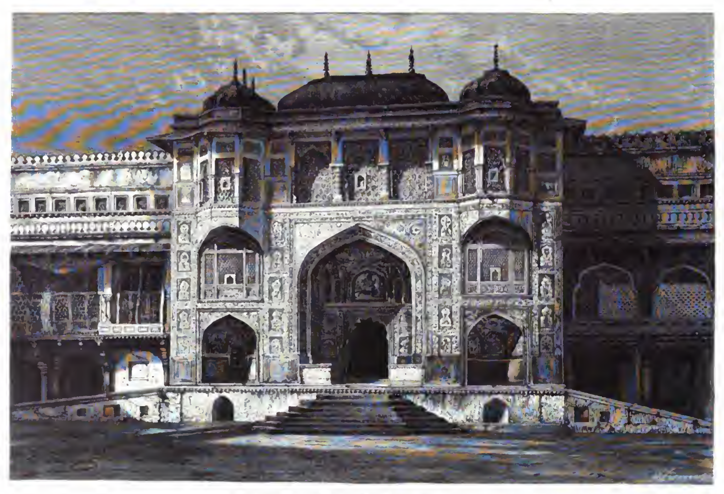
aufrechtstehender Steine eingefasst, wie sie aus dem westlichen Europa unter Kelten als *Cairns* bekannt sind, in Deutschland als Hünengräber gelten.

Ganz im Gegensatze zu den Gewohnheiten der Bhils steht das Leben an den Höfen der Râdschput-Fürsten des Landes; hier sind zu dem Glanze indischen Hoflebens die verfeinerten Genüsse westeuropäischen Kultur getreten. Hervorragt hierin der Hof von Dschaipur und es seien an diesem die Eigenthümlichkeiten der Provinz vergegenwärtigt.

Dschaipur hat mit 39,419 Quadrat-Kilometern und 1,995,500 Einwohnern fast die Grösse von Kroatien und Slavonien mit der Militärgrenze; der Länderumfang ist etwas geringer, die Bevölkerungs-Dichtigkeit etwas grösser. Das Land liegt an den nordöstlichsten Ausläufern der Arawali-Kette, ist gut bewässert und fast eben zu nennen. Die gegenwärtige Dynastie leitet sich von den alten Katschhwaha Râdschputs ab (S. 51.), fasste in Dschaipur Fuss im Jahre 967 der christlichen Zeitrechnung, die Hofchronisten wissen aber den Stammbaum zum sagenreichen Râma hinauf zu rücken, dem Helden des im ersten Bande mitgetheilten Epos. Die neuen Herrscher

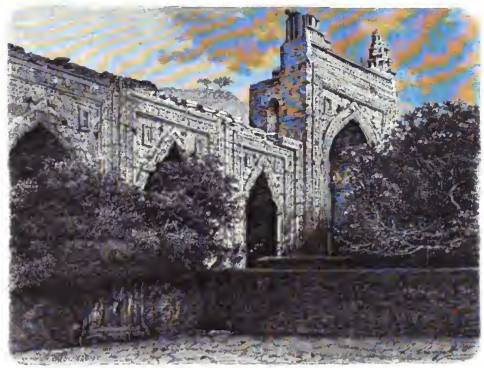
nahmen Wohnsitze in Amber, der alten Residenz der Minas (S. 134) und erkauften den Frieden mit ihnen durch mancherlei Vorrechte; die Minas hatten ihre Residenz nach dem Gründer Ambari Khanera genannt, Sitz von Ambarikha, daraus wurde Amber. Als Sitz der Fürsten von Dschaipur strahlte Amber grossen Glanz aus; die Wasser des Baches, der von den bewaldeten Hügeln herabfloss, wurden durch einen stattlichen Querdamm zu einem Teiche aufgespeichert, lange Mauern am Rande des Hügels schützten die Städter vor feindlichen Ueberfällen; aus dem feinsten weissen Marmor erstanden Paläste und Verschönerungsbauten, welche den berühmtesten Gebäuden von Agra würdig sich anreihen und die weltbekannten Marmorbauten der Alhambra überstrahlen, des herrlichsten Denkmales mittelalterlicher arabischer Baukunst in Europa. Der Moghulkaiser Schah Dschehan soll über solchen Glanz erbost geworden sein, und wollte nicht dulden, dass seine Râdschput-Untervasallen in Dschaipur in Grossartigkeit der Bauten ihn übertreffen; er gab Befehl die Dewan-i-khas (siehe das Bild S. 133) zu zerstören. Der schlaue Erbauer, Fürst Dschai Singh I., liess die Pfeiler rasch mit Stuckaturarbeiten im Stile der überladenen späteren Hindu-Tempel-Architektur überziehen und der mit der Zerstörung betraute General entledigte sich seines Auftrages durch den Bericht, dass die Nachricht falsch gewesen sei, ein die kaiserlichen Hallen in den Schatten stellendes Empfangsgebäude sei nicht angetroffen worden. Bis 1728 blieb Amber Residenz von Dschaipur; in der Oberstadt gehört zu den Wundern der Technik das Thor, das Râdscha Siwai Dschai Singh, Regent von 1698 bis 1742, durch die Umwallung des Palastes brechen liess (siehe unsre Tafel). Amber liegt jetzt öde und verlassen; der Teich hat den unteren Theil der Stadt unter Wasser gesetzt, einige Priesterfamilien bilden die ganze Einwohnerschaft. Die Zeiten sind vorüber, dass indische Fürsten sich durch Palast-Bauten staunenswerther Architektur einen Namen zu machen suchen; der heutige Hindu, wenn er ehrgeizig ist, arbeitet nach dem Vorbilde der Engländer für Befriedigung der Bedürfnisse seiner Unterthanen; ein sprechender Beweis für den Wandel der Gesinnungen ist die moderne Fürstenresidenz Dschaipur, seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts Hauptstadt des Staates.

Jede Provinz hat ihre Eigenthümlichkeiten. Radschputana steht obenan, was die Reiterei betrifft, nirgends sonst umstehen gleich zahlreiche berittene Lanzenträger ihre Herren, sind Kamele zum Tragen leichter Kanonen verwendet; in der Residenz Dschaipur ist eine an amerikanische Neugründungen erinnernde Regelmässigkeit der Strassenanlagen anzutreffen. Der Gründer der Stadt ist Dschai Singh II., Fürst über Dschaipur von 1699 bis 1742, dessen als Kenner der indischen astronomischen Wissenschaft bereits S. 60 gedacht wurde. 1728 fasste dieser Fürst den Plan zur Anlage einer neuen Residenz; bestimmend scheint hier, wie bei vielen Residenzen der Gegenwart in Radschputana, der Umstand gewesen zu sein, dass das enge Thal von Amber der Ausbreitung hindernd entgegen stand. Für die neue Stadt wurde der Ausgang eines nach Süden geöffneten Thalkessels gewählt; die in der Regenzeit sich sammelnden Wasser werden im geräumigen Man Sager Teich aufgespeichert. Im Süden reicht der Wüstensand bis an die Stadt heran; durch den Fleiss der Bewohner mehren sich Brunnen und Gärten; stetig werden die niedrigen Mauern, durch welche die Gärtner ihren Besitz gegen den Flugsand schützen, weiter hinausgerückt und verbreitet sich der Gürtel anbaufähigen Landes. Als Mathematiker theilte Dschai Singh seine neue Stadtanlage in gleichseitige Quadrate mit geraden Linien, die sich in rechten Winkeln schneiden und da der verstorbene Regent die Stadt mit Gas versah, das nicht aus Steinkohlen, sondern aus dem hier sehr billigen Kastoröl (Ricinusöl) dargestellt wird, so gewährt ein Gang durch die Strassen Abends einen so glänzenden Anblick als europäische Prachtstädte, denn die Bauart der Häuser ist im guten indischem Geschmacke der Agra-Architektur. Wahrzeichen der Stadt sind die zahlreichen Vorbaue mit durchbrochenem Marmorgitter, hinter denen die Frauen vornehmer Hindus dem Treiben auf der Strasse zusehen; die



Das Thor von Siwai Dschai Singh in Amber.

öffentlichen Plätze sind mit Springbrunnen ausgestattet. In den Strassen ist viel Leben; aber Dschaipur ist keine Handelsstadt, man beobachtet kein fieberhaftes Gedränge. Lange Reihen von Kamelen, Lasten von Stein und Baumaterial tragend, ab und zu ein Elefant, und Ochsen-Karren bilden die Staffage; zuweilen eilen moderne europäische Wagen durch die Menge, die sich nur dann staut, wenn ein Bewohner der Berge gezähmte Bären tanzen lässt oder Gauckler Kunststücke aufführen. Die Strassen werden fleissig gereinigt, man stösst auf keine Schmutzhaufen; die Stadt wird von den Engländern im Gefolge des Prinzen von Wales bei seiner indischen Rundreise als reinlicher wie London gerühmt. Die Hauptstrassen sind 34 Meter breit, die engsten Strassen 8 Meter; in ersteren haben die Kaufleute ihren Sitz aufgeschlagen, in den Nebenstrassen haben



Arhai din ka Tschopra, Moschee in Adschmir.

die Notabeln sich wohnlich eingerichtet; eine sechs Meter hohe, drei Meter dicke Mauer umzieht die Stadt, die fürstliche Residenz nimmt das mittlere Quadrat der Nordseite ein. Nach den heiligen Schriften soll der Palast des Râdscha im Centrum der Stadt gelegen und von Gärten umgeben sein, an Wasser Ueberfluss haben; diesen Vorschriften ist von Dschai Sing in vollem Masse Rechnung getragen. Im Palastviertel wechseln Wohngebäude mit Empfangshallen und weitläufigen Gärten ab; der grosse Schlossgarten wie der kleine Garten neben den Gemächern des Fürsten sind auch mit Wasserkünsten ausgestattet, aber die europäischen Anlagen übertraf der Indier darin, dass er dem Wasser Färbemittel beimengt und durch Farbenspiel den Effekt der springenden Wasser erhöht. Die Wohngemächer liegen in einem sieben Stockwerke hohen Gebäude; man gelangt bis auf das Dach nicht auf einer Treppe, sondern steigt auf einer sanft geneigten Fläche empor, die hohen Herrschaften gewinnen die Höhe bequem in Rollwagen. Die Zimmer sind niedrig uud dunkel; in die Fenster ist Glas eingesetzt, aber die Scheiben sind klein und nicht in Holz oder Blei gefasst, sondern in durchbrochen ausgearbeitete Marmorplatten.

Neuerungen brachte der Verkehr mit Europäern durch Einrichtung von Billardzimmern und im Park durch Plätze für Cricket oder das neuerdings beliebt gewordene Gesellschaftsspiel Badminton. Eine hohe Zierde der Gärten sind die Zwinger für reissende Thiere und für Jagdwild, die Gitterhäuser in orientischem Stile für seltene Vögel; der fürstliche Marstall gilt für einen der best bestellten in ganz Indien.

Dschaipur heisst „Stadt des Sieges"; ohne englische Dazwischenkunft wäre aber die heute blühende Stadt im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in inneren Fehden ihres Wohlstandes und das Land seiner Dynastie verlustig geworden, denn eine schlimmere Herrschaft, als sie unter dem Wüstlinge Dschagat Singh (gestorben 1818) herrschte, lässt sich nicht denken. Im Jahre 1835 ging die Râdscha-Würde an ein zweijähriges Kind, Râm Singh über; während seiner Minderjährigkeit leiteten englische Beamte seine Erziehung wie die Verwaltung des Staates. Mit siebzehn Jahren wurde der Fürst selbst in die Regierung eingesetzt und blieb bis an seinen im Oktober 1880 eingetretenen Tod ein Freund der Engländer und ein wohlwollender Landesfürst; so gross war das Vertrauen in seine Treue, dass er 1875 in den Staatsgerichtshof berufen wurde, der über Mulhar Rao, Fürst über Baroda (siehe nächstes Kapitel) wegen Mordes zu urtheilen hatte. In der Tafel „Empfang beim Mahârâdscha Râm Singh von Dschaipur," eilt er dem Fremden, der ihm vorgestellt wird, bis an den Saum des Teppichs (S. 95) entgegen. Râm Singh hatte sieben Frauen, aber hinterliess keine Kinder; ein entfernter Verwandter wurde im Wege der Adoption als Sohn angenommen und englischerseits als Thron-Nachfolger anerkannt. Obwohl Freund der Presse, wie theatralischer Vorstellungen, zu deren Aufführung Râm Singh ein eigenes Theater erbaute, war er tief religiös angelegt; täglich liess er sich das Sekten-Abzeichen der Wischnuiten (Bd. 1, S. 161) mit peinlicher Genauigkeit erneuern; mit grossem Pompe ward hier unter dem Namen Dasara dasselbe Fest gefeiert, was in Bengalen Durga Pudscha heisst und bereits Bd. 1, S. 220 beschrieben ist.

Eine hübsche Legende knüpft sich an den See Puschkar, d. i. Lotusblüthe, zehn Kilometer westlich der Stadt Adschmir, Hauptort der gleichnamigen englischen Provinz in Radschputana südwestlich von Dschaipur. Gott Brahmâ war in Verlegenheit, wo er sein Opfer verrichten könne; alle Götter des Hindu-Götterhimmels hatten Tempel, nur er nicht; das Opfer musste aber nach Vorschrift vollbracht werden, da davon Festhaltung der Herrschaft über diese wie die andere Welt abhing. Während Brahmâ in Nachdenken über diese wichtige Frage versunken war, entfiel eine Lotusblüthe seiner Hand; sofort beschloss der Gott, sein Opfer da zu vollziehen, wo die Blume niederfalle. Auf die Erde gekommen, schnellte der Lotus zweimal wieder auf, ehe er im Boden stecken blieb; an den drei Stellen entquoll Wasser dem Boden. Brahmâ berief alle Götter um sich, diese legten ihm aber mancherlei Hindernisse in den Weg, damit seine Herrschaft sich nicht befestige. Seinen Hauptgegner Siwa besänftigte Brahmâ dadurch, dass er ihm einen Tempel am Opferorte bewilligte. Aus dem Quellwasser sammelte sich ein See; eine Sanddüne der bis an das Thal heranreichenden Thar-Wüste bildet den Damm, Bergabhänge die Seiten. Andächtige erbauten fünf Haupttempel an seinem Ufer, darunter einen für Brahmâ, der sonst in ganz Indien nur noch einen Tempel hat. Ein Bad in diesem See nimmt alle Sünden hinweg, ein König soll zuerst die Heilkraft des Wassers erprobt haben. Später wurden die Pilger so zahlreich, dass der Himmel übervölkert wurde; die Götter beschwerten sich bei Brahmâ und dieser beschränkte die volle Wirkung des Bades auf die Zeit vom 11. Tage des Monats Kârtika (dem achten Monat im Hindu-Kalender) bis zum Eintritte des Vollmondes. Diese Tage sind das Hauptfest für Puschkar; um das wirkungsvolle Bad mit aller Bequemlichkeit nehmen zu können, haben Fürsten und Reiche aus Radschputana wie Centralindien die Ufer des Sees mit Treppen geschmückt und sich am Quai Schlösser gebaut.[1]

[1] Vgl. die Ansichten Bd. 1, S. 165 und 175; Bd 2, S 101.

Adschmir war früher ein Hauptsitz der Feuergeschlechter (S. 52) der Râdschputs. Im Jahre 145 der christlichen Zeitrechnung legte Adscha auf dem Nagpahar oder Schlangenberge (siehe das Bild über dem Kapitèl) Befestigungen an, konnte diese aber nicht vollenden, da der Berggeist Nachts einriss, was unter Tags fertig gestellt war; die Arbeiten wurden dann auf dem fast ebenso hohen Taragarh-Berge über der Stadt Adschmir begonnen, erlitten hier keine Störung und deswegen trägt dieser Berg die Citadelle von Adschmir. Im eilften Jahrhundert schuf Bisal (Wîsaladewa) den nach ihm genannten grossen Stadtteich; im 17. Jahrhundert machte Kaiser Dschehangir die 1195 dem Reiche der Mohammedaner zu Dehli einverleibte Provinz zu seinem Lieblingsaufenthalte und es war am 23. December 1615, dass dieser Kaiser dort in Sir Thomas Roe den ersten englischen Gesandten empfing, den je ein englischer Fürst (Johann 1.) an den Hof des Grossmoghuls abordnete. Unter der Schwäche des Moghulreiches bringen im 18. Jahrhunderte zuerst Râdschputs, dann Marâthen die Provinz an sich; mit Vertrag vom 25. Juni 1818 tritt Sindhia von Gwalior Stadt und Bezirk von 6736 Quadratkilometer, (122 Quadratmeilen) mit jetzt 316,032 Einwohnern an die englisch-ostindische Kompagnie ab.

Den Regenten mohammedanischen Glaubens dankt Adschmir seine grössten Bauten. Obenan steht darin die Moschee, genannt „Schutzdach von zwei und ein halb Tagen", Arhai din ka Tschopra. Die äussere Ansicht des Mittelbaues der Fronttheile veranschaulicht das Textbild S. 139, den Längsdurchschnitt im Innern die Tafel zu Bd. 1, S. 152. Im September des Jahres 1200 passirte der Pathan Feldherr Kutb ud din die Stadt Adschmir und verordnete,dass bei seiner in 2 ½ Tagen erfolgenden Rückkehr ein mohammedanisches Gotteshaus geschaffen sei, in dem er seine Andacht verrichten könne. Dem Befehle wurde nachgekommen und so erhielt Adschmir eine Moschee unseres Namens; das Gebäude, das jetzt diesen Namen trägt, kann aber in solcher Spanne Zeit nicht errichtet worden sein, sondern erstand hinterher an Stelle des provisorischen Schutzdaches. Die Baumeister rissen 20—30 Hindutempel ein, sodann schufen sie am Fusse des Taragarh eine Terrasse und errichteten darauf eine Vierung von 79 Meter Seite mit einem sternartigen Thurme in jeder Ecke. Diese Mauer hat eine Dicke von 3 ½ Meter; die Kreuzgänge, aus 220 Säulen gebildet, welche einst auf der nach Innen geöffneten Seite herumliefen, sind zerstört. Gut erhalten ist dagegen die Moschee. Die Front ist gegen Westen gerichtet; sie hat bei 60 Meter Länge in den Wänden zu beiden Seiten des Einganges 17 Meter Höhe; das Material ist gelblicher harter Kalkstein. Das Eingangsthor hat zwei Thürmchen aufgesetzt, welche dem Muazzin oder Gebet-Ausrufer zum Standort dienten; es ist der älteste Bau, der diese Thürme in die Wand des Gebäudes eingesetzt hat, während sie sonst frei stehen. Sieben Schutzbogen sind in die Façade gesprengt; die Erbauer kannten den Gebrauch schräg behauener Gewölbesteine nicht, sondern bildeten den Bogen durch horizontal gelegte Steine, die übergreifen; sie waren deshalb Hindus, nicht Moslims (S. 31). Beim Eintritt in die Moschee steht man in einer 64 Meter langen, von 124 Säulen getragenen Halle, 12 Meter tief; an der Thor-Rückwand sind acht Säulen angelehnt, seitlich eines jeden Spitzbogens zwei. Durch je acht Säulen sind Achtecke gebildet, hinter dem Eingange drei, für jeden Seitenbogen ein Achteck; hinter diesen Achtecken läuft dann die ganze Breite des Gebäudes entlang eine Doppelreihe von Säulen. Die Säulen sind durchweg schlank, je zwei Hindu-säulen werden zu einem Schafte vereinigt. Das Dach ist flach. In Grossartigkeit des Gedankens und Kühnheit der Konstruktion übertreffen die christlichen Kathedralen diese Moschee; aber in der Pracht der Ornamente, in dem Reichthum der Verzierungen, in der endlosen Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile und in der peinlich sorgfältigen Ausführung einer jeden Zeichnung ist diese Moschee den berühmtesten religiösen Gebäuden der Erde anzureihen.

Was Frankfurt für die deutsche Geldbörse, das ist Adschmir für den Geldmarkt in Radschputana; gleich jenem gab es unter verbesserten Verkehrsverhältnissen einen Theil seiner

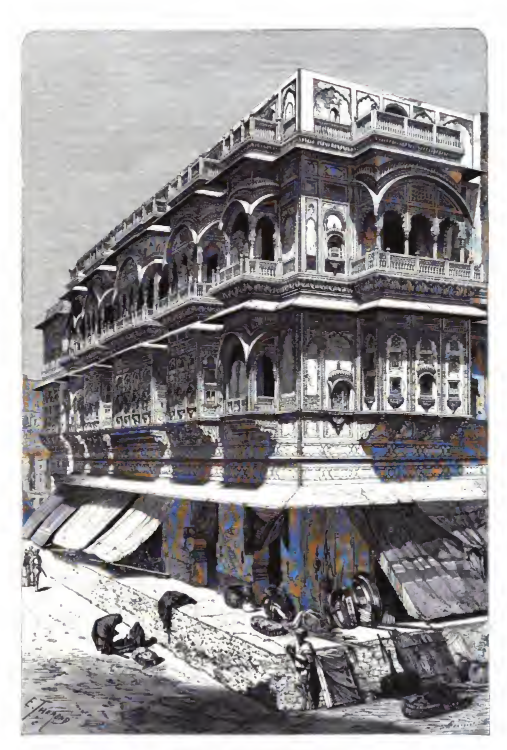
Geschäfte an andere Orte ab, aber keine andere indische Stadt kann sich solcher Kaufmanns-Paläste brüsten wie Adschmir. Bazar des Khodscha Sayad heisst die Geschäftsstrasse mit dem Mausoleum dieses mohammedanischen Heiligen im Hintergrunde, darüber erheben sich die Befestigungen am Berge Taragarh. Bude reiht sich an Bude; Palais im besten Sinne des Wortes ist das „Kaufhaus des Seth" genannte Grosshandlungsgebäude im Style der Schlösser der Râdschput-Fürsten.

Im Kastengesetze sind die Mitglieder des Kaufmannsstandes dem herrschenden Volke beigezählt und mit den Ackerbauern zum dritten Stand, den Waisyas, vereinigt. Die grössere Leichtigkeit, zu Vermögen zu kommen, und der sittliche Einfluss ehrenhafter Handelsthätigkeit brachten die Kaufleute schon im altindischen Staate in günstigen Gegensatz zum einfachen Landmann, der seine Waare zum Tausche anbot; die Bezeichnung der Kaufleute als „grosse Leute" (Mahâdschan) reicht in der Literatur in hohe Zeit hinauf.

In der ganzen Welt ist der Kaufmannsstand priesterlichem Einflusse weniger unterworfen als die Landbevölkerung. In Frankreich waren die Hugenotten Träger der Reformation, in Belgien wie Italien lag das Papstthum mit den Städterepubliken im Hader; in den deutschen Stadtverwaltungen bildeten Kaufleute die hervorragendsten Mitglieder und traten gegen feudale wie priesterliche Unterjochung auf; auch in Russland stützt die Kaufmannsgilde die Bewegung für politischen Fortschritt. Dieselbe Erscheinung zeigt Indien. Auf die Erfolge und schnelle Verbreitung des Buddhismus war nicht ohne Einfluss, dass der Schauplatz der Predigerthätigkeit des Königssohnes Sâkyamuni, des Stifters des Buddhismus, in Magadha (dem heutigen Behar in Bengalen) lag, dessen dortige Bewohner schon im ältesten indischen Gesetzbuche, dem des Manu, als reisende Kaufleute erwähnt sind. Die weitverbreitete Sekte der Dschainas, die aus dem Buddhismus hervorging, zählt in der Gegenwart unter dem Kaufmannsstande zahlreiche Anhänger; ebenso sind sie die Stütze der modernen brâhmanischen Sekten. Der indische Kaufmann ist jedoch nicht irreligiös; er zahlt für den Unterhalt seiner Priester, nur hat er sich vom überwuchernden Einflusse der Brâhmanen losgemacht und nimmt seine Festlichkeiten selbst in die Hand.

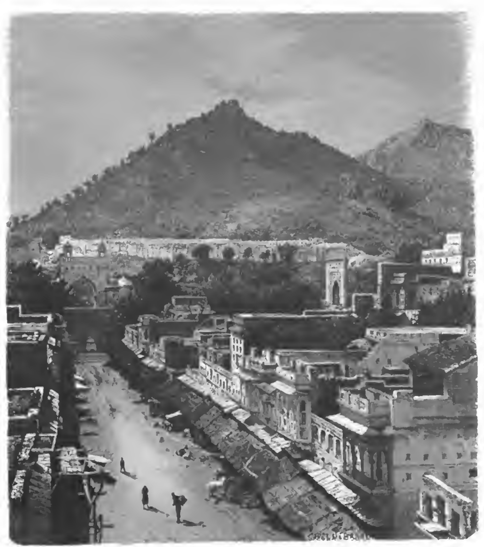
Jeder Erwerbszweig schliesst sich in Indien in Kasten zusammen, so auch der Kaufmannsstand. Beruf und Kaste decken sich nicht. Unter 128 Millionen Hindus, für welche 1872 die Kasten-Verhältnisse erhoben wurden, sind fast voll 4 Millionen (Männer, Frauen und Kinder) oder 3 Prozent der Bevölkerung Mitglieder von Handelskasten; dagegen wurden nach der Beschäftigung unter 57 Millionen männlichen Hindus (über 14 Jahren) 2·4 Millionen Handelsleute gezählt, was 4·3 Prozent der Gesammtzahl gleichkommt.[1]) Jede Kaste hat ihren eigenen Namen. Unter den Handelskasten ist die stärkste jene der Baniya (Wania, vgl. das Bild Bd. 1, S. 36). Wenn sie auch, wie alle indischen Kasten, dem Gesetze des Auseinanderfallens in zahlreiche kleinere Abtheilungen unterliegt, die sich zu Sonderkasten zusammenschliessen, so summirt sich doch, wenn von den besonderen oder örtlichen Namen für die Unterabtheilungen abgesehen wird, ihre Gesammtzahl zu fast zwei Millionen (1,963,365) Seelen und in der Form Wânidscha — mit der Bedeutung Kaufmann — kommt ihr Name schon in den alten Gesetzbüchern vor. Baniya sind von der Mündung des Ganges bis hinüber zu jener des Indus zu finden; an der Westküste ziehen sie sich hinab bis über Bombay, viele gingen von hier über See, ihre Häuser haben im arabischen Meere, wie an der Ostküste Afrikas den Exporthandel grössentheils in der Hand. In Indien machen ihnen den Rang die Marwari streitig, Eingeborene aus dem Staate Marwar in Radschputana, die sich über das nordwestliche Indien am dichtesten zerstreuen, aber selbst im südlichen Indien Colonien und Geschäfte von grossem Rufe gründeten (vgl. das Bild Bd. 1, S. 215).

[1]) Im deutschen Reiche ergab die Gewerbezählung von 1875 unterm Handelsstande 421,095 Hauptbetriebe, 661,733 beschäftigte Personen oder nur etwas über ein Prozent der Gesammtbevölkerung.



Kaufhaus der Seth in Adschmir.

Das Hauptgeschäft des kleinen indischen Kaufmannes entwickelt sich aus Darlehen und Vorschüssen an den Landmann. Hypothekar-Credit kennt man in Indien nicht, die Creditwürdigkeit beruht auf den persönlichen Eigenschaften des Darleihenden. Der Zinsfuss ist der Gefahr wegen höher, diesem entsprechend aber auch der Nutzen des umsichtigen Darleihers grösser. Der indische kleine Bauer ist der Darlehen nicht weniger bedürftig als bei uns, wenn auch zu anderen



Geschäftsstrasse (Bazar) Khodscha Sayad in Adschmir.

Zwecken (vgl. Bd. 1, S. 106); er braucht nicht nur Geld, sondern hat auch häufig Bedarf an Getreide zu Samen wie in die Haushaltung. Ueberschüsse werden in guten Jahren wohl gemacht, die Ersparnisse aber nicht kapitalisirt, sondern aufgezehrt oder höchstens im Schmuck angelegt. Bei jedem ausserordentlichen Bedarfe ist deshalb der kleine Mann auf's Borgen angewiesen und der Darleiher ist der Dorfkrämer. Dieser ist der Kaste nach meist ein Baniya, ein Marwari; ab und zu treiben Brâhmanen, Parsi, Oelhändler und dgl. ihre Geschäfte.

Bei einem indischen Dorfkrämer sieht es ganz anders aus als bei uns. Statt eines engen Ladenzimmers, in welchem Hunderte von Gegenständen in wenigen Exemplaren vertreten sind, braucht der indische Krämer geräumige Hallen; er ist Landesproduktenhändler und hält Getreide, Samen, Butter, Oel, Zuckermelasse, Datteln und trockene Gewürze, Tabak, auch Salz feil. Nur in ganz entlegenen Gegenden führt der Krämer auch Band und Faden, hält Baumwollenzeuge, Flitter und schlechten Schmuck auf Lager. Diese Gegenstände kauft man sonst in den Städten oder auf den zahlreichen Wochenmärkten, wo es wieder Baniya sind, welche diese Waaren beifühlren.

Nur wenige Dörfer sind ohne Krämer; diese machen mit Jedermann Geschäfte, ohne Rücksicht auf Kaste. Braucht ein Landmann Vorschuss an Getreide oder Geld, so wird vereinbart, wann er zurückzahle und ob in Erndte-Erträgnissen oder in Geld; der Zinsfuss ist in Geld der landesübliche von 9 bis 12 Prozent, bei Rückzahlung in Getreide wird ein Viertel mehr ausbedungen als hingegeben ist, oder noch lieber bestimmt, dass der Schuldner an Niemand als den Darleiher verkaufe. Früher war das Geschäft perfect mit Eintrag der Vereinbarung in das Kontobuch (Thamkata, u. s. w.) des Krämers; da diese aber sehr unordentlich geführt sind und die Gerichte sie vielfach als Beweismittel gegen den Schuldner nicht anerkannten, so wird jetzt bei Geldgeschäften oder Prolongationen gemeiniglich auf Stempelformat ein Wechsel geschrieben. Kommt der Zahlungstermin und hat der Schuldner die Fähigkeit, zu bezahlen, so sucht ihn der Gläubiger zu veranlassen, eine Kleinigkeit stehen zu lassen. Es fehlt nicht an Verlusten bei Schuldnern oder am eingehandelten Erndte-Ertrag; Reichthum sammelt der Dorfkrämer desshalb selten an, er hat aber sein Haus allmählig zum stattlichsten Anwesen im Dorfe erweitert und mit allem indischen Luxus ausgestattet; der Stall ist mit Vieh, der Speicher mit Getreide gefüllt. Dabei gebietet der Krämer jederzeit über Familien, die durch ihre Verbindlichkeiten sich zu jedem Dienste bereit finden müssen, und dieser, der vor Jahren mit einem Vermögen, das kaum Hunderte von Mark betragen haben wird, einzog, ist in aller Leute Mund der Herr (Sahib, Scheth) und führt ein sparsames, aber behäbiges Leben.

In den Städten wimmelt es von Kaufläden. Gewerbetreibende fertigen an, was die Bevölkerung an Kleidungsstücken, an Geräthen aus Leder, Holz und Eisen braucht; Zwischenhändler überführen in die Landstädtchen aus den Hauptmarktplätzen die Waaren, welche aus England kommen, oder beziehen sie auch direkt von den Importeuren. Im Detailhandel kommt eine wichtige Rolle den Wochenmärkten und Hausirern zu. Die Wochenmärkte werden mit allen möglichen Waaren befahren. Die Landleute bringen Gartenfrüchte, Getreide, Holz, Kohlen, der Kaufmann tauscht sie gegen Waare ein, Geld cirkulirt wenig. Hausirer versorgen die Städter in ihren Häusern, insbesondere bezieht man seinen Bedarf an Kleidungsstoffen fast ausschliesslich von diesen Leuten.

Die Hausirer und Marktfahrer sind durchgehends genügsam und sparsam, sie finden beim kleinen Banquier bereitwillig Credit bis zu etlichen hundert Mark und kommen fast alle zu Vermögen. Insbesondere gilt dies von den Marwari, die sich durch zähes Zusammenhalten und gegenseitige Unterstützung auszeichnen. Langt ein junger Marwari aus seiner Heimath an dem Orte an, wohin er von zu Hause gewiesen ist, so lernt er auf den Comptoirs Rechnen und Buchführen. Hat er etliche Mark erübrigt, so beginnt er, sie unter Anleitung seiner Genossen in winzigen Beträgen herzuleihen; stets hinter dem Schuldner her, bringt er es nach einigen Jahren zu einem kleinen Kapital. Nun zeigt man sich in der Heimath und holt eine Frau; dann kehrt der Marwari wieder an den Ort seiner Geschäftsverbindungen zurück, macht sich als Wanderhändler, Dorfkrämer oder, wenn er viel erübrigte, in der Stadt selbständig und reicht nun seinerseits Jüngeren die Hand. Stirbt ein solcher Kaufmann, so suchen die Freunde einen

Geschäftsführer, der das Geschäft unter ihrer Ueberwachung für die Wittwe so lange fortführt, bis zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse genug Vermögen erübrigt ist.

Was dem Landmanne der Dorfkrämer, das ist für den Gewerbsmann und sorglosen kleinen Händler der Stadt der Kapitalist. Bereitwillig gibt dieser zum Einkauf der Gewerbe-Vorräthe Vorschüsse; ein Wechsel wird ausgestellt, der Zinsfuss ist für indische Verhältnisse nicht übertrieben (12—24 Procent), aber den Mann bringt in die Gewalt des Wucherers, dass die Abzahlung in täglichen Rückzahlungen von wenigen Pfenningen bedungen wird. Täglich macht ein Diener des Darleihers bei allen Kunden die Runde und hebt die Raten ein; der Kunde bucht die Zahlung fast nie, der Gläubiger selbst macht nie glatte Rechnung, kein Wunder, das in den Kreisen dieser Schuldner Wucherer der ärgste Schimpfname ist, den man seinem Feinde geben kann. Ganz



Ruinen von Râdscha Khumbo's Residenz in Tschitor (S. 148).

verschieden von diesen Rentnern sind die Bankiers (Parikh u. s. w.) der grösseren Städte. Das Vertrauen, welches sie bis zum grossen Baumwollenkrach von 1866 genossen, ist zwar dahin und es wird ihnen wohl nirgends mehr wie früher Betriebskapital zum Zinsfusse von nur zwei Procent zur Verfügung stehen; aber der Mann ist ehrenhaft in seinen Geschäften und mit Recht geniesst der Bankier die Achtung aller Klassen. Unerwartet ist, dass auch die zahlreichen Darleiher gegen Faustpfand als Ehrenmänner gelten; alle Klassen suchen sie mit Vorliebe auf, sie nehmen höchstens zehn Procent, geben lange Verfallstermine, nach ihrem Tode regeln die Erben den Nachlass jederzeit ohne Anstand.

Die Vortheile eines geordneten Vereinswesens hat der indische Kaufmannsstand richtig erkannt; in den letzten Jahrzehnten sind die Angehörigen aller Rassen, Kasten und Religionsbekenntnisse allerwärts zu Handels- und Handwerkergilden von sehr fester Organisation zusammengetreten, selbst europäische Firmen können sich dem Beitritte nicht entziehen. Die oberste dieser

Gilden ist die der Bankiers und Grosshandlungen; sie heisst Mahâdschan und umfasst alle Landesproduktenhändler und Geldgeschäfte vom grössten bis zum kleinsten. Unter ihnen treten in Stadt wie Bezirk zu Gilden zusammen die Getreide-Verkäufer, Gewürzkrämer, Tabakverkäufer, Ziegeleien-Besitzer; die Händler in Oel, in Stoffen, in Schmuck; die Weber, Färber und Töpfer; die Schmiede, Palankinträger und Fischer. Diese Gilden halten Plenarversammlungen ab, wählen sich einen Vorstand oder Schiedsmann, und setzen diesem einen Fünfer-Ausschuss, Pandschâyat, an die Seite; dieser bestimmt die Beiträge, schlichtet Streitigkeiten über Auslegung von Handelsusancen, ordnet die Festtage, an denen die Läden geschlossen zu halten sind u. s. w. Von den Pandschâyat gibt es in Handelsusancen einen Recurs an den Vorstand der Mahâdschan-Gilde. Unter den Hindu-Königen war stets der Stadtvorstand auch Vorsitzender dieser obersten Gilde und die Vorstandsstelle war wie andere Aemter in der Familie erblich; unter der englischen Verwaltung geht der Mahâdschan-Vorstand aus Wahl hervor. Jede Gilde hat eine Zunftlade, deren regelmässige Einnahmen aus kleinen Abgaben von den Verkäufen fliessen; sehr beliebt ist der Beschluss, an bestimmten Tagen alle Läden bis auf wenige geschlossen zu halten und das Recht, an diesen Tagen feilhalten zu dürfen, zum Besten der Kassa zu versteigern. Die gemeinsamen Einnahmen finden theilweise zu eigentlichen Gewerbszwecken Verwendung; ein grosser Theil wird aber an den grossen Festen der Gilden verprasst oder an religiöse Institute abgegeben. Da in religiösen Fragen die Interessen der Genossen auseinandergehen, so kommt es hierüber häufig zu stürmischen Debatten. Das Glück im Handel dreht sich und je nachdem nun orthodoxe Hindus, *Young Indians*, Parsi oder Dschaina die meisten Einnahmen zur Kassa ablieferten, so fällt ihren religiösen Instituten der Hauptantheil zu. Als sich 1860 zuerst grössere englische Kapitalien dem Baumwollengeschäfte zuwandten, weigerten in Broach, einem Seeplatze nördlich von Bombay, die neuen europäischen Firmen die geforderte Abgabe zur Mahâdschan-Kassa; sie fanden aber, dass weder Producent noch Unterhändler mit ihnen Geschäfte machen wollten, und jetzt leisten dort an dreissig Firmen einen nicht unbeträchtlichen Beitrag lediglich für Zwecke der indischen Mitwerber.

Unter der englischen Verwaltung ging die Bevölkerung aus hoch getriebener Gewerbethätigkeit zum Ackerbau über. Der indische Kaufmannsstand wusste den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Vortheile des Eisenbahnverkehres wurden sofort erkannt; selbst Handelsklassen von so geringer kaufmännischer Durchbildung wie die afghanischen Powindah-Händler lassen ihre Kamele an der Industhalbahn stehen und benützen eifrig die Eisenbahnen. Die englischen Bankinstitute haben sich die Indier überall zu Nutzen gemacht. Der Regierung leistet der Kaufmannsstand grosse Dienste dadurch, dass er diese der Mühseligkeiten massenhafter Baargeld-Transporte überhoben hat: unter der regelmässigen Abführung der Landesprodukte aus den Landstädten nach den Kreishauptorten und von diesen nach den Ausfuhrplätzen entwickelte sich ein allseitig benütztes Trattensystem.

Nach seiner gesellschaftlichen Stellung gehört der indische Kaufmann der Gegenwart zur Aristokratie; das gesammte Volk einschliesslich Brâhmanen räumt ihnen einen Kastenrang ein unmittelbar nach Brâhmanen und Râdschputs. Mit Kapital und Unternehmungsgeist ausgestattet, frei vom Fehler persönlicher Ueberhebung und Ausschweifung, bewahrt sich der Kaufmannsstand durch festes Zusammenhalten in gemeinsamen Interessen eine hervorragende Stellung. Kaufmannssöhne besuchen in grosser Zahl die höheren englischen Schulen — durchschnittlich gehören zehn Prozent der Schüler Handelskasten an —, treten aber noch wenig als Mitbewerber für den englisch-indischen Civildienst auf, vom Militärdienst wenden sie sich vollständig ab; als Mitglieder der grossen politischen Vereine stehen dagegen die in Schulen gebildeten Kaufleute an der Spitze der Bewegung für jede politische Reform.

Von Adschmir aus mag man sich westlich oder südlich wenden, so stösst man auf staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen, wie man sie anderwärts in der Hindugesellschaft durch moderne Formen verdrängt findet. Herrschende Rasse sind die Râdschputs (S. 51), und ihre Stellung ist dieselbe, wie sie sich bei der ursprünglichen Besetzung des Landes herausgebildet hatte, was z. B. in Bikanir 1488 geschah. Die Familien wechselten vielfach; aber das Land ist von einzelnen besonderen Verleihungen abgesehen noch heute nur in Händen von Râdschputs. Die Grossbegüterten zahlen Abgaben direkt an den Landesfürsten, die Kleineren an erstere; auch der Fall ist nicht selten, dass ein ganzes Geschlecht bäuerlicher Râdschputs ein Dorf in Gesammtbesitz hat und das Familienoberhaupt oder den früheren Dorfinhaber als Oberherren anerkennt. Eine Kette gegenseitiger Gewalt und Unterthänigkeit läuft vom Landesherrn hinab bis zum



Sangam Tschhloul, Dschaina-Tempel in Tschitor.[1]

untersten Gutsbesitzer. Ist eine Fürsten-Ehe kinderlos, so adoptirt hier die Wittwe, nicht der Fürst, einen Thronnachfolger. Die Centralgewalt war sonst sehr schwach, erhielt aber an der englischen Verwaltung eine Stütze und beschneidet seitdem die Rechte der Barone. Die Regierung ist durchaus autokratisch; geschriebene Gesetze gibt es nirgends, dem Gewohnheitsrechte wird aber volle Anwendung, denn Civilhändel wie leichtere Straffälle verhandeln Volksschöffenbänke, Pandschâyat, aus fünf Dorfeingesessenen. In schwereren Criminalfällen erlassen Unterbeamte einen vorläufigen Spruch, ihre Urtheile bedürfen aber der fürstlichen Bestätigung. Wahrzeichen eines echten Radschputana-Staates ist, dass Todesurtheile nicht vollzogen werden, sondern Begnadigung eintritt; wirklich todeswürdige Verbrecher erleiden aber den Tod bei der Gefangennahme oder sterben an den zugefügten Misshandlungen und Wunden. Zu Freiheitsstrafen Verurtheilte werden in

[1]) Die Façade zeigt zahlreiche Sculpturen von Dschaina-Gottheiten; Dach und Säulen sind im Style der Tempelruinen zu Gharispur (Bd. 1, S. 128) bei Bhilsa in Centralindien.

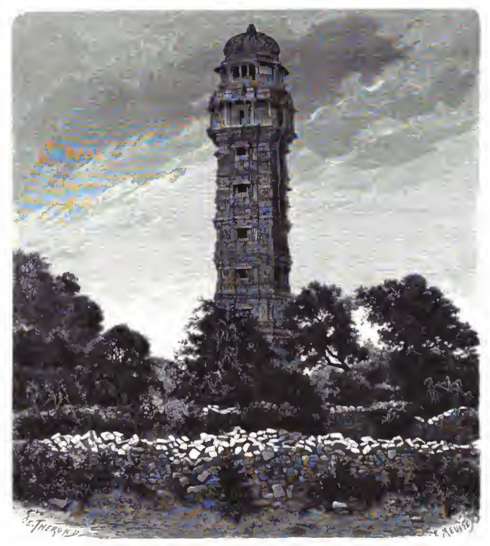
die Landeshauptstadt abgeführt, denn nur hier ist ein Strafgefängniss; bei tödlicher Erkrankung des Landesherrn werden regelmässig alle Gefangene auf freien Fuss gesetzt. Nur die Kleinen sperrt man ein, die grossen Räuber gehen straflos aus. Jeder Baron (Thâkur) hat Neigung zur kleinen Fehde und zum Strassenraub, letzterem fröhnt er mit einer Gewandtheit, die an die Zeiten des Raubritterthums in Deutschland erinnert. Der Thâkur umgibt sein steinernes Wohnhaus mit einem Walle aus Sand, in den Phogsträucher *(Calligonum pollygonoïdes)* zur Befestigung gesteckt sind; die Burgbauern sind ausserhalb in Häusern aus Lehm angesiedelt oder wohnen nur in einem Flechtwerk auf Phogzweigen, die oben bienenkorbartig zusammen gebunden sind; mit einer Hecke sind die Stallungen für die grossen und kleinen Hausthiere eingezäumt. Haben die Kundschafter eine lohnende Beute ermittelt, ist eine ungenügend bewachte Kamelheerde ausfindig gemacht, eine Karawane erlauscht mit kostbarer Ladung oder der Frau eines reichen Baniya-Kaufherren als Reisenden, von der sich ein hohes Lösegeld erhoffen lässt, so füttert der Thâkur den zum Zuge bestimmten Pferden Butter, die sie ausdauernd macht, und eilt mit seinem Gefolge Nachts dem Hinterhalte zu. Meist ist dieser Platz eine starke Tagreise entfernt. Ist die Beute eingeheimst, so geht es eiligst der Heimath zu; man verwischt sorgfältig die Spuren, der lose Sand erleichtert diese Arbeit, aber selbst wenn die im Ganzen sehr findige Polizei die Räuber ermittelt, wartet ihrer keine andere Strafe, als dass das gestohlene Gut herausgegeben wird, das nun meist in den Händen Anderer hängen bleibt.

An vergangenem Glanze zehrt Tschitor, vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert Mittelpunkt der Râdschput Ritterschaft, nachdem diese südwestlich in Gudscharat wie nördlich im Gangesthale mohammedanischen Gebietern hatte weichen müssen. Auf einem Bergplateau gelegen, hielt es von 1290 bis 1305 eine vierzehnjährige Belagerung aus, sein Râna oder Fürst Khumbo schlug 1439 Mahmud von Malwa, der sich vom Minister zum Fürsten über Centralindien aufgeschwungen hatte und das Fürstenthum Mewar (Udaipur), dessen Hauptstadt damals Tschitor war, mit Krieg überzog. Seinen Sieg verewigte Khumbo durch die Errichtung einer Siegessäule aus hartem gelbliche Kalkstein; sie war neun Stockwerke hoch (S. 149). Jede Etage zeigt andere Details, alle Gottheiten des Hindu-Götterhimmels erhielten auf der Säule Statuen. Der viereckige, 37 Meter hohe Thurm gehört zu den vollendetsten Hindubauwerken; seine Erbauung fällt in eine Zeit, in welcher im Gangesthale bereits der mohammedanische Baustil sich breit machte. — Der Fluch eines Heiligen lastet auf Tschitor; kein Râdschput setzt mehr seinen Fuss in die einstige Hauptstadt seiner berühmtesten Könige, nicht mehr werden seine Felsmauern bedroht; Affen und wilde Thiere hausen in den Ruinen. Einen Begriff von dem einstigen Treiben an ruhmgekrönten Höfen geben uns gelegentliche Feste; ein solches Jahresfest ist in Râdschput-Residenzen der Bettag an Mâtâ Dewi, die Blattern-Göttin (S. 56), damit sie im Jahre ihre Geissel nicht schwinge. Junge Râdschput-Mädchen, in Festgewänder in den glänzendsten Farben gekleidet, ziehen zum Palast des Fürsten, holen das Sühneopfer von Reis und Blumen, das aus hoher Hand gegeben sein muss und bringen es zu dem der Gottheit geweihten Tempel. Dort wählen Festordner aus der Mädchenschaar die Schönste aus, überreichen ihr einen am Ende angezündeten Streifen Papier, den das Mädchen in ein irdenes Gefäss legt und darin zum Râdscha zurückträgt. Wird der Palast erreicht und das Papier glimmt noch, so gilt dies als ein gutes Zeichen, entgegengesetzt beschleicht Trauer die Bevölkerung. An sich einfach, wird die Probe mit allem denkbaren Pompe in Scene gesetzt und gibt bei günstigem Ausgange zu gleichen Ausbrüchen der Freude Anlass, wie das Muharram oder Neujahrsfest unter Moslims (Bd. 1, S. 29). Der Zug der Mädchen findet Nachts statt; Elefanten, den Hauda oder Sattel von Gold und Silberlitzen strotzend, schreiten vor und hinter den Mädchen her; die Häuser in den Strassen, die durchschritten werden, sind bis zum Dache hinauf mit Lämpchen erleuchtet, alle Balkons von Zuschauern besetzt,



Empfang beim Mahârâdscha Râm Singh in Dschaipur.

die niederen Vorsprünge hat die Jugend kletternd gewonnen. Hunderte von Fackelträgern mischen sich unter die Menge, am Ausgange von Nebenstrassen haben halbwilde Minas mit brennender Lunte Aufstellung genommen, um durch einen Schuss aus ihrem altmodischen Luntengewehre den glücklichen Ausgang der Probe zu feiern, den ungünstigen vergessen zu machen. Die Blume der Râdschput-Ritterschaft, die schöne Trägerin des Papieres, ist reich in allen Farben gekleidet



Khumbo's Siegessäule in Tschitor (S. 148.)

und sitzt auf einem kostbar geschirrten Elefanten. Reiter in Panzerhemd und Metallhelm, mit Lanzen, Schwert und Schild bewaffnet, die blank geputzten Schilder das Licht zurückwerfend, reiten dem Zuge zur Seite, schwingen die Waffen, bringen die Menge zu lauten Zurufen. Man könnte sich in die Zeiten der Kreuzzüge versetzt glauben, lehrte nicht die indische Geschichte, dass solche Waffen in Indien bereits Jahrtausende früher von den Vorfahren der jetzigen Träger geschwungen wurden.

Wir bringen auf der nächsten Seite das Bild eines Sati-Grabdenkmals. Nirgends in ganz Indien sind Sati-Erinnerungsbauten so häufig als in Radschputana. Satî ist weiblicher Eigennamen der Tochter des Dakscha, eines Sohnes von Brahmâ und die Gattin von Siwa, des mit Brahmâ um den Vorrang sich streitenden Gottes. Nach dem Kâsî Khanda, einem Werke der neueren Hindutheologie, verübte Satî Selbstmord an sich; sie stürzte sich beim Opfer ihres Vaters in das heilige Feuer aus Bekümmerniss, dass ihr Gatte von Vater Brahmâ nicht zum Opfer eingeladen war. Seither heisst jede Ehefrau, die mit ihrem verlebten Manne den Holzstoss besteigt, auf welchem dessen Leiche zu Asche verbrannt wird, Satî und der Gebrauch selbst Sahagamana, das Mitgehen mit dem verstorbenen Gatten; an der Stelle, an welcher solche Selbstweihung zur Verbrennung stattfand, errichten die Hindus mindestens eine Denksäule aus Stein, Frauen hoher Hindus wird sogar ein tempelartiges Gebäude errichtet. Die Unsitte, dass Wittwen mit ihren verstorbenen Ehegatten den Scheiterhaufen theilen, herrschte in Indien in ältester Zeit nicht; im Rigweda findet sich eine Andeutung, dass man von einer Wittwe verlangte, dem Hauswesen auch nach dem Tode ihres Gatten mit Eifer vorzustehen; die Purânas, deren ältester nicht über das sechste christliche Jahrhundert zurückreicht, erklären dagegen nur jene Wittwe für wahrhaft tugendhaft, welche den für ihren Ehemann errichteten Scheiterhaufen besteigt; nur dieser sei der Himmel sicher. Wittwen, die sich über den Verlust trösten und sogar wieder heirathen, werden in den heiligen Schriften als nicht würdig erklärt, im Jenseits neben ihren Gebietern einen Platz einzunehmen; sie sollen von Früchten und Beeren leben und gelten im Volke als Schandfleck der Familie. An diesem Mackel haben die modernen Vereine für Wittwen-Verheirathung nur wenig geändert; eine Wittwe schreitet noch immer schwer zu zweiter Ehe. Verschieden von europäischen Ländern, sind in Indien Wittwen von 17 und 20 Jahren keine Seltenheit, sondern geradezu häufig; selbst Wittwen aus besserer Kaste werden unter der Unmöglichkeit anständiger Versorgung zu Geliebten von Mitgliedern der religiösen Orden, wenn nicht zu Prostituirten. Während bei uns uneheliche Geburten unter Mädchen vorkommen, sind sie in Indien die Regel unter Wittwen; deswegen bestraft das indische Strafgesetzbuch Kindsmord mit Gefangenschaft bis zu zehn Jahren.

Die englischen Leiter der indischen Verwaltung verhehlten ihren Abscheu gegen die Wittwenverbrennung nicht; Ram Mohun Roy (Bd. 1, S. 176) trat auf Seite der Engländer und schrieb seit 1819 gegen Satî in seiner Zeitung. Die Orthodoxen gründeten 1820 ein Blatt zur Vertheidigung dieses wie sonstiger Gebräuche, aber der Erfolg blieb auf Seite von Ram Mohun Roy; unterm 4. Dezember 1829 erliess Lord William Bentinck, damals Generalgouverneur von Indien, ein Gesetz, betitelt: *A regulation for declaring the practice of Sati abolished*, welches das Verbrennen von Wittwen für alle Zeiten verbietet. Dem Vollzuge dieses Verwaltungsgesetzes stellten sich ganz unerwartete Schwierigkeiten entgegen; Frauen, von Brâhmanen aufgehetzt, verlangten so ungestüm mit der Leiche ihres Gatten verbrannt zu werden, dass die Verbrennung unter behördlicher Aufsicht gestattet werden musste, da bei Weigerung bedenkliche Ausbrüche des Fanatismus zu befürchten waren. Die Ausstellung eines Reverses seitens der Angehörigen der Wittwe, ihrerseits keiner ihrer Frauen seinerzeit die Selbstverbrennung aufzuerlegen, bewirkte scheinbar ein Aussterben der Unsitte im englischen Indien; aber 1860, nach Niederwerfung des Sipahi-Aufstandes, wurden Satîs in Audh so offen abgehalten, dass nur die Verurtheilung der Veranstalter als Todtschläger Abnahme brachte; noch 1875 wurde bei Lakhnau eine Satî vollzogen, aber das Gericht verurtheilte alle Theilnehmer, dreissig an Zahl, wegen Mordes. Im englischen Reichsgebiet ist seither kein Fall von Sati mehr verzeichnet; in den Vasallenstaaten dagegen ist der Brauch noch nicht unterdrückt. Im Staate Gwalior wird in jeden Pachtakt die Bestimmung aufgenommen, dass Satî auf dem Pachtgute die sofortige Vertreibung

des Pächters zur Folge habe; in Radschputana kostete es 1874 in Udaipur beim Tode des Fürsten (S. 21) die grösste Mühe zu verhindern, dass die vier Frauen des Verlebten nicht, wie es seit Jahrhunderten geschah, den Scheiterhaufen bestiegen. Im Staate Bamra (Centralindien) duldete der Landesherr noch 1880 eine Satî; der Wittwenverbrennung ist deshalb in Indien noch nicht vollständig gesteuert.

Wo eine Satî nicht heimlich und in der Stille, sondern offen stattfindet, wird sie zum Feste, das Zuschauer aus Nah und Fern anzieht. Festlich geputzt und geschmückt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brâhmanen und religiösen Fanatikern, begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche, die sich dem Feuertode widmet, zu dem Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist gewöhnlich bestreut mit



Satî-Grabdenkmal bei Udaipur.

Betelblättern, mit Palmzweigen und mit Blumen. Die Frau theilt, sofern sie hiezu noch Kraft und Besinnung genug besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus; doch wird das arme Geschöpf gewöhnlich in ganz unzurechnungsfähigem Zustande zu dem Scheiterhaufen gebracht. Nicht durch geistige Getränke sucht man sie zu betäuben, sondern durch schnelle und sicher wirkende narkotische Stoffe, wie Bhang, ein Hanfpräparat. In lautloser, unheimlicher Stille umgibt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Wittwe dreimal langsamen Schrittes geht. Hierauf besteigt sie ihr Todeslager, gestützt und begleitet von Brâhmanen; nach wenigen Schritten schon findet sie sich bei dem Leichname ihres Mannes, der zu ihren Füssen, horizontal ausgebreitet, auf dem Scheiterhaufen liegt; zuweilen legt man ihr den Kopf in den Schooss. Mittelst eines Strickes wird die Wittwe an einen hohen, hölzernen Pfahl gebunden, der sich in der Mitte des aufgethürmten Holzhaufens befindet. Leute begiessen den Scheiterhaufen mit Oel, andere eilen mit Fackeln herbei, um ihn anzuzünden; ist dann der entsetzliche Moment gekommen,

in welchem unter der fürchterlichen Todesangst auch der stärkste Geist anfängt seine Fassung zu verlieren; verdüstert und umnachtet sich der Geist der Wittwe, dann beginnen die Brâhmanen laut Gebete herzusagen und Hymnen zu singen; die Religiosen erheben ein Geheul, Trompeten schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlägen. Diese lärmende Musik soll die Schmerzenslaute übertönen, welche die Unglückliche in ihrer Seelenangst ausstösst, dann aber auch ihre letzten Worte unhörbar verhallen lassen, welche meistentheils den Verwandten nur Unheil verkünden und als prophetische Aussprüche gelten.

Wenn die Flammen von allen Seiten hell auflodern, an den Füssen der unglücklichen Wittwe hinanzüngeln und ihre Kleider erfassen, dann kommt es vor — und es geschah dies mehr als einmal — dass die betäubte Gequälte mit einem Male entnüchtert wird; sie erkennt und übersieht das Entsetzliche und Schreckliche ihrer qualvollen Lage, ein gellender, die lärmende Musik weit übertönender Schrei wird hörbar, mit fast übermenschlicher Kraft zersprengt sie ihre schmachvollen Bande und mit einem kühnen, gewagten Sprunge sucht die Gepeinigte dem sie von allen Seiten umgebenden Flammenmeere zu entgehen. Die unmenschlichen Brâhmanen, welche den Scheiterhaufen umringen, eilen ihr aber nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wuthentbrannt in die Flammen zurück.

Ein Sträuben einer Wittwe, überhaupt irgend ein Widerstand von ihrer Seite gegen das grässliche, ihr bevorstehende Loos gilt den Brâhmanen sowohl, als auch den Verwandten als schlimmes Zeichen; es wird dahin gedeutet, dass die Seele des verstorbenen Mannes nach seinem Tode keine Ruhe finden könne. Um jedem Widerstande vorzubeugen, wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schultern gelegt, mittelst welcher sie niedergestossen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen. So war es in Kathmandu geschehen, der Hauptstadt des Himâlaya-Staates Nepal, kurz ehe mein Bruder Hermann an die Verbrennungsstätte gekommen war. Die Menge zerstreute sich lautlos, während der Scheiterhaufen noch glimmte. Die Verbrennung ist stets eine sehr unvollkommene; ist der Scheiterhaufen ausgebrannt, so werden die Ueberreste der Leichen gesammelt.

Der europäischen Civilisation dankt der Hindu die Abschaffung seiner rohen Satî-Gebräuche. Je mehr widersinnige Regeln fallen, um so weniger wird der Brâhmanismus fortleben können. Es wird ihm ergehen, wie einem mächtigen Baume, der dadurch zum sicheren, wenn auch langsamen Absterben gebracht wird, dass er zuerst seiner Blätter, dann seiner Aeste und endlich seiner Rinde beraubt wird. Aehnlich ergeht es im Laufe der Zeit auch dem Hinduismus, wenn die von Brâhmanen getragenen, mit gefälschten Citaten belegten barbarischen Sitten und Gebräuche nach einander abgelegt sind.

Einer steten Steuerkontrole unterlag sonst seitens der englischen Finanzverwaltung ganz Radschputana, jetzt die Umgebungen des Sambar-Sees im Norden von Adschmir wegen des Reichthums der Provinz an Salz. Bergsalz wird in Indien nur an einer einzigen Stelle gewonnen, in dem „Salzkette" genannten Gebirgszuge im Pandschab zwischen Indus und Dschelam-Fluss (siehe das neunte Kapitel); sonst wird Salz überall hergestellt durch Verdunstung von Salzsole an der Sonne. In Südindien, in Madras, wird an der Küste Meereswasser, auf der Halbinsel Gudscharat, an dem Endpunkte des Nordzweiges der Bahn von Ahmedabad westlich, die von Salz gesättigte Sole des Ran (Bd. 1 S. 74) mittelst so einfacher Hebevorrichtungen, wie es die Bd. 1 S. 124 beschriebenen Pakota sind, in grosse Pfannen bis zu 1,500 Quadratmeter Bodenfläche aus festgestampftem Thon gehoben. Die Sole wird der Verdunstung durch Sonnenwärme ausgesetzt, dabei auf Erzielung grosser Körner reinen Salzes gesehen und hiezu bei Zuleitung neuer Sole, Zerbrechen der Krusten Mancherlei beachtet. In Radschputana bildeten sich Salzlager aus der Auslaugung des Bodens durch Regenwasser und dessen Abfluss in Bodensenkungen ohne Abzug. Die erdigen Bestandtheile

setzten sich in den natürlichen Mulden zu Boden, das darüber stehende salzhaltige Wasser verdunstete unter der Sonnenwärme und die Salze bleiben schliesslich als Salzkruste liegen. Durch die Jahrtausende fortgesetzte Ablagerung solcher Stoffe bildete sich an günstigen Lagen eine hohe Schicht salzhaltigen Untergrundes. Während der Regenzeit löst das zur Erde fallende Wasser die im Boden enthaltenen Salze zur Sole auf und beim Eintritt der heissen Jahreszeit erfolgte dann von Eingeborenen Jahr für Jahr Abheben der neugebildeten Kruste. An dem ergiebigsten Lager, dem Sambar (Sambhar-) See, so genannt, weil die Wässer während der Regenzeit eine flache Mulde bis zu dreissig Kilometer Länge bei sechzehn Kilometer Breite bedecken, liess sich die indische Regierung seitens der Ufer-Fürsten von Dschaipur und Dschodpur 1869—70 Hoheitsrechte bewilligen, regelte vertragsmässig die Ausbeute wie den Verschleiss von Salz aus den übrigen, verglichen mit Sambar unbedeutenden Salzsümpfen und betreibt seit 1. Oktober 1878 am Sambar-See auf eigene Rechnung die Gewinnung von Kochsalz in so grossartigem Massstabe, dass die Anlage, die mit der Radschputana-Eisenbahn durch eine Zweigbahn verbunden ist, Speisesalz für 30 Millionen Indier zu liefern im Stande ist.

Salz war in Indien ein Besteuerungsobjekt seit der Herrschaft der Mohammedaner. Die Moghulkaiser hatten die einzelnen Pfannen besteuert; die Marâthen konzessionirten Pfannen, legten die Betriebsstätten unter Zollbann und zerstörten die übrigen Pfannen. Die englische Verwaltung führt 1765 das Monopol ein, verpachtet 1767 die Salzabgabe an Unternehmer, kehrte 1780 zum Monopol zurück und gestattete seither der Privatindustrie nur ausnahmsweise (in Südindien seit 1871) Salzbereitung unter erschwerenden Kontrolmassregeln mit der Verpflichtung, das Fabrikat an die Regierungs-Niederlagen zu verkaufen. Aus diesen Depots entnehmen Händler das Salz gegen den jeweils festgesetzten Aufschlag. Dieser wechselte nicht nur nach Zeiten, sondern auch nach Provinzen, bis das 18. Gesetz von 1877 hierin Gleichheit brachte. Der Aufschlag ist jetzt für das ganze Reich auf 5 Mark vom indischen Maund (41 Kilogr.) festgesetzt[1]). Der Regierung kostet der Maund durchschnittlich vierzig Pfennige, abgegeben werden jährlich 24—30 Millionen Maund, die Reineinnahme aus dem Salzaufschlag war 1880 fast 150 Millionen Mark.

Auf den Kopf der Bevölkerung ausgeschlagen, ergiebt die Produktion einen Durchschnitts-Verbrauch von nur 10 Pfund, in sehr armen Distrikten fällt die Ziffer sogar auf 8 Pfund; hier hilft die Bevölkerung durch Ausziehen der Salze aus Schwemmerde und anderen Surrogaten nach. Bei den niedrigen Arbeitslöhnen ist die grosse Zahl der Taglöhner durch den Salzaufschlag erheblich besteuert, ja durch die Preissteigerung, welche dieses unentbehrliche Nahrungsmittel im Kleinhandel erleidet, sogar überlastet; die Klagen über das Salz-Monopol ertönen desswegen in der indischen Tagespresse nicht weniger laut, als bei uns wegen Mehrung der indirekten Steuern. Die indische Finanzverwaltung kann des Salzaufschlages nicht entrathen, konnte aber darauf hinweisen, dass hier alle anderen Verzehrungsgegenstände des täglichen Bedarfes steuerfrei sind. Der Preiszuschlag auf Salz durch die Händler beträgt durchschnittlich ebenso viel als ihre Auslagen an die Regierungs-Niederlagen. Die verberserten Verkehrsverhältnisse haben in begünstigten Distrikten den Preis durch Mitwerbung herabgedrückt; die Schwierigkeit des Landtransportes auf Nebenwegen mag aber die Thatsache veranschaulichen, dass am Sambar-See vor Vollendung der Radschputana-Eisenbahn die Verfrachtung eines Viertels der gegenwärtigen Ausbeute die Einstellung von 28—30,000 Last und Zugthieren nöthig machte, um das Salz in die Stationen der Allahabad-Dehli-Eisenbahn zu liefern.

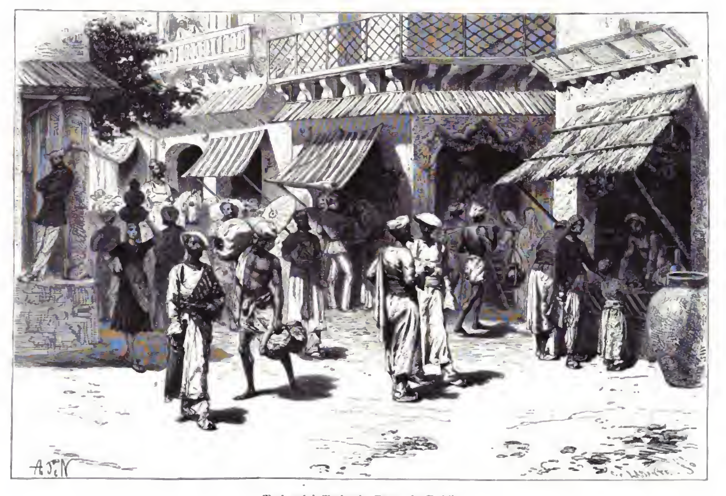
Bis zum Finanzjahre 1880/81 war die Salzproduktion in Radschputana englischerseits

[1]) Im Jahre 1876 betrug der Aufschlag in Bengalen 6 2/3 Mark, in Madras nur 2 2/3 Mark. 1806 erhob die Regierung in Madras 1 Mark Aufschlag; 1846 stieg die Abgabe auf 2 Mark; die Abgabe ertrug in Madras 1805: 4 Mill. Mark, 1871: 25 Mill. Mark. Zur Vergleichung sei erwähnt, dass im Deutschen Reiche Salz mit einer Verbrauchssteuer von 6 Mark der Zentner belegt ist.

unkontrolirt geblieben, hatte aber die Einnahme aus dem Salz-Monopole in erheblichem Grade geschädigt. Zur theilweisen Abwehr diente eine Binnenzolllinie, die westlich in der Pandschab-Provinz begann, an der Nordgrenze von Radschputana östlich weiter zog, Vasallenstaaten Centralindiens einschloss und westlich am bengalischen Meerbusen endete; eine ähnliche Zolllinie umzog Radschputana südlich an den Grenzen der Präsidentschaft Bombay und der Provinz Berar. Diese Zolllinien hatten eine Länge von 4,000 Kilometer; sie waren in ihrer ganzen Länge 2—3 Meter breit mit einer 3—4 Meter hohen Hecke aus lebenden Sträuchern bepflanzt oder es waren stachelige Dorngebüsche eingerammt, wo Sträucher im Sand nicht wurzelten. Die Hecke hatte 1,727 Ausgänge; im Durchschnitte zwei auf den Kilometer; an jedem Durchgange stand ein Wachthaus, 10,832 Wächter hatten dem Schmuggel zu steuern. Am 1. April 1880 fielen in ganz Radschputana die Zollschranken. An Stelle eines Seitenstückes zur weltbekannten chinesischen Mauer, die um tausend Kilometer kürzer ist, als die indische Binnen-Zolllinie war, erstand unter einer Bevölkerung, die sonst nur den Ruhm genoss alterthümliche Sitte zu bewahren, eine Hauptbetriebsstätte für Gewinnung von Salz, an welcher der Bienenfleiss indischer genügsamer Arbeiter, unterstützt von den besten Maschinen der modernen europäischen Technik, eine erstaunliche Leistungsfähigkeit entwickelt.



Kamel-Karawane.



Tschandni Tschauk, Bazar in Dehli.



Uferbauten am Wischwamitri Flusse, Baroda.

ACHTES KAPITEL.

Gudscharat.

Das Grenzland südlich von Radschputana ist rauh und wild. Die Hügel sind steil und mit Hochwald bedeckt; zwischen echten und Bastark-Teak, deren Holz den Schiffsbauern unserer Kriegsflotte unentbehrlich geworden ist, streben verschiedene Akaziensorten, Dschambal *(Eugenia jambolana)* und Holzapfel empor; aus dichtem Unterholze ragt üppiger Bambus hervor. In tief eingegrabenem Bette stürzen die Flüsse ihre Wasser hinab. Die waldigen Höhen sind von Bhils bewohnt; im Thale haben sich Kol angesiedelt, ein anderer Zweig des centralindischen Waldvolkes, das von Südost heraufzog. Weiter hinab, gegen Westen, drücken ausgedehnte Sandebenen, stellenweise von dünnem Wald bestanden, die Senkungen von schwarzer fruchtbarer Thonerde angefüllt, der Landschaft den Charakter der Einförmigkeit auf; Hörige leisten die Feldarbeit, mehren aber die Einnahmen durch Kuhdiebstahl an den Heerden ihrer Herren und finden sich bei diesem unsauberen Geschäfte zusammen mit einer zahlreichen Klasse wandernder, nicht ansässiger Taglöhner. Gegen Süden wird das Kulturland breiter. Aus zahlreichen Flüssen ist der einstige Meeresstrand mit einer dicken Schicht fruchtbarsten Ackerbodens überführt, auf welchem die Gewächse mit subtropischer Ueppigkeit emporschiessen. Hier stösst man in weitem Plane auf eine Strecke Niederholz, aus welcher kein einziger schattenspendender Baum emporragt; die nächste Tagreise kann aber durch einen waldartigen Hain von Fruchtbäumen aller Art führen, unter deren Laubdache mit grossem Nutzen Gartenfrüchte gezogen werden. An der Küste schweift der Blick über so ausgedehnte Baumwollenfelder, dass eine andere Kultur gar nicht erwartet wird; an anderer Stelle zieht man als Hauptfrucht Weizen und die dortigen Ueberschüsse waren unter allen indischen Weizenernten die ersten, für welche, begünstigt durch die Nähe des Meeres, Absatz in Europa gesucht wurde. Strichweise sind

Gewanne und Strassenzüge, die durch ihre tiefen Geleise und zahlreichen Löcher den schlechtesten unserer Feldwege gleichkommen, von dichten Hecken eingesäumt, während anderwärts wieder nichts die Antilope hindert in jedes Feld einzubrechen.

Die Provinz, welcher diese Schilderung gilt, ist Gudscharat, auch Guzerat geschrieben; sie hat einen Umfang von der Grösse des Königreiches Rumänien, ist aber in seinem fruchtbarsten Theile doppelt so dicht bevölkert als dieses und bildet den nördlichen Theil der Präsidentschaft Bombay. Gudscharat heisst Land der Gudscharas von einem Volke dieses Namens, das der Provinz zwischen 4 — 800 der christlichen Zeitrechnung seine Herrscher gegeben hatte und über Radschputana aus dem Pandschab eingewandert war. Schon die alten Arier hatten hier ihre Heerden geweidet, ihre Hirten (Âbhîrs) waren von der Indusmündung herübergekommen, dem Abiria oder Hirtenlande bei Ptolemaeus. Für die Geschichte der Hindureligionen kommt die Südküste der Kathiawar genannten Halbinsel der Provinz eine hohe Bedeutung zu. In Dwarkâ an der Westspitze der Halbinsel, heute Besitzthum von Baroda, hatte Krischna (Wischnu), in Somnath (S. 27) Siwa einen hochverehrten Tempel; in Girnar, etwas landeinwärts der Küste, verewigte König Asoka aus Patna am Ganges durch Inschriften im anstehenden Gesteine mit ehernem Stifte seine Anhänglichkeit an die Buddhareligion und seine Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe. Um 1,100 unserer Zeitrechnung hält die Dschainareligion ihren Einzug und beschränkte den Einfluss der Brâhmanen, die als Diplomaten und Minister an den Höfen der Fürsten grosse Erfolge errungen hatten. Nicht an Zahl, wohl aber an Unterabtheilungen übertreffen die Gudscharat-Brâhmanen alle anderen Glaubensgenossen; sie erhielten Zuzug aus Radschputana wie Central-Indien und unterscheiden 160 Unterkasten.

Politisch zerfällt Gudscharat heute in vier grosse britische Bezirke und eine Reihe von Vasallenstaaten; in diesen erhielten 53 Regenten Patente und gelten als regierende Fürsten, beschränkte Jurisdictionsrechte sind allein auf der Halbinsel Kathiawar anderen Mitglieder des hohen Adels nach Hunderten gewährt, manche von ihnen sind Herr nur über ein einziges Dorf. Als nationales Band umschlingt die ganze Provinz die gemeinsame Sprache; man spricht dort Gudscharâtî, ein aus dem Sanskrit hervorgegangener neuindischer Dialekt; die Schrift ist dem heiligen Dewanâgarî-Alphabete nachgebildet, mit welchem man Sanskrit schreibt, hat aber ihre Besonderheiten, wesshalb das Gudscharâtî-Alphabet als ein eigenes gezählt wird. Die Grenzen der Sprache reichen von Radschputana hinab bis zur portugiesischen Küsten-Besitzung Daman; östlich bilden die Gebirgswand der Ghats, westlich das Meer die Grenze. Als Handelssprache greift Gudscharâtî über ihr natürliches Geltungsgebiet hinaus. Man spricht und schreibt Gudscharâti nicht nur unter den Nachbaren westlich und südlich; die Inder, die den mit Arabien und der Ostküste Afrikas seit Jahrtausenden gepflegten überseeischen Verkehr unterhalten, sind fast ausschlieslich Baniya (S. 142) aus Gudscharat. In Ostafrika ist von Sofala im Süden bis Kap Gardafui im Norden Gudscharâtî die Kaufmannssprache für die dort zahlreich angesiedelten Indier; hört man in den Häfen des persischen Meerbusens eine indische Sprache, so ist es fast immer Gudscharâtî, seltener Katschî (die Sprache auf der von Gudscharat durch einen Arm des Ran getrennte Insel), oder Hindi. Der Fleiss und die Ausdauer dieser Gudscharâtî-Indier im Geschäfte ist ausserordentlich; sie leben einfacher und sparsamer als es ihnen der Europäer gleich thun kann. Sie kommen in jungen Jahren nach Ostafrika, machen sich selbstständig und versäumen nicht leicht eine Gelegenheit, Geld zu verdienen. Der Baniya wird Tyrannei der Herrscher, Entbehrungen und Elend ertragen; erst wenn andauernd Verluste eintreten, verlässt er den Platz. Die Bücher sind bei doppelter Buchführung sehr sauber geführt. Jährlich mit dem Südwestmonsun geht der Chef in seinem Dav (Dhow), einem indischen Deckschiffe von 100—300 Tonnen Tragkraft mit einem einzigen Mast, lateinischem Segel und 100 bis 150 Mann Besatzung

nach Indien, setzt die Waare um und kehrt mit dem Nordmonsun zurück. Diese Indier führen auch europäische Waaren, englische wie Hamburger Importeure finden an ihnen bereitwillige Abnehmer.[1]) Ist ein entsprechendes Vermögen erworben, so kehrt der indische Kaufman in seine Heimat zurück; mohammedanische Familien bilden allein eine Ausnahme und sind schon seit vier bis fünf Generationen ansässig.

Bei ihrer Sucht Geld zu machen stand zu erwarten, dass die Gudscharâti-Kaufleute an der Küste Ostafrika's auch an dem einträglichen Sklavenhandel Geschmack finden würden; aber die Behörden kamen lange Zeit nicht dahinter. Der bekannte Afrika-Reisende Livingstone brandmarkte als der erste die Baniyas als Sklavenhändler „schlimmer als die afrikanischen Kannibalen“, und die englischen Seebehörden in Zanzibar setzten nun einen Baniya fest, Unterthan des indischen Fürsten von Katsch, wegen Uebertretung des indischen Gesetzes von 1843, das jedem Indier das Halten von Sklaven selbst nur als Hausdiener verbietet. Das Oberlandesgericht in Bombay sprach den Mann jedoch frei, weil die englischen Anti-Sklavereigesetze nur auf englische Reichs-Unterthanen Anwendung fänden, nicht aber auch auf jene seiner Vasallen. Diese Lücke füllt sodann eine Parlamentsacte vom 27. August 1876 aus und verstopft die letzte Quelle, aus welcher sich der einst an Indiens Westküste von Katsch und Gudscharat aus mit Indiern, später von jenseits des Meeres mit afrikanischen und arabischen Sklaven so schwunghaft betriebene Sklavenhandel noch nährte. Glaubhaft wird versichert, dass die angesehenen Indier froh waren, sich den Zumuthungen des Handels mit Sklaven jetzt entschlagen zu können; als tüchtige Kaufleute verlegten sie sich seither auf einen schwunghaften Handel mit Arabien.



Grabdenkmal von Schaikh Ahmed Khattu in Ahmedabad.

Hauptorte in Gudscharat sind im englischen Reichsgebiete Ahmedabad, in den Vasallenländern Baroda.

Ahmedabad „Stadt Ahmed's“, war eine Hauptveste der Gudscharâti-Moslims und verdankt diesen seine stattlichen Bauten. Am 4. Juni 1411 befahl Sultan Ahmed I, Enkel von Muzaffar, eines zum Islam übergetretenen Râdschput, der von seinem Gönner, dem Tughlak Kaiser Fîroz Schâh mit dem Titel Sultan als Gouverneur über Gudscharat gesetzt war, die Anlage der Stadt an der Stätte einer alten Hindu-Ansiedelung. Dem Heiligen Schaikh Ahmed Khattu (siehe sein Mausoleum) hatte der Prophet Elidschah in einer Vision den schwierigen Auftrag gegeben, einen Ort zu suchen, an welchem sich vier Männer des Namens Ahmed zusammenfänden, die nie ihr

[1]) Gerade bei solchen Exporten, welche nicht auf Bestellung hin erfolgen, erweisen sich Handelsmuster von hohem Werthe. Ein Streifen zu viel oder zu wenig macht die Negerdame an der Qualität zweifeln und sie entscheidet sich für einen schlechten Stoff aus Surat, Broach oder Bengal, der genau die herkömmlichen Breiten und Muster zeigt. Ein Hamburger Kaufmann machte die berühmten Maskat-Turbane nach; sie fielen in der Farbe um ein Weniges zu hell aus und blieben unverkäuflich

Nachmittagsgebet unterlassen haben. Ein solcher Ort war Ahmedabad. Zur Ausschmückung der neuen Stadt mit Denkmälern des islamitischen Kultus boten sich ungesucht zahlreiche Hindutempel dar. Verschieden vom Grundplan der centralindischen Tempel (siehe S. 103) war in Gudscharat das Allerheiligste im Centrum des Schiffes niedergelegt; war diese Stelle eingeebnet und der Zwischenraum zwischen der äusseren Säulenreihe ausgemauert, so war das mohammedanische Gebethaus fertig. Die Einreissung der Vorhalle (lit. e des Planes S. 103) lieferte überdies das Material für die dem Moslim so unentbehrlichen Grabdenkmäler, an denen Ahmedabad äusserst reich ist. Die indo-sarazenische Architektur erhielt hier eine Richtung, die sie anderwärts nicht einschlug. Die Minarets sind durch die Zierlichkeit des ganzen Baues, die sauberen Steingitter an den Gallerien und die geschmackvollen Laternen an der Spitze den weltbekannten Minaretthürmen von Kairo anzureihen; bei Moscheen wird alle Kunst auf die Ausschmückung der Vorbaue gewendet. An weltlichen Gebäuden entzückt der Arkadenbau, die Stockwerke getrennt durch ebene Plafonds ohne Anwendung von Gewölben; bei Anlage von Teichen übertrafen die Ahmedabadi die Hindostani-Baumeister durch die reiche Ornamentik an den Steinfassungen, an den Zu- und Ausflüssen und in der Ausführung der Steintreppen (vgl. die Tafel zu Bd. 1, S. 32: Ruinen von Mahmud Begada's Harempalast zu Sarkedsch, Regent über Ahmedabad von 1459—1511).



Grabdenkmal der Hauptgemahlin des Sultans Ahmed I.

Die Bevölkerung von Ahmedabad beträgt nach der letzten Volkszählung 116,873 Einwohner; durch seine Lage achtzig Kilometer von dem Nordende der Bay von Cambay in 53 Meter Höhe über dem Meere in einer anbaufähigen Ebene war die Stadt in der Zeit lebhaften Landhandels von Indien mit Persien Anziehungsdunkt für die Gewerbetreibenden und Händler aus Indien wie Westasien. In der Zeit seiner höchsten Blüthe (1640—70) zählte die Stadt 900,000 Einwohner und von der Geschicklichkeit der damaligen Arbeiter in Baumwolle, Seide und Goldbrokat stammt das Volkssprüchwort, sein Wohlstand hänge an drei Fäden: von Seide, Gold und Silber. Der Baumwollspinnerei gab die Einfuhr englischer Garne den Todesstoss, europäische Gewebe verdrängten die indische Handarbeit seit 1820; europäische weisse Waare heisst hier noch heute „Doktorszeug“, *Doktori Kapda*, weil ein Doktor Gilder (von der Firma Gilder, de Souza & Co.) der erste Importeur war. Gedruckte europäische Shirtings eroberten sich nicht den Markt; ihre Farben gelten als weniger dauerhaft, eine 1878 in Ahmedabad in Betrieb gesetzte mechanische Druckerei machte sofort Bankerott; der Indier druckt Kalikos wie bei uns mit Holzblöcken und weiss besonders mehrfarbige, schöne Muster herzustellen. Die dortige Seidenweberei, einst in ganz Indien berühmt, ging seit 1875 auffallend stark zurück, weil die indischen Fürsten an schwerem Seidenzeuge mit eingewebten goldenen und silbernen Blumen, Zweigen, Thier- und

Menschenfiguren den Geschmack verloren und die Kaufordres einstellten; während der 1876 abgesetzte Nachbarfürst von Baroda für seinen Hof und seine Würdenträger in Ahmedabad an kostbaren Seiden- und Baumwollengeweben jährlich Einkäufe im Betrage von 1½ Millionen Mark machte, verausgabt sein Nachfolger hierfür jährlich nur 160,000 Mark. Darunter leidet jetzt auch die Kunst, Gold- und Silberbarren in Fäden auszuziehen, bis sechs Gramm Silber in einen Faden von 2,000 Meter Länge ausgesponnen sind. Diese Fabrikate werden von Mitgliedern der Kanbi-Kaste hergestellt und sind von Ahmedabad bis Kairo und Peking gesucht; sie werden in Afrika zum hundertfachen Einkaufspreis abgesetzt, auf der hinterindischen Halbinsel hat auch der roheste Malayafürst solche Waare in seinem Schatze aufgespeichert. — Die Moghulstatthalter hatten Fabrikation und Handel mit einer Werthabgabe von 2½ Prozent für Mohammedaner, von fünf Prozent für Hindus belegt. Ihre Nachfolger im Besitze, die Marâthen und der Gâekwâr von Baroda, verdoppelten 1751 die Abgaben; als England 1802 am Nordende des Golfes von Bombay festen Fuss fasste, lagen in Ahmedabad die alten Geschäftshäuser in Ruinen, die Kaufmannshallen standen leer. Seither entstand ein lebhafter Exporthandel mit Bombay, voran in Roh-Baumwolle. Das zufriedene Aussehen der Bevölkerung, auf dem Lande die grossen Dörfer mit zahlreichen stattlichen Gebäuden, mit Schulhäusern und Rasthäusern für Reisende (Bangalos) zeigen von Wohlstand. Allerwärts sind die Dornhecken um die Felder fleissig gepflegt, Jedermann fühlt sich sicher des Schutzes seines Eigenthums. Wanderten sonst die Früchte des fleissigen Arbeiters in die Geldkoffer habgieriger Beamten, dienten sie in Luxusbauten zur Verherrlichung des Islam, einer der Bevölkerung fremd gebliebenen Religion — denn die Moslims bilden in der Provinz nur 5½ Prozent —



Tiefbrunnen (Baoli) in Nord-Gudscharat. [1]

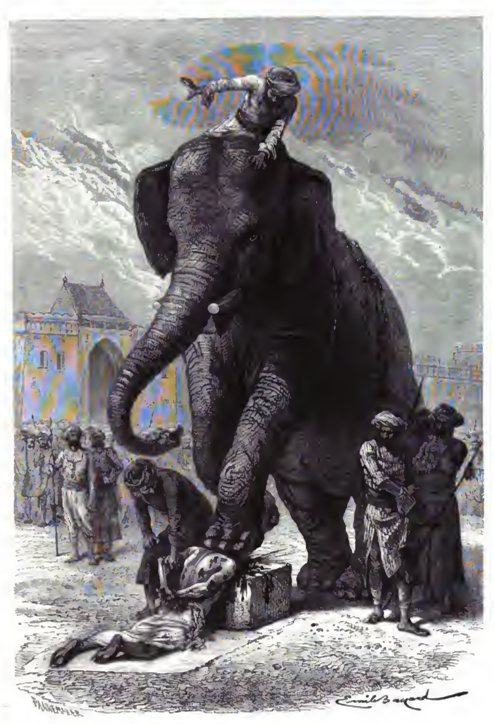
[1] Diese Anlagen sind wahre Kunstbauten. Man steigt zum Wasser zwischen Steinwänden auf sanft geneigter Treppe nieder, zum Ausruhen sind Absätze eingelegt. Ueber jedem Absatze steht ein Schatten spendender Oberbau auf Säulen; liegt die Quelle tief unter dem Erdboden, so haben die Steinwände eine Länge von hundert und mehr Metern oder bilden ein grosses, auf einer Seite offenes Viereck.

so sammeln jetzt drei Schienenstränge (nach Kathiawar, Radschputana und Bombay) die Ueberschüsse der Provinz an Getreide und Fabrikaten und erleichtern ihren Absatz.

Im Glanze prunkvoller fürstlicher indischer Hofhaltung sonnt sich die Stadt Baroda, Residenz für den Staat gleichen Namens von 2 Millionen Unterthanen südlich von Ahmedabad; nur 11,392 Quadratkilometer (207 deutsche Quadratmeilen) umfasst das Staatsgebiet, aber das Land ist fruchtbarster Marschboden und die Bevölkerung ist mit einer Dichtigkeit angesiedelt von fast 10,000 Menschen auf die deutsche Quadratmeile (180 auf den Quadratkilometer). Die Herrscherdynastie legt sich den Namen bei Gâekwâr (Gaikwar, Guikwar), was einen Thierbändiger bedeutet und ist Marâtha-Herkunft. Ihre Urahnen waren Hirten und Thierbändiger in Gudscharat, verlegten sich dabei auf Wegelagerung und machten grosse Beute unter den Moghul-Kaisern, als der Hafenplatz Surat für die indischen Moslims Einschiffungsort nach Mekka war. Im Beginne des 18. Jahrhunderts verstand es Damadschî Gâekwâr, die bisher vereinzelt operirenden Banden zu sammeln; in der Schlacht von Balapur (bei Akola in Berar an der Eisenbahn nach Nagpur in Centralindien) kämpfte er im Januar 1721 mit seinen Leuten unter dem Marâtha-Feldherren, verhalf diesem zum Siege über die Moghularmee und wurde dafür vom Peischwa oder Oberhaupte der Marâthen zum Zweitkommandirenden in Gudscharat ernannt unter der Auflage, in der anvertrauten Provinz den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Unterm 1. April 1731 zu Gunsten des Peischwa der Hälfte der Einkünfte beraubt, mehrten dagegen Eingriffe in den Besitz der Moghul-Kaiser die Hausmacht der Gâekwâr; 1732 wurde Gebiet und Stadt Baroda besetzt, 1761 zogen des Gâekwâr Streiter mit den Heeren von Sindia und Holkar gegen Dehli und erlitten mit diesen bei Panipat durch die Reiterschaaren der Afghanen eine schwere Niederlage, welche den Moghul-Kaisern noch ein halbes Jahrhundert die Beherrschung von Hindostan ermöglichte.

An Indiens Westküste wurde jetzt die ostindische Kompagnie die erste Macht und zerlegte den Besitz der Marâthen in verschiedene Reiche; mit Urkunde vom 20. Januar 1780 wird der Gâekwâr englischerseits seiner Unterthänigkeit gegen den Peischwa entbunden und als Selbstherrscher über Baroda anerkannt. Selten lohnte ein Emporkömmling seinen Wohlthäter so schlecht als Baroda. 1802 droht ein Bürgerkrieg; die englischen Truppen rückten ein und fanden in den Händen der Leibwache aus arabischen Söldlingen eine geradezu beispiellose Gewalt. Der fürstliche Schatz war schon seit Langem leer, aber der Inhaber wollte seine Ausgaben nicht einstellen und die Händler waren schwerer Bedrückungen sicher, wenn sie sich weigerten, die verlangten Waaren abzugeben. Da hatten die Gläubiger zu dem Mittel gegriffen, die arabischen Söldlinge um die Bürgschaft für ihr Guthaben anzugehen; diese drückten den Kontrakten ihre Siegel bei, füllten dabei durch Geschenke ihre Taschen und die gesammte wohlhabende Bevölkerung des Landes blickte zu dem Häufchen Araber, deren Befehlshaber sich neben dem Kommando einflussreiche Stellen zu sichern wussten, als ihre Retter vor geschäftlichem Ruin empor. Als zur Wiederherstellung der Ordnung die Entfernung der Araber geboten war, musste sich die englisch-ostindische Kompagnie bequemen, die Bürgschaft der Araber durch die engliche zu ersetzen. Diese Uebernahme wurde für die britisch-indische Verwaltung eine fortlaufende Kette von Ueberraschungen. Landesfürsten wie Beamte beuteten die Bürgschaft zu ihrem Privatvortheile aus, Abwickelung wurde fortgesetzt hintertrieben und es bedurfte des Druckes eines englischen Parlamentsbeschlusses, um zur Feststellung des Inhaltes der Bürgschaften und Zurückweisung aller unberechtigten Buchungen zu gelangen.[1]) Sehr gespannt war die Lage 1839; der Sipahi-Aufstand von 1858 aber machte den Gâekwâr Khandi Rao, der am 12. Dezember 1856 zur

[1]) Das treffende Blaubuch datirt vom 5. August 1863. Vier Bürgschaften führten zu Familienrente auf ewige Zeiten, andere wurden in Leibrente der gegenwärtigen Inhaber umgewandelt; der grössere Theil der Bürgschaften aber ist jetzt durch Tilgung oder Einziehung auf Grund nachgewiesener Fälschungen hinfällig geworden.



Der Elefant als Henker.

Regierung gekommen war, um seinen Thron besorgt; er hielt treu zu England, wurde dafür mit Herabsetzung seiner baaren Einschüsse in die britische Kassa belohnt und hielt sich hierdurch bei seiner Neigung zu glänzender Hofhaltung voll entschädigt. Die Untersuchung des Jahres 1863 über einen Mordversuch an dem Fürsten ergab als Urheber den Bruder und designirten Thronnachfolger des Regenten, Mulhar Rao, und brachte eine weitverbreitete Verschwörung zu Tage; Mulhar Rao wurde als Staatsgefangener in eine Veste internirt, der gedungene Mörder aber zum Tod durch einen Elefanten verurtheilt. In der Zeit des Glanzes der Marâthen war in Puna (Bd. 1, S. 89) eine eigene Strasse zur Ausführung dieser damals gar nicht seltenen Executionen bestimmt; der Elefant als Henker verstiess nicht gegen die Hindu-Anschauung, dass ein Mensch nicht durch Menschen gerichtet werden solle. In unserem Falle wurde die Execution ausserhalb der Wälle der Stadt Baroda vollzogen; Zeuge dieser voraussichtlich letzten Hinrichtung dieser Art in Indien war der französische Reisende Louis Rousselet und sein Begleiter lieferte die Zeichnung für die betreffende Tafel.[1]



Vorbäu an der grossen Moschee zu Sarkedchs bei Ahmedabad.

Im November 1870 stirbt Khandi Rao; eine seiner Frauen war guter Hoffnung und der Verschiedene hatte bestimmt, dass ein nachgeborener Sohn der Erbe seines Reiches werden solle, während bei Geburt einer Tochter der Wüstling Mulhar Rao ihm als Râdscha zu folgen habe. Es erfolgte die Geburt einer Tochter, Mulhar Rao bestieg den Thron; aber solche Verwirrung folgte in allen Theilen der Verwaltung seiner Uebernahme der Regierung, dass die indische Centralstelle schon 1873 einen eigenen Ausschuss zur Erwägung der unerlässlichen Reformen einzusetzen genöthigt war. Die Vorschläge dieser Kommission schlug Mulhar Rao in den Wind; grosses Aergerniss gab er seinem Volke im Mai 1874 durch die feierliche Vermählung mit seiner Maitresse Laschmî Bai, allen Verträgen mit Britisch-Indien sprach das Ansinnen Hohn, es wolle der im fünften Monate der Ehe mit Lakschmî Bai geborene Sohn als Thronnachfolger anerkannt werden. Mit der raffinirten Grausamkeit eines Orientalen suchte sich Mulhar Rao durch Marterqualen der Wittwe seines älteren Bruders zu entledigen; als der englische Aufsichtsbeamte sich ihrer annahm, überhaupt auf Seite des hohen Adels trat, der nach so scandalösen Vorgängen den Gehorsam zu kündigen sich entschlossen hatte, da griff der Fürst zum Gift. Mit einer, sonst am jüngeren

[1]) Das Bild stimmt zur Beschreibung wie zu den Nachrichten über die früheren Hinrichtungen dieser Art in Puna; als Elefant ward jederzeit ein sehr kräftiges Thier ausgesucht und zu diesem Zwecke mit berauschender Nahrung gefüttert, was ihn sehr aufgeregt macht.

Indier nicht zu beobachtenden Kurzsichtigkeit übersah Mulhar Rao, dass in der englischen Verwaltung mit der Regelmässigkeit des Ganges einer Maschine in einen offenen Posten sofort ein Nachfolger einrückt; er bestach den Leibdiener des englischen Residenten, Oberst Phayre, seinem Herren Arsenik vermengt mit Diamantenstaub darzureichen; diesen kostbaren Zusatz hält der Indier für das denkbar stärkste Gift. Am 11. November 1874 wird Phayre in sein Morgengetränk eine starke Dosis dieser Mischung eingerührt, die Flüssigkeit aber vom Oberst ihres schlechten Geschmackes wegen nicht ganz getrunken; Tags darauf erneuern die Verschworenen die Mischung in stärkerem Grade, Geschmack und Satz in der Schale verriethen aber den Anschlag, der Trunk wurde nicht genommen, die Schuldigen aber ermittelt und durch ihr Geständniss und sonstige Indicien ergab sich der Landesfürst als Anstifter.

Vom Gesichtspunkte eines indischen Adeligen (Sirdar) aus ist es keine verbrecherische Handlung, einer unbeliebten oder gar verhassten Person in seiner Umgebung gewaltsam sich zu entledigen.[1]) Die britische Regierung behandelt solche Gewaltakte, wenn von den Mitgliedern regierender Familien verübt, nicht als Kriminalfall, sondern als politisches Verbrechen, als Bruch der Vasallentreue und als unvereinbar mit der Machtfülle des königlichen Thrones. Die Strafe für solche Gewaltakte ist Enthebung von der Regierung oder Aberkennung der Thronnachfolge und Internirung an einem Orte im englischen Reichsgebiete. Sonst erfolgte Untersuchung des Falles und Bescheid im Administrativwege; ein Erlass des auswärtigen Amtes an den Betroffenen und eine Proclamation im Namen des General-Gouverneurs an die Unterthanen verkündet Absetzung des Schuldigen und Inthronisirung eines Nachfolgers. In Baroda traten zum ersten Male (am 23. Februar 1875) englische Richter, indische Fürsten und Würdenträger zu einem Staatsgerichtshofe zusammen, um in der Anklage gegen Seine Hoheit, Gâekwâr Mulhar Rao von Baroda, wegen politischen Mordversuches in öffentlichem Verfahren das Beweismaterial zu prüfen. Der Zusammentritt eines solchen Staatsgerichtshofes war im indischen Staatsrecht eine gewaltige Neuerung, die weder dort noch in anderen asiatischen Staaten einen Vorgänger hat. In Europa setzt sein Zusammentritt eine Ministeranklage voraus; in der Gegenwart bot nur Frankreich in der Verhandlung gegen den Marschall Bazaine das Schauspiel eines in solchem Rahmen sich bewegenden Prozesses. Zu Mitgliedern dieses Gerichtshofes wurden ernannt der englische Oberrichter Cough als Vorsitzender, zwei andere



Oberbau im Palaste der königlichen Sommerwohnung zu Baroda.

[1]) Die Gutscharâti-Sirdars sind hierin besonders behoblätig; erst im Oktober 1880 hatte sich der zweitgeborene Sohn eines einstigen Baroda-Vasallen, des jetzt selbständigen Mahârâwal von Tschota Udaipur (östlich von Baroda) vor einem englischen-indischen Tribunale wegen Mordes zu verantworten, verübt an seiner Gattin wegen Untreue; mit Geschick ward Schlangenbiss (Bd. 1, S. 179) vorgeschützt und ein freisprechendes Urtheil erwirkt.

englische Richterbeamten und drei Indier. Diese Indier waren Ihre Hoheiten die Mahârâdschas Dschiadschi Rao Sindia von Gwalior (siehe dessen Bild und Biographie S. 100), Râm Singh von Dschaipur (S. 140) und Râdscha Sir Dinkur Rao, früher Minister in Gwalior, dann 1872/73 mit der Regentschaft im Staate Dholepur (Radschputana) betraut. Die Beiziehung dieser Würdenträger machte einen ausserordentlich guten Eindruck; sie erwies die Unparteilichkeit der englischen Regierung, denn Sindia ist gleich Mulhar Rao vom Marâtha-Stamme. Der Gerichtshof hielt zwanzig Sitzungen, vernahm mit der Umständlichkeit, wie sie englische Geschwornengerichte kennzeichnen, 25 Zeugen und hörte nach Begründung der Anklage eine lange Vertheidigung des englischen Advokaten Ballantine, der gegen ein Honorar von 100,000 Mark als Anwalt des Beschuldigten aus London verschrieben worden war. Die Zeugen sprachen die Landessprache, Gudscharâtî, Sindia verstand nur Marâthî, Râm Singh Hindî, Ballantine nur Englisch. Jede Frage, Aussage und Rede musste durch Dolmetscher Englisch, Marâthî und Hindî wiedergegeben werden; mehr als einmal bemängelten die sprachkundigen Rathgeber des Gerichtshofes und Vertheidigers die Uebertragungen. Erst am 23. März trat der Gerichtshof zur Abgabe seines Wahrspruches zusammen. Die Abstimmung wurde schriftlich beliebt; die drei englischen Richter sprachen sich für schuldig aus, die indischen Fürstlichkeiten für Nichtschuldig. Nach dem Urtheile von Augenzeugen sei auf die Indier von überwältigender Wirkung der Schachzug von Ballantine gewesen, Oberst Phayre eine einstige Rüge seiner vorgesetzten Stelle vorzuhalten, wahrscheinlich zu machen, dass der Angeschuldigte hiervon Kenntniss hätte und daraus zu folgern, Mulhar Rao habe sich des als leidenschaftlich bekannten missliebigen Beamten durch den Antrag auf Abberufung entledigen können, seine Ermordung aber nicht nöthig gehabt. Die freisprechenden Voten wurden der englischen Regierung seinerzeit als Schlappe angerechnet; aber was in westländischen Staaten kraft des Beamtenregulatives geschieht, ist in Indien gegen Fürsten nach Vasallenrecht angängig. Eine Proklamation vom 19. April 1875 verkündet seitens des Generalgouverneurs und seiner Räthe, dass die Richter getheilter Ansicht waren und dass deshalb die englische Regierung ihre Aussprüche nicht zur Richtschnur ihrer Entschliessung nehme; dagegen hätte diese Untersuchung wie andere Erhebungen in der Staatsverwaltung Missstände ergeben, welche sowohl gegen die Interessen der Unterthanen als die Verpflichtungen gegen die englisch-indische Regierung verstossen und sofort wird im Wege einer Administrativverfügung Mulhar Rao der Regentenwürde verlustig erklärt, zugleich aber dem Lande Baroda die Berufung eines anderen Mitgliedes der Familie der Gâekwâr zugesichert. Bereits unterm 27. Mai wird das Versprechen eingelöst und ein zwölfjähriger Knabe, Syadschi Rao als Herrscher über Baroda gesetzt, der Nachkomme eines jüngeren Zweiges des Gründers der Dynastie. — Was das englische Volk in der Revolution von 1648 mit seinem Blute sich erringen musste und in der zweiten „glorreichen“ Revolution von 1688 wiederholt zur Wahrheit machte: die Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten, diese ist den indischen Völkern aus fernem Westen als Geschenk dargebracht.

Syadschi Rao ist noch minderjährig; ein englischer Pädagog leitet seine Erziehung mit Unterstützung seiner Mutter, einer erleuchteten Frau. Die Staatsgeschäfte besorgt ein Brâhmane von seltener Begabung für das Verwaltungsfach, Madawa Rao. Dieser oberste Beamte war zuerst Minister im Staate Trawankor (an der Südspitze Indiens), dann in Indor (Centralindien), erwarb sich dort die Erhebung in den englischen Ritterstand, in Baroda den selten verliehenen Titel Fürst und zeichnet sich: Râdscha Sir Madawa Rao. Es gewährt ein ganz eigenes Interesse, die Jahresberichte von Sir Madawa über die Verwaltung von Baroda zu lesen. Der Minister, der seine Studien an englisch-indischen Schulen machte, ist durchdrungen von der Nothwendigkeit, die englische Sprache zum Gemeingut seiner Landsleute zu machen; er richtete eine englische Kanzlei

ein und rechtfertigt diese mit den Worten: „Meine Erfahrungen unter Vasallenfürsten haben mich gelehrt, dass diese die Wahrzeichen ihrer Unabhängigkeit nur erhalten können, wenn sie verstehen, was man in der Gegenwart eine gute Verwaltung heisst; es müssen asiatische Rechtsanschauungen mit den Forderungen des europäischen Verwaltungsrechtes in Einklang gebracht werden, sollen Vasallenländer und Reichsgebiete, das ganze britische Indien zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen werden." Für die Fürsten wird verlangt Entäusserung von jeder richterlichen Thätigkeit (S. 88); sie erfordere besondere Anlagen, langjährige Uebung; belässt man alle Verantwortung beim Fürsten, so habe man als Unterrichter Streber mit Gewalten auszustatten, die unter Missbrauch des königlichen Namens gehandhabt werden. Treffend wird gegeisselt der Dünkel, mit welchem sich die meisten Fürsten dem Abschlusse von Verträgen über Auslieferung von Verbrechern widersetzen; der Minister zieht einen Vergleich zwischen Europa und Indien und kommt zu dem bedeutsamen Schlusse, dass soweit die Ordnung und öffentliche Sicherheit in Frage kommt, die ganze Halbinsel als ein einheitliches Gebiet zu behandeln sei mit keinerlei Eigenwillen der einzelnen Landesherren. Bei solchen Grundsätzen kann nicht überraschen, dass die Verwaltung des Staates, die sonst den wenig ehrenhaften Ruf genoss, das Volk zu knechten, den englischen Grundsätzen besser angepasst wurde als in anderen Staaten.

Bitter beklagt sich der Minister über die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie. „Diese Damen fühlen sich durch das Gebot Almosen zu verabreichen, zu sehr kostspieligen Gelübden getrieben und setzen ganz widersinnige Ceremonien fort. So werden Brâhmanen bezahlt, um für das Heil schon längst verstorbener Mahârâdschas zu beten; die grössten Verschwender sind aber die Hofastrologen; die Forderungen dieser Leute halten gleichen Schritt mit der Grösse der Planeten, deren mystischen Einfluss sie deuten. Eine Sonnenfinsterniss ereignet sich unter einer gewissen Konstellation; Mars und Saturn kommen in Berührung oder Jupiter und Venus wenden sich von einander ab. Um jeden schädlichen Einfluss dieser so harmlosen Himmels-Erscheinung von der königlichen Familie abzuwenden, verlangen die Brâhmanen, die mit den Astrologen unter einer Decke stecken, hohe Summen für kostspielige heilige Gebräuche. Weigere ich die Gelder, so wird der nächste Todesfall sicher auf Rechnung meiner Sparsamkeit gesetzt. Es konnte der Verwaltung nur angenehm sein, dass neuerdings über räthselhafte Erscheinungen unter den Gestirnen der königliche Professor an der Sternwarte zu Greenwich um seine Meinung vom Einfluss dieses Phänomens auf unsere Damen befragt wird; seine Antworten erleichtern uns die Einhaltung des Budgets und kürzen Anweisungen, die sonst die Staatskassa sehr erheblich belasteten."

Zu einer wichtigen Palastfrage wurde die Frauenwahl für den jungen Fürsten. Obwohl noch knabenhafter Schüler, hatte die Königinmutter im Frauenrathe als Doppelheirath die Verehelichung ihres Sohnes, des Fürsten, und ihrer Tochter beschlossen; für ersteren wurde die jüngste Tochter des Fürsten von Tandschor in Südindien gewählt,[1] für letztere ein in den englischen Ritterstand erhobener Sirdar, Sir Disa aus der Familie der Fürsten von Sawantwari, deren Ländchen mit 190,814 Einwohnern nördlicher Grenzstaat der portugiesischen Besitzung Goa ist. Zur Feier dieser Doppelheirath wurde beigezogen, was immer unter Asiaten wie unter Europäern als grossartig und fantastisch gilt; Empfang nach indischem Ceremoniell wechselte mit Bankets und Maskenbällen europäischen Geschmackes; die sagenhaften Wochen aus dem Märchen von 1001 Nacht verwirklichten sich, während welcher der Gastgeber sich nicht blicken liess, aber jeder Wunsch durch unsichtbare Handlanger erfüllt ward. Der 7. Januar 1880 war von den Hofastrologen

[1]) Siehe Ansichten der dortigen Tempelbauten Bd. 1, Kap. 7.



Gefecht zwischen gereizten Elephanten.

als günstig für die Hochzeitsfeier erklärt; als Zeugen waren an Europäern gebeten 45 Herren und 15 Damen, darunter 8 Fräuleins.[1] Zur Unterhaltung dieser Gäste waren Picknicks mit Jagden, Pferderennen, Theater und Bälle eingelegt; für den Kostümeball am Sylvesterabend stand eine reiche Maskengarderobe und ein Heer geschickter Schneider zur Verfügung. Am Hochzeitstage setzte sich der Zug um 5 Uhr Abends in Bewegung. An der Spitze schritt ein Natschmädchen einher und warf fortwährend Kupfermünzen aus; unmittelbar hinter ihr ritten Sirdars oder Adelige auf reich geschirrten Elefanten. Dann folgte der englische Resident mit seinem Gefolge, die höchsten Würdenträger in Baroda und der hohe Bräutigam, auf einem Elefanten sitzend. Kavallerie machte den Schluss; die Infanterie bildete Spalier, ihre Musikkapellen intonirten die englische Nationalhymne, wenn der Landesherr erschien. Die Braut und ihre Ehrenbegleitung erwartete den Bräutigam in der zum Festsaale eingerichteten Manège des Neuen Palais (Nazar Bagh); dieser Platz war gewählt worden in Erinnerung an die Herkunft der Marâthen, denen sich die Gâekwârs zurechnen, von einem Reitervolke. Nach langen Gebeten und Ceremonien der Brâhmanen wurden die Verlobten mit einem geheiligten Stricke eingebunden, und hiemit war die Form erfüllt, wie sie Hindu Sitte zum Erweise des geschlossenen Lebensbündnisses fordert.

An die Hochzeitsfeier reihte sich ein Volksfest für die Eingeborenen im Stadtpark; nicht nur aus dem ganzen westlichen Indien waren Natsch-Tanzdirnen, Schauspieler, Akrobaten, Schlangenbeschwörer, Schwertesser und Ringkämpfer zusammengezogen, selbst Mr. Blondin war aus Amerika verschrieben, hatte sein Seil über den Wischwamitri-Fluss gespannt und fand mit seinen Kunststücken nicht weniger Beifall als in Europa. Am 8. Januar bildeten den Glanzpunkt der Festlichkeiten die Kampfspiele in der königlichen Arena. Zuerst traten Ringkämpfer auf (siehe das Bild Bd. 1, S. 160). Nackt bis auf eine schmale Binde um die Hüfte, glichen diese muskulösen Gestalten in ihrer braunen Hautfarbe einer Bronzestatue; aber man meinte zwei lebendige borghesische Fechter vor sich zu sehen, als diese kräftigen Männer Schulter an Schulter, Glied an Glied mit einander rangen; ergreifender wurde der Anblick, als sich die eine Hand mit dem Schlagringe aus Horn bewaffnet und der Sieger damit auf den Unterliegenden einstürmt, bis dieser um Gnade bittet und ein Wink des Gebieters sein Leben schont. Man findet sich beim Anblicke dieser — vom Künstler treffend wiedergegebenen — Scene in die Zeit des kaiserlichen Roms zurückversetzt, wo der Ueberwundene ein *Ave Imperator, morituri te salutant* (sei gegrüsst, Caesar, wir Todtbereite grüssen Dich) stöhnte. Nach Abtreten der Menschen hatten Rhinoceros sich zu messen (siehe das Bild Bd. 1, S. 229), dann Büffel; zur Erheiterung war ein Ringen zwischen Geisböcken eingelegt; den Schluss bildete der Kampf zwischen trunken gemachten Elefanten (siehe die betreffende Tafel). Mit Ketten um die Füsse in die Arena geführt, lösen die Wärter die Ketten und gesenkten Kopfes stürzen sich die Elefanten auf einander. Die Stosszähne reiben sich mit einem Geräusche, dass die Luft nachzuzittern scheint; der Rüssel legt sich an des Gegners Füsse und Kopf. Selbst auf den Hinterfüssen richten sich die massigen Thiere empor und werfen sich mit dem ganzen Gewichte des Körpers auf einander; gelingt der Stoss, so dass der Gegner niederstürzt, so dröhnt die ganze Umfriedung des Kampfplatzes von der Heftigkeit der Erschütterung. Für die Diener ist, wie beim Stiergefechte, der gefährlichste Moment dann gekommen, denn es gilt, die rasenden Thiere von Fortsetzung des Kampfes abzubringen. Lanzenträger zu Fuss stechen die Elefanten, feuern Gewehre gegen ihren Kopf, lenken sie dadurch auf sich, werden dann aber selbst verfolgt und flüchten sich hinter die Nischen in der Ringmauer. Reiter werfen sich zwischen die Elefanten,

[1]) Die Einladungskarte war Englisch gedruckt und mag als Kuriosum hier einen Platz finden: „Her Highness the Maharani Jamnabai Saheb requests the honour of the company of . . from the 21. December, 1879, to the 14. January, 1880, on the occasion of the marriages of H. H. the Gaekwar und of his sister, Tarabai Saheb."

umschwärmen sie und drängen jeden an das für ihn inzwischen geöffnete Ausgangsthor; nur unwillig folgt der Elefant, greift mit dem Rüssel nach den Nächststehenden und zerbrach auch an diesem Feste einem Reiter Lanze und Arm.

Diese Hochzeitsfeier verschlang drei Millionen Mark; aber als den grössten Werth des neuerlichen innigen Zusammengehens der Europäer mit Indiern bezeichnet der Jahresbericht des Ministers, dass Fürst, Adel und Unterthanen die *Mihrbânî* oder Huld des Lord Sahib, d. i. englischen Generalgouverneurs in Indien, unentbehrlich geworden ist zu ihrem Wohlergehen.



Natsch - Tanzdirne.



Dschamna Moschee in Dehli, Totalansicht.

NEUNTES KAPITEL.

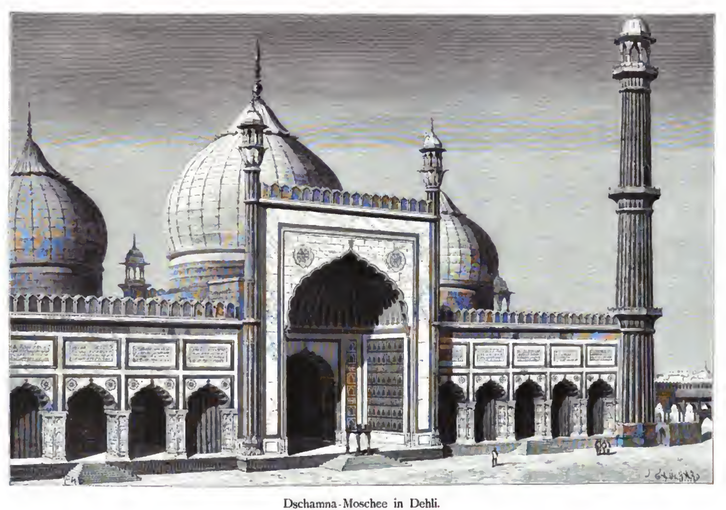
Pandschab.

Pandschab, das Grenzland Indiens gegen Afghanistan, umfasst nach der ihm gegebenen politischen Eintheilung, die über die natürlichen Grenzen hinausgreift, alles Land zwischen den Strömen Dschamna im Osten, Indus im Westen; an Umfang nahezu halb so gross als das deutsche Reich, beträgt die Bevölkerung 17½ Millionen. Der Name bedeutet Fünfstromland und gebührt der Provinz von den fünf Flüssen Dschelam, Tschenab, Rawi, Bias und Satledsch, deren kürzester (Bias) an Länge des Laufes der Etsch gleichkommt, während der Satledsch die doppelte Länge der Weichsel hat und den Rhein um volle hundert deutsche Meilen an Länge übertrifft. Bias mit Rawi, Tschenab und Dschelam ergiessen sich in den Satledsch; dieser Fluss heisst von da an Pandschnad (Fünf-Fluss) und bringt dem Indus bei seiner Vereinigung eine Wassermasse zu, zwei Dritttheile so gross als die Wassermenge des Hauptstromes.

Erfüllen Gewässer auf der ganzen Erde im Haushalte der Natur grosse Aufgaben, so gilt dies in erhöhtem Masse von einem Tropenlande wie Indien. Wassermenge und Ueberschwemmungen sind im Pandschab so grossartig als in Egypten durch den Nil, aber selbst der Indus ist nicht einmal in seinem Unterlaufe in gleichem Grade so auszunützen, als der Nil; in ihrem Oberlaufe sind bei allen Flüssen grossartige Kanalbauten und sinnige mechanische Hebevorrichtungen nöthig geworden, um die Wasser dem Ackerbau dienstbar zu machen. Immerhin dankt jedoch das Pandschab seinen Flüssen seine Ausstattung mit einer mannigfaltigen Pflanzenwelt, seine blühenden Saaten, seine grossen Städte und dicht bevölkerte Dörfer. Ohne den reichen Wasserzufluss wäre die Provinz durch weite, öde Strecken gekennzeichnet, wie sie das angrenzende Radschputana besitzt; niemals würde sie die altarischen Völker gefesselt haben, die auf dem Wege von Centralasien nach den Gangesländern hier Rast hielten.

Das Pandschab ist eine grosse Alluvialebene aus Lehm und thoniger Erde zusammengesetzt und durch Zersetzung aus denselben Gesteinen entstanden, welche noch jetzt die hohen Gebirgsmassen im Norden der Provinz bilden. Einen Unterschied in der Bodenbeschaffenheit begründet der Grad, in welchem der bindigen Erde Sand zugesetzt ist. Der Sand rührt meist von den Flüssen her, die ihn beim Zurückweichen der Hochwasser zurücklassen oder durch Veränderung ihres Bettes als Sandbänke hervortreten lassen; Wind zerstreut dann diesen Sand und führt ihn über die Felder. Festes Gestein tritt nirgends zu Tage, selbst Rollsteine aus Kalk und Konglomerate oder Gesteine aus verkitteten Geröllen bestehend sind selten und deshalb die Gewinnung von Deckmaterial für Strassen sehr kostspielig. Die grossen Ströme, welche der Provinz den Namen geben, durchfliessen diese Ebenen in Nord-Südrichtung; jeder Zwischenraum zwischen zwei Flüssen heisst Doab oder Zwischenstromland. Jeder Doab ist am höchsten und deshalb auch am unfruchtbarsten in der Mitte; hier tritt *Reh* auf, eine Salzkruste, welche den Boden ganz ertragsunfähig macht und die Folge der Hochwasser in der Regenzeit ist; das Grundwasser steigt in dieser Zeit, laugt die Salze aus und wenn das Wasser fällt, verdunstet an der Sonne die Feuchtigkeit rasch, der Salzgehalt tritt als weisse Blüthe auf die Oberfläche. Von der Mitte nach den Flussrändern zu fällt das Land leicht ab, der Boden erhält eine graubraune Farbe, die gelblich wird, wo Sand stärker beigesetzt ist; je mehr man sich dem Flussufer nähert, um so ertragsfähiger wird das Land.

Jeder Fluss in Indien hat ein stets mit Wasser angefülltes Bett und ein Regenflussbett; sein Aussehen in der heissen Jahreszeit ist ganz anders als in der Regenzeit. Ist auf die trockene Jahreszeit, während welcher kein Wölkchen die Macht der direkten, glühenden Sonnenstrahlen auch nur auf Augenblicke bricht, die Regenzeit gefolgt und strömen jetzt Wochen hindurch mit kaum nennenswerther Unterbrechung Regengüsse mit einer Heftigkeit herab, dass wir sie bei uns als Wolkenbrüche ansehen würden, so füllt der Fluss sein Regenflussbett voll an, ja überfluthet es noch und erhält eine Breite von vielen Kilometern, wo er in der heissen Jahreszeit als schmales Gewässer mit einer Schiffbrücke überspannt ist; das Regenflussbett ist an den Hauptströmen unerwartet breit. Lange Zeit, ehe Wasser sichtbar wird, zeigt das Land eine Einsenkung. Steigt man hinab, so findet man sich auf einer ebenen breiten Stufe; dieser folgt eine weitere Einsenkung, dann wieder ebene Fläche und je näher dem Wasserspiegel, desto rascher folgen sich die Absätze, desto geringer sind sie an Breite. Dies ist das Regenflussbett, das während der Zeit der Ackerbestellung trocken liegt und dem Bauer reiche Ernten liefert. Die Pandschab-Ströme sind echte Gebirgswasser, werden von mächtigen Gletschern gespeist, mit welchen verglichen die grössten Firnflächen der Alpen klein zu nennen sind (siehe das nächste Kapitel) und erhalten mit dem Schmelzen des Gebirgswassers, das unter den Tropen rascher vor sich geht als bei uns, ganz gewaltigen Zufluss. Bei Attok, 1384 Kilometer von seiner Mündung entfernt, steigt der Indus im September bis zu fünfzehn Meter über den Wasserstand im Winter an; die Flussgeschwindigkeit ist in der Stunde zwanzig Kilometer gegen zehn in der trockenen Jahreszeit. Unter solchem Wechsel der Wassermenge und Flussgeschwindigkeit haben Veränderungen im Flussbett nichts Ueberraschendes. Die Rawi, die einst die Mauern der Provinzhauptstadt Lahor bespülte, fliesst jetzt drei Kilometer westlich daran vorbei; im Delta des Indus sind viele einstige Hafenstädte trocken gelegt. Für den Verkehr bieten die Ströme geringe Erleichterung, selbst der Indus gestattet nicht regelmässige Schiffsfracht. Die Boote der Eingeborenen sind plump aus Planken gezimmert und gleichen mit ihren flachen Böden, breitem Vorder- und Hindertheile den Schiffen auf dem Inn; stromaufwärts benutzt man ein viereckiges Segel an einem Mastbaume im Vordertheile. Sofort nach Besitzergreifung des Delta des Indus rief die englisch-indische Regierung eine Dampfschifffahrt ins Leben. Von 1847—52 liess die Centralstelle (*Government of India*) zehn Dampfer auf dem Indus laufen; aufgelöst, stellte 1862 die Provinz-Regierung vier



Dschamna-Moschee in Dehli.

Dampfer in Dienst, die auf dem Indus von Sakar bis Makhad (bei Kalabagh), auf dem Satledsch bis Adamwahan hinauffuhren (der Stelle, wo jetzt die Eisenbahnbrücke über den Fluss führt), aber nicht genügende Fracht anzogen und verkauft wurden. Erhalten hat sich im Unterlaufe eine Dampfschifffahrt-Gesellschaft, die 1859 gegründet, 1870 mit der Eisenbahngesellschaft sich verschmolz und so lange zu rentiren scheint, als die Brücke über den Indus bei Sakar noch nicht vollendet ist. Eisenbahnbrücken bestehen über Satledsch und Tschenab; über den Indus sind zwei (bei Attok und bei Sakar) geplant; inzwischen vermitteln Dampffähren den Verkehr. Für Fuhrwerke erstellte die indische Strassenbauverwaltung 17 Schiffbrücken, darunter fünf über den Indus; in der Regenzeit müssen alle abgefahren werden. — Die Wasserwärme ist durchschnittlich $5\frac{6}{10}$° Cels. ($4\frac{1}{2}$° R.) niedriger als die Lufttemperatur.

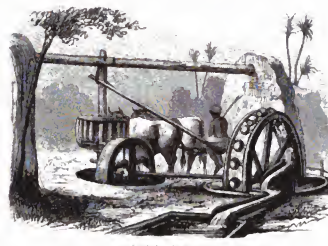
Dem Klima nach gehört die Provinz der Region ungenügender Regenmenge an. Ihre Landeshauptstadt Lahor befindet sich ziemlich in der Mitte der Provinz und liegt in der Breite



Dschelam Fluss mit Transportbooten, im Hintergrunde der Himâlaya.

von Marokko oder etwas südlicher als Jerusalem, ein wenig nördlicher als New Orleans. Die Jahrestemperatur ist aber bedeutend höher als an jedem dieser Orte; die Isothermen-Linien sind dieselben wie für die Sahara in Afrika, die Tierra caliente in Mexiko oder die Nordränder des persischen Meerbusens. Besondere Wahrzeichen des Pandschab-Klimas sind die grossen Temperatur-Schwankungen im Tage wie nach Jahreszeiten. Die Jahreshälfte von Mitte Oktober bis Mitte April ist als gemässigt zu bezeichnen, die andere Hälfte des Jahres als tropisch. Die kalte Jahreszeit beginnt Mitte Oktober und bringt bis Februar kalte frostige Morgen; Zimmer-Feuer wird selbst den ganzen Tag über nicht lästig, denn die Monatstemperaturen schwanken zwischen 10 bis 15° Cels. (8 bis 12° R.), zuweilen fällt sogar während einiger Minuten Schnee. Diese Morgen werden von den Europäern eifrig zu kräftiger Bewegung, zu weiten Ritten und zu Jagdausflügen benutzt. Mai und Juni trocknen heisse Winde die Erde aus und reissen sie auf; die Temperatur steigt in den Zimmern auf 32° C. ($25\frac{3}{5}$° R.), im Freien auf 40° Cels. (32° R.) Die Pankha hilft so gut wie nicht, Tatti stellt man vergeblich auf, der Luftstrom ist hiezu nicht gleichmässig

genug, nur Thermantidotes[1]) bringen wirksam Erniedrigung der Temperatur. Ueberaus beschwerlich wird die Hitze dadurch, dass sich die Temperatur während Monaten wenig ändert, während bei uns heisse Tage vereinzelt stehen. Erst im August bricht sich die Hitze, im September fallen die Regen dichter und sind begleitet von heftigen Stürmen. Einen Monat später beginnt die kalte Jahreszeit. Sumpf-Fieber, die anderwärts nach der Regenzeit gefährlich werden, sind hier weniger zu fürchten, die grössere Trockenheit und ein heftiger Wind entführen die Feuchtigkeit rasch. Die wässerigen Niederschläge betragen im Jahre nur 355 Millimeter, was weniger ist als an irgend einem Orte im ganzen deutschen Reiche und die regenarme meteorologische Station Prag (mit 390 Millimeter) nicht erreicht; selbst auf solche Ziffern ist jedoch nicht mit Bestimmtheit zu rechnen, knapp 200 Millimeter verzeichnen 1872 die mittleren Striche des Pandschab. Ohne künstliche Bewässerung könnte die Landwirthschaft nicht bestehen. Man wässert aus laufenden Gewässern und mit Grundwasser. Aus Brunnen heben zwei paar Ochsen, die auf einer schiefen Ebene gehen und Tag und Nacht an der Arbeit sind, in Lederschläuchen so viel Wasser, dass ein, selbst vier Hektar Land ausgiebig bewässert werden; bessere Arbeit liefern Schöpfräder von der persisch genannten mühlartigen Konstruktion. In den Brunnen ist ein Rad eingehängt und daran eine Strickleiter befestigt, an deren jeder Sprosse ein Schöpfgefäss befestigt wird. Die Leiter ohne Ende hat einen so grossen Durchmesser, dass die Schöpfer in das Wasser eintauchen und hängt an einem Rade kleineren Durchmessers, dessen Welle mit einem Triebrade verbunden wird; die Zähne dieses Triebrades greifen in ein horizontales Zahnrad ein, das durch einen Ochsengöpel in Bewegung gesetzt wird. Das ausgeschöpfte Wasser wird in Tröge ausgeleert und in Rinnen über die Felder geführt. Unsere Zeichnung veranschaulicht die sinnige Vorrichtung. Zahlreich sind Anschnitte der Flüsse; seit Alters wurde der Inhalt der Altwasser, wenn sie von Hochfluthen hoch angeschwollen waren, durch Kanäle weiter geführt; grosse Strecken Landes wären ohne solche Anlagen Wüsteneien. Grössere Arbeiten nahmen die mohammedanischen Herrscher in Angriff und ihre Nachfolger, die Sikhs; mit allen Erfahrungen der neueren Wassertechnik gingen dann die Beamten der englisch-indischen Regierung an die Arbeit und brachten zwischen 1859—73 in den Distrikten Amritsar und Lahor mit 25 Millionen Mark Aufwand im Bari-Doab-Kanale 1,500 Kilometer Haupt- und Nebenkanäle zur Ausführung, die mit dem Wasser der Rawi 36,420 Hektar bewässern. Einer Mehrung solcher Bauwerke steht hindernd im Wege die geringe Rente daraus; sie verzinsen das Kapital, selbst wenn die höhere Grundrente mit in Anschlag gebracht wird, nur zu $3^1/_2$ Prozent, erst erhöhte Ausfuhr kann eine Steigerung der Rente bringen.



Persisches Schöpfrad.

So weit die Geschichte zurückreicht, geniesst den Ruhm des Gartens der Provinz der Landstrich unterm Himâlaya. Hier gründeten die alten Arier ihre ersten Niederlassungen; von

[1]) Vgl. über diese Vorrichtungen Bd. 1, S. 138 und 213.

hier aus entsandten sie Kolonien, die den Flüssen stromabwärts folgten, überall die Waldungen lichteten und den nicht arischen Anwohnern ihre Ueberlegenheit in den Waffen fühlen liessen.[1] Als heiliges Land, als Heimat ihrer Sänger preisen ihre Lieder das nur dreissig Kilometer breite, an hundert Kilometer nach Süden sich hinabziehende Zwischenstromland zwischen Saraswatî der „wasserreichen" (heute Ghaggar) westlich und Drischadwatî, der „steinigen" (heute Sarsuti) östlich. Alle arischen Kolonisten des Pandschab gehörten den Mondgeschlechtern an (S. 25); es kann nicht an Fehden unter ihnen um den Besitz gefehlt haben, denn als Gegner und Parteigänger des grossen Macedoniers erscheinen im Kriegszuge Alexanders im Pandschab (327—326 v. Chr.) Fürsten, deren Namen nach der ursprünglichen Ländervertheilung nur in Hindostan erwartet werden konnten. Nachkommen der alten Arier sind heut zu Tage in Bewohnern der winzigen Gebirgsstaaten zu erkennen, die, 23 an der Zahl, östlich des Satledsch liegen; ihre Einwohner



Befestigtes Dorf im Pandschab.

zählen oft nur nach Hunderten. Im eigentlichen Pandschab bilden die grosse Menge der Bevölkerung Dschat und Gudschar; die Dschats sind centralasiatischer Herkunft.

Um den Beginn der christlichen Zeitrechnung 128 v. Chr. verliessen Völker türkischen Blutes ihre Sitze in Centralasien am oberen Hoangho-Flusse, erreichten 126 die Grenzen Indiens und siedelten sich im nördlichen Pandschab an, von hier drangen sie westlich bis über Agra hinaus und gelangten südlich bis in den nördlichen Theil der Präsidentschaft Bombay. In der Geschichte gelten diese aus verschiedenen innerasiatischen Wandervölkern zusammengewachsenen Eroberer bei den Chinesen als Yuetschi, bei den Indiern als Hûna und Saka[2]), bei den classischen Schriftstellern als Scythen, in der europäischen wissenschaftlichen Literatur als Indoscythen und

[1]) Vorhandene Kulturstätten wurden zu arischen Städten umgebaut; ein Beispiel ist Harapa (Harappa), jetzt ein elendes Dorf neben der Station gleichen Namens an der Lahor-Multan-Eisenbahn. Unter ausgedehnten Ruinen einer einst volkreichen Stadt wurde neben zahlreichen Bruchstücken von Steinwerkzeugen, wie sie nur Völker auf sehr niedriger Kulturstufe in Gebrauch nehmen, das Bd. 1, S. 59 abgebildete Siegel gefunden, das älteste Schriftzeugniss der alten arischen Inder. Die späteren Hindu-Könige von Harapa lebten sehr ausschweifend; nach der Sage brachte der Stadt den Untergang ein Erdbeben, nach Anderen Brandstiftung zur Strafe für die Blutschande, die einem dortigen Fürsten zur Last fiel. Dieser hatte das Fürstenrecht der Brautnacht bei Verehelichung einer schönen Unterthanin mit seiner eigenen Schwester behauptet und dadurch seine Residenz ihrem Untergange geweiht.

[2]) Neuere Forscher machen selbst Sâkyamuni, den Stifter der Religion des Buddha (Bd. 1, S. 82) zu einem Saka oder Scythen d. i. Inner-Asiaten und lassen die von ihm gepredigte Lehre auf der Religion seines Stammes beruhen.

weisse Hunnen. Den Hindu-Königen im westlichen Indien hinab bis Nagpur, heute Hauptstadt der englischen Centralprovinz, und östlich bis nach Patna, wurden die Führer dieser Indoscythen so gefährlich, dass von den zahlreichen Hindu-Kalendersystemen die zwei verbreitetsten, Samwat und Saka, zur Verewigung denkwürdiger Niederlagen indoscythischer Herrscher gestiftet wurden. Die Samwat-Aera datirt vom Jahre 57 v. Chr. zu Ehren des Sieges von König Wikramâditya von Udschain in Centralindien gegen solche Horden. Wikramâditya war im alten Indien eine äusserst populäre Figur; sein Hof galt als Sammelpunkt aller Gelehrten, in Hindu-Theaterstücken sind königliche Rollen auf ihn geschrieben und sein Name lebt im Volksmunde noch in zahlreichen Erzählungen und Fabeln fort, wobei allerdings manches ihm zugeschrieben sein mag, was Andere gleichen Beinamens verübt haben mögen.[1] Das Samwat-Jahr ist ein Mond-Sonnenjahr, der Monat hat 28 Tage, zur Uebereinstimmung des Kalenderjahres mit dem Sonnenumlauf wird ein *Laund* oder Schaltmonat nach einem bestimmten Princip eingeschaltet. Die zweite oder Saka-Aera begann Montag den 14. März 78 der julianischen Zeitrechnung und ist ein reines Sonnenjahr; Sâliwâhana, dessen Hauptstadt an dem Godaweri-Flusse stand, hatte den Vormarsch der Scythen aufgehalten. Noch heute rechnet man geradezu in ganz Indien unter Hindus von Samwat an; denn selbst wo, wie in Bengal, die Saka-Zeitrechnung nationale ist, versteht man doch Zeitangaben in Samwat, höchstens die Centralprovinz macht eine Ausnahme.

Von diesen Indoscythen oder Saka stammen die volkreichen Geschlechter der Dschats ab; sie bilden im Pandchab ziemlich die Hälfte der Ackerbau treibenden Bevölkerung, sitzen zu mehr als zehn Tausend in Audh und Volkssprüchwörter erhärten die bäuerlichen Kasten im Ganges-Dschamna-Zwischenstromlande als gleichen Stammes mit Dschats.[2] Die Zahl aller Dschats im Pandschab und Grenzländern kann zu drei Millionen angenommen werden; von ihrem Aeusseren geben ein Textbild und eine Tafel ein entsprechendes Bild.[3]

Von Statur kleiner als Râdschput oder andere hohe Kasten, ist beim Dschat auch die Kopfform weniger ansprechend; dagegen ist der Brustumfang sehr gross, die Muskulatur der Füsse und Arme bei starker Abeit auffallend gering entwickelt. Länge der Arme und Grösse der Hände überragen die niederen Hinduklassen. Der Dschat ist durchweg schmutzig und das gilt auch vom weiblichen Geschlechte. Dichtes schwarzes Haar, dunkle Augen und volle Formen machen junge Mädchen anziehend; aber die Frauen leisten gleich den Männern die härtesten Arbeiten, bewegen sich viel im Freien und altern ungemein rasch. Als Bauersmann gehört der Dschat zu den fleissigsten und kundigsten ländlichen Klassen; er weiss dem Boden mehr abzuzwingen als Andere, pachtet deswegen nicht gerne von einem Mittelherren und nimmt selbst von der Regierung nicht leicht Land, wenn der Kontrakt Solidarbürgschaft der gesammten Dorfgemeinde für den auferlegten Gesammtpacht verlangt; denn er hat erprobt, dass er im Zusammenwirken mit seinen Blutsfreunden der Früchte seiner Arbeit am sichersten froh wird und verlässt diesen Kreis nur schwer. Der Religion nach ist der Pandschab-Dschat fast ausschliesslich Mohammedaner; in Radschputana haben viele den Hinduismus beibehalten, aber der orthodoxe Brâhmane kann an diesen Getreuen keine Freude haben. Der Dschat nimmt sein Weib nach Belieben aus jeder Kaste und heirathet erst als gereifter Mann. Die Liebeserklärung erfolgt durch Uebersendung einer Kokusnuss und eines Silbergeldstückes an die Auserwählte, beide Symbole von Fruchtbarkeit und Wohlstand; gestattet das Mädchen, dass der Werber ihr diese Gegenstände in den Schoss legt, so ist sie Braut. Die Eltern bestimmen den Tag der Hochzeit.

[1] Wikramâditya heisst: „Sonne der Kraft“ und ist eher Titel als Eigenname.

[2] Dschat, Gadariya, Gugar, Gola, in châron ka hela mela: „Dschats, Gadaryas (Schäfer), Gudschar und Gola (Salzbereiter), bilden alle vier eine Menge.“

[3] Die Gruppe im Mittelpunkte des zu Bd. 1, S. 232 ausgegebenen Darbar-Bildes sind Dschats; das Porträt des Fürsten ist ebendort S. 58 eingestellt. — Das Instrument, das der sitzende Mann in der Hand hat, ist eine Wasserpfeife von der Naryel Sorte (S. 76.)



Dschat Bauern aus dem Pandschab.

Die Barât oder Hochzeitsgesellschaft trifft am Vorabende ein, der Dorfzimmermann befestigt über der Eingangsthüre ein Holzgitter, Toran genannt, das ein vergittertes Hofthor vorstellen soll, und der Bräutigam, in rothes Gewand gekleidet, rückt mit gezogenem Schwerte heran, thut einige Hiebe nach dem Gitterwerk und geht dann erst in's Haus. Es gilt dies als Erinnerung an die einstige Nothwendigkeit in alter Zeit, die Braut sich gewaltsam holen zu müssen. Die Heirathsceremonie selbst ist sehr einfach; die Brautleute gehen um ein Feuer herum, das in der Mitte des Zimmers entzündet ist, wobei ein Priester Einiges spricht. Dann setzt man sich zum Mahle und am zweiten Tage verlassen die jungen Leute mit allen Gästen das Haus. Nicht die Tochter erhält eine Mitgift, sondern der Vater der Braut ein Geschenk; Herkommen hat es auf 84 Rupies (168 Mark) festgesetzt. Die beiderseitigen Schwiegerväter tragen gemeinschaftlich die Kosten der Hochzeit, dem Vater der Braut erwächst eine besondere Ausgabe durch Beschenkung eines jeden männlichen Theilhabers mit einem neuen Turban, was Guna-Gabe heisst. Diese Festlichkeiten fallen weg, wenn eine Wittwe geheirathet wird, Wittwen sind deswegen unter Dschats geradezu gesucht. Der orthodoxe Hindu zwingt die Wittwe zur Ehelosigkeit und macht sie dadurch leicht in Sitten (S. 150); der im Kastenrang sehr niedrig stehende Dschat erklärt es dagegen als Pflicht der Verwandten, ja der ganzen Sippschaft, einer Wittwe wieder zu einem Manne zu verhelfen. Die Mitgift erhält auch bei verwittweten Bräuten ihr Vater oder ihre Verwandten. Bei Mitwerbung mehrerer Freier erhöhen die Familienältesten die Geldbedingungen und die Wittwe erachtet es nicht für beschämend, sondern nimmt es als Anerkenntniss ihrer Anmuth und erwiesener Tüchtigkeit hin, wenn sie um hohen Preis weggeht.

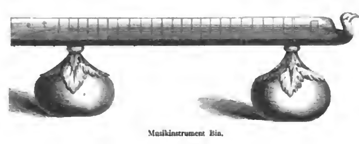


Dschat-Adelige.

Bei jeder indischen Hochzeit geht es lustig zu und ertönt Musik; aber als Musik hört man hier etwas ganz anderes als bei uns. Der Indier ist äusserst arm an Arien; er kennt sechs musikalische Weisen oder Râgas, hat sie als Halbgötter personificirt und jedem verschiedene Nymphen zugetheilt. In jeder Jahreszeit[1]) wird ein anderer Râga gesungen und dieses Festhalten

[1]) Der Hindu theilt das Jahr in sechs Zeiten ein und beginnt zu zählen vom Eintritt der Regenzeit:
Baras, die Regenzeit, Juli und August.
Scharad, die drückende feuchte Saison nach dem Regen, September, Oktober.
Hementa die kühle Jahreszeit, November und Dezember. [Fortsetzung s. n. S.]

an der Vorschrift der heiligen Schriften darf als die Hauptursache betrachtet werden, dass die Indier in der Musik hinter den abendländischen Völkern zurückblieben. Der Gesang des Hinduweibes, während sie Korn zu Mehl mörsert, ist einförmig; der Künstler näselt im Gesang und bei einer Tamascha oder einem Tanzdivertissement der Natschdirnen übertönt Tamtam oder die horizontal gehaltene Trommel Klarinette und Guitarre. Tamtam kann geradezu das National-Instrument genannt werden; tüchtige Trompeter in indischen Militärkapellen greifen in der Kaserne zum Tamtam und geben auf diesem einfachen Instrumente durch Klopfen mit Fingern und Händen auf dem Felle ihren Gefühlen Ausdruck. Der Indier hat dasselbe Tonsystem wie wir, aber statt mit Buchstaben, bezeichnet er die Oktave (Saptag) mit einsilbigen Worten (Sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni oder in Urdu: do, re, mi, fa, sol, la, si); in jeder Oktave unterscheidet man 21 Halbtöne (mûrtschan). Der Indier treibt mit seinen Noten Tonmalerei; der erste Ton sei dem Schrei des Kalbes nachgebildet, der zweite dem Brüllen des Ochsen, der dritte dem Blöken der Ziege, der vierte dem Geschrei des Schakals, der fünfte dem Pfeifen der Amsel, der sechste dem Quaken des Frosches, der siebente dem Geräusche des Elefanten. Noten schreibt man auf eine Zeile unter Anwendung verschiedener Zeichen; beim Tonstück sieht der Komponist auf Melodie, Harmonie dagegen findet wenig Beachtung, kann auch mit dem gegenwärtigen Musiksystem und Notensatz nur unvollkommen zum Ausdruck gebracht werden. Im Gesang wird unterschieden: Bass (ras), Tenor (dirg) und Sopran (palutt).[1] Ein Musikdilettant heisst Atai; für die Musiker von Profession wechselt der Name, für alle aber gilt, dass ihr Gewerbe für wenig ehrenhaft geachtet wird. Bei gewöhnlichen Anlässen hört man neben Trommel und Klangteller die Laute (Wina, Tambura), eine bauchige Mandoline von drei bis sieben Saiten (alle von Metall) mit Holz oder einem Trommelfelle bespannt. Die Konstruktion dieser Lauten ist oft unglaublich einfach; ein gespaltener Kürbiss bildet den Bauch, darüber ist Holz oder ein Trommelfell gespannt und das Ganze an einen langen Holzgriff befestigt; die Saiten sind von Metall, bei vieren ist einer von Messing, drei von Eisendraht. Kunstvoller ist Sitar, Bauch und Griff mit Elfenbein eingelegt, in das Griffbrett 16 Stäbe eingelassen. Einen sehr kräftigen Ton hat Bin, eine eigenthümliche Zither mit Untersatz, von sechs Saiten und einem Griffbrette; die erste Saite wird gegriffen, die übrigen nur gezupft. (Siehe die Zeichnung.) Unserer Geige entspricht Sarangi; man hört sie bei jeder Natsch-Produktion. Rabâb ist eine mit einem Bogen gestrichene Laute von drei Saiten. Unter englischem Einflusse erfährt die Musik neuerdings grosse Pflege; Indier schrieben Lehrbücher, in den Hauptstädten bildeten sich Gesellschaften zur Hebung der einheimischen Musik; ihre Konzerte, wobei die Künstler nach Hindu Sitte auf den Planken des Podiums sitzen, erfreuen sich zahlreichen Zuspruches von Europäern und Indiern.



Musikinstrument Bin.

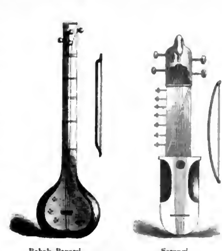
In die Geschichte des westlichen Indiens griffen Dschats selbstgestaltend erst im vorigen Jahrhundert ein; so dankt Dholepur südlich von Agra[2]) seine gegenwärtige Dynastie Dschats.

Sisira, die thauige Jahreszeit, die Periode der kühlen Morgen und der Nebel, Januar und Februar.
Wasant, Fruhling, März und April.
Grischma, die glänzende, strahlende, heisse Jahreszeit, Mai und Juni.

[1]) Diese Namen und die folgenden sind die im Pandschab gebräuchlichen.

[2]) Siehe die Abbildung des dortigen Tempels an Gott Dschagannâth Bd 1, S. 251. Der Tempel steht fünf Kilometer von der

Wichtiger wurde hierin die aus Dschats herausgebildete Gruppe der Sikhs. Im Dorfe Talwandi bei Lahor wurde im Jahre 1469 einem Getreidehändler, Mitglied der weitverbreiteten Khatri- oder Weber-Kaste, ein Sohn Namens Nanak geboren. Den Knaben kennzeichnete seltener Wissensdurst; als Jüngling verlässt er das väterliche Haus, bereist das nördliche Indien, wird dabei mit den Schriften des Hindu-Reformators Kabir bekannt (Bd. 1, S. 172) und es reift in ihm um das Jahr 1500 der Entschluss, eine Neugestaltung der Hindu-Religion auf theistischer Grundlage zu versuchen, durch welche eine Verständigung zwischen Hinduismus und Islam erreicht würde. An Stelle des Polytheismus der Hindus fordert Nanak Verehrung des einen unsichtbaren Gottes, verlangt ein tugendhaftes, arbeitsames Leben und predigt Duldsamkeit gegen Andersgläubige. Verschieden von sonstigen Sektirern, verstand es Nanak, seinen Anhängern eine feste Organisation zu geben; er nannte sie Sikhs oder Schüler (von Sanskrit siksch, Hindî sikhna, lernen), sich selbst ihren Guru oder Meister und ordnete die Nachfolge in der Guru-Würde durch die Lehre, dass sein Geist auf einen anderen Menschen als Guru oder geistliches Oberhaupt sich forterbe. Ein Jahrhundert lang führten die Sikhs ein beschauliches Leben und befassten sich mit der Auslegung der im Granth (d. i. Buch) niedergelegten und mit einem eigenen Alphabete geschriebenen Dogmatik ihres Religions-Stifters. In derselben Zeit, in welcher in Deutschland die Reformation verkündet wurde, redigirte dann Ardschan, der fünfte Guru (geb. 1553, gest. 1606) die Granth neu und seine Âdi granth d. i. erstes Buch, bildet jetzt die Bibel der Sikhs; das Original ist aufbewahrt in Amritsar, einer Stadt heute von 133,925 Seelen auf dem Wege von Dehli nach Lahor.[1]) Kaiser Akbar, in Glaubenssachen äusserst tolerant (S. 29) hatte 1579 dem vierten Guru Râm Dâs an dem heiligen See, welcher der Stadt den Namen gab (Amritsar heisst Teich der Unsterblichkeit) eine Stelle zur Erbauung eines Tempels angewiesen. Dieser Tempel wurde und blieb das grösste Heiligthum der Sekte; 1761 vom Afghanenhäuptling Ahmed Schâh zerstört unter Verunreinigung der geweihten Stätten mit dem Blute der geheiligten Kuh, erstand der Darbar Sahib genannte Tempel nicht nur neu, sondern wurde im Beginne dieses Jahrhunderts mit einem kostbaren Dache aus vergoldetem Kupferbleche eingedeckt. Der Tempel steht mitten im Teiche auf einem quadratischem Unterbau und ist mit dem Lande durch einen Damm aus Marmorquadern verbunden; zum Bau sind viele Stücke verwendet, welche die fanatischen Sikhs von mohammedanischen Baudenkmälern wegschlugen. (Siehe die Tafel.)



Rabab Banarsi. Sarangi.

Musikinstrumente.

Die Nachfolger Akbars in der Kaiserwürde waren statt religiös duldsame, höchst fanatische Moslims, die Sikhs wurden um ihrer Religion willen gedrückt, ihre Führer unter ausgesuchten Martern hingerichtet. Guru Har Gowind war der erste, der seine Anhänger zum Widerstand gegen die kaiserlichen Söldner sammelte, unterlag aber im ungleichen Kampfe. Bekenner der Sikh-Religion zu sein, wurde jetzt ein Kapitalverbrechen. Auf den Tod des Kaisers Auringzeb

Stadt entfernt am Ufer eines kleinen natürlichen Sees; 114 Tempel an Gott Krischna (Bd. 1, S. 174) zieren seine Ufer und bilden im Monate Mai den Anziehungspunkt für Tausende gläubiger Pilger aus Hindostan, um hier zu Gott Dschagannâth zu beten und in diesem See zu baden, der sein Entstehen einem Fusstritte des Gottes verdankt.

[1]) Die schwierige Aufgabe einer Uebersetzung dieses Religionsbuches löste auf Veranlassung der indischen Regierung ein Deutscher, Prof. Dr. E. Trumpp in München.

(gest. 1707) folgte Anarchie; ohne solchen Zwischenfall hätten sich die in den Thälern des Himâlaya verborgen lebenden Sikhs nicht zu einem neuen, mächtigeren Bunde sammeln können. 1708 kehrt Guru Banda nach Amritsar zurück, erklärt die Religionsgenossenschaft als eine Lebensgemeinschaft, legt der Gesammtheit der Sikhs den Namen Khalsa bei (eigentlich die Gereinigten, hier im Sinne von Gemeinschaft der Kämpfenden) und wurde der Begründer der Nationalitäts-Idee unter den Sikhs. Amritsar wurde Vorort; wiederholt von den Heeren der Moghul-Gouverneure über Lahor, wie von den Reiterschaaren der Afghanen genommen, setzten sich die Sikhs mit einem jedes Hinderniss besiegenden Muthe wieder in den Besitz ihrer heiligen Stadt. Erfolge warben ihnen zahlreiche Anhänger. Man wurde Sikh, um im Namen Gottes und des Guru zu plündern; alles was ein Führer von einem Adepten verlangte, war vom Reiter Pferd und Schwert, vom Fussgänger eine Luntenflinte. Alle Sikhs waren theoretisch gleich; aber wer wie Amar Singh Madschithia einen Pfeil durch eine Dattelpalme schiessen konnte oder wie Hari Singh Nalwa dem Tiger mit seinem Schwerte stand, war sicher eines Trosses von Reitern, die ihm überallhin folgten. Es kam aber bei den Sikhs, wie bei den alten Israeliten, die Zeit, in welcher sie dem Traume der Gleichheit nicht mehr nachhingen, die ihnen sonst so theuer war; ein kräftiges Schwert, eine feste Hand und das Gesetz der Nothwendigkeit nach einem Oberhaupte wurden unter Sikhs, wie unter anderen Vereinigungen, die Grundlage, auf der ein Königthum seinen Thron aufrichtete. Die Sikhs hatten sich in zwölf Misl oder Stammesgenossenschaften gegliedert, jede unter einem eigenen Führer und diese bildeten unter sich zu gemeinsamer Sache einen Bruderbund; bei Eroberungen vertheilte jeder Führer das erworbene Land unter seine Mannen. Bei einem solchen System konnte es an Reibereien nicht fehlen. Der erste Sirdar, der darin als tonangebend hervortritt, ist Mahâ Singh vom Sukar-tschakra Misl und diesem wurde am 2. November 1780 von seiner fürstlichen Gemahlin Randschit Singh geboren, der als Mann der begabteste aller Sikh-Führer wurde; er verstand es die Einheit der Nation zur Wahrheit zu machen und gründete im Pandschab einen Militärstaat, dem alles Land zwischen Satledsch im Osten, Indus im Westen zugehörte und der durch Eroberung selbst das weltbekannte Thal von Kaschmir aufsog. Zu Britisch-Indien trat Randschit Singh in Vertragsverhältniss und bis zu seinem am 27. Juni 1839 erfolgtem Tode herrschte zwischen den beiden Nachbarn tiefster Friede. Sofort nach dem Tode von Randschit Singh loderte der Bürgerkrieg auf; die Armee zettelte Palastrevolutionen an und schürte sie. Bisher eine vorzügliche disciplinirte Truppe wurde das Heer zur gebietenden Partei, der nach Raub gelüstete. Im Dezember 1845 führte ein übermüthiger Einfall in das britische Gebiet jenseits des Satledsch zur Kriegserklärung der indischen Regierung. In der Schlacht von Sabraon am 10. Februar 1846 auf das Haupt geschlagen, nahmen die Rathgeber des inzwischen auf den Thron gelangten, minderjährigen Mahârâdscha Dhalip Singh die harten Bedingungen des Siegers an und gestatteten Einlagerung britischer Truppen in die Hauptstädte des Reiches zum Schutze des Königs und seiner Beamten. Nicht war damit einverstanden die Armee; sie empörte sich, ermordete englische Offiziere, proklamirte die Unabhängigkeit des Khalsa und dies führte zum zweiten Kriege der Engländer gegen die Sikhs. Bei Tschilianwala am Dschelam, auf demselben Schlachtfelde, auf dem sich vor mehr als zweitausend Jahren der Macedonier Alexander der Grosse mit dem indischen König Porus gemessen hatte, schwankte am 13. Januar 1849 der Sieg; die Engländer lagerten zwar am Abende auf dem Schlachtfelde, hatten aber 2,400 Mann verloren und mussten mehrere Fahnen wie Kanonen in den Händen des Feindes lassen. Bereits am 22. Februar stellten die englischen Heerführer den Ruhm ihrer Krieger wieder her; bei Gudscharat hart am Tschenab-Flusse brachte Lord Gough den Aufständischen eine entscheidende Niederlage bei. Die Sikhs bitten um die Gnade der Sieger; Dhalip Singh verzichtet unterm 29. März 1849 zu Gunsten Britisch-

Der Sikh-Tempel zu Amritsar, Pandschab.

Indiens auf seine Souverainetät, der letzte bedeutende Staat ist aus der Liste der indischen Reiche gestrichen.

Die Sikh Armee nannte sich Heer Gottes, auch Heer der Alten, weil früher die jungen Männer zu Hause blieben und nur die Alten auszogen.[1] Ursprünglich bestand eine Sikh-Truppe grösstentheils aus Khaliwand oder Reitern; nach der ersten glücklichen Expedition wurden die Fussgänger beritten gemacht. Die Führer waren nach Art der mittelalterlichen Ritter in ein Panzerhemd gekleidet, Arme und Schenkel mit Stahlschienen bewehrt, in der Hand einen Metallschild, im Gürtel die Streitaxt. Ueber den Kopf war ein Helm gestülpt mit gegittertem Drahtgeflechte im Nacken, hoch emporstrebende Federn bildeten die Helmzier.[2] Die Waffenfabrikation, die nach der Entwaffnung des Volkes im Sipahi-Aufstande von 1857/58 die Abnehmer verlor und in Folge dessen zurückging, stand damals im Pandschab in höchster Blüthe. Die Infanterie wurde als untergeordnete Waffe betrachtet und fand hauptsächlich zum Garnisons- und Wachdienst Verwendung, die Schlachten selbst wurden fast ausnahmsweise von Reiterschaaren gekämpft. Die einzige Infanterie-Abtheilung, die sich Ansehen verschaffte, waren die Akali, wörtlich Mannen des Unsterblichen. Diese Akali waren religiöse Fanatiker, die im Rufe von Heiligen standen; sie kleideten sich in tiefes Blau, lebten, obgleich wohlhabend, vom Bettel, waren dabei äusserst zudringlich; Missliebige, insbesondere Europäer, überschütteten sie mit Schimpfwörtern und Verwünschungen. Neben Dolch, Schwert und Flinte gebrauchten sie Stahlringe von 20—30 Centimeter Durchmesser, am äusseren Rande scharf geschliffen; auf dem Marsche verwahrten sie diese Ringe im Turban, beim Gebrauche legte man den Zeigefinger an die innere Kante, brachte den Ring in schnell rotirende Bewegung, zielte nach dem Gegner und schnellte ihn gegen ihn ab. Getroffen, erfolgte eine tödtliche Wunde; aber die Treffsicherheit war sehr gering und die Waffe deswegen nichts weniger als furchtbar. Beim Sturm auf eine Stadt oder im Handgemenge standen die Akali jederzeit auf dem gefährlichsten Posten; mit einem Absud von Hanf versetzten sie sich in eine erregte Stimmung und meist lösten sie die gestellte Aufgabe, schien sie auch noch so unmöglich. Als Waffe führte die Infanterie Spiess, Bogen und Luntenflinte, aber Pulver war knapp und der Sikh niemals ein guter Schütze. Artilleriedienst ward nie beliebt; die Kanoniere waren meist Mohammedaner.


Alter Sikh.

Unter Randschit Singh änderte sich die Zusammensetzung der Armee; die Kavallerie hört auf, Hauptwaffe zu sein, an ihre Stelle tritt die Infanterie. Der Fürst nahm europäische Instrukteure in Dienst; die Franzosen Allard, Ventura und Avitabile, dann Court erwiesen sich als vorzügliche Organisatoren. Die Infanterie erhielt Musketen, eignete sich in hohem Grade Feuer-

[1] Selbst Randschit Singh trug dem theokratischen Nationalzuge Rechnung; er nannte sich wie ein christlicher Fürst Herrscher von Gottes Gnaden, seine Münzen tragen den Namen des Guru.

[2] Die Zeichnung einer solchen Rüstung S. 178 ist nach dem Originale in der ethnographischen Sammlung meiner Brüder gefertigt.

disciplin an und war den Engländern durchaus ebenbürtig; im Manöveriren blieben sie langsam; so beliebt wurde diese Waffe, dass sich mehr Freiwillige meldeten, als Bedarf war. Die Kavallerie leistete in Beunruhigung des Feindes, Aufheben von Proviant- wie Munitionszügen und in Unterbrechung der Verbindungen einer vorrückenden Armee, was von einer leichten Kavallerie verlangt werden kann; aber die hohe Achtung genoss der Reiter nicht mehr wie früher; die Kavallerie war schlecht beritten, schlecht bewaffnet und wandte sich in der Gefahr leicht zur Flucht. Die englische Heeresleitung hat seither die Sikhs als tapfere, gehorsame Fusssoldaten erprobt und in ihrem indischen Heere mit einem vollen Zehntheile des Sollstandes eingestellt.

Politische Hauptstadt des Pandschab war unter Sikhs und blieb unter der englischen Herrschaft Lahor. Im Kriegszuge Alexanders des Grossen im Pandschab noch nicht genannt, muss die Stadt wenige Jahrhunderte später gegründet worden sein; an der grossen Heerstrasse von Afghanistan nach Indien gelegen, ward sie von jedem westlichen Feinde betreten. Sie bildete lange Zeit den Stützpunkt für den erfolglosen Kampf gegen den Islam, wird am Schlusse des 11. Jahrhunderts Residenz der Ghaznewiden und erfreute sich unter diesen Herrschern im ganzen folgenden Jahrhundert einer wohlwollenden Förderung ihrer Interessen. Später wird die Stadt wiederholt von tatarischen Horden geplündert; als die goldene Zeit preisen die Chronisten die Regierungen der Moghul Kaiser von Humâyun hinab bis Auringzeb (16. und 17. Jahrhundert). Unter diesen Kaisern war Lahor Waffenplatz der Gross-Moghule, die hier nicht nur für längere Zeit ihr Hauptquartier aufschlugen, sondern die Stadt auch zeitweise zu ihrer Residenz machten. Trostlos gestaltete sich wieder die Lage der Stadt unter den Kämpfen der Sikhs für ihre Religion, bis Randschit Singh den Namen der Stadt in der ganzen civilisirten Welt bekannt machte. Die Bauten aus der Moghulperiode liegen grösstentheils in Trümmern oder sind den Zwecken der herrschenden Nation angepasst, früher der Sikhs, jetzt der Engländer; unter den neueren indischen Bauten steht obenan Randschit Singh's Mausoleum, ein Werk in halb indischem, halb mohammedanischem Baustile.



Sikh-Panzerausrüstung.

Als das Rom von Asien ist gepriesen die Stadt Dehli am rechten Dschamnaufer. Den Hindus ist der Fluss heilig, dessen Wasser die Wälle des Forts bespülen; den Moslims ist die Stadt theuer als einstige Residenz der mächtigsten indischen Herrscher ihres Glaubens wie als Stätte der Dschamna Moschee, eines der grossartigsten mohammedanischen Bethäuser; für die Engländer knüpft sich an die Stadt die Erinnerung an den blutigen Strassenkampf in den heissen Tagen vom 14. bis 20. Juni 1857, durch welchen die Stadt den Aufständischen abgerungen wurde und die Hoffnungen der Mohammedaner auf Wiedererlangung der Herrschaft über das nördliche Indien für immer vernichtet wurden. Dehli liegt in 252 Meter Höhe über dem Meere in einer weiten, von den Ausläufern der Arawali-Kette Radschputanas eingesäumten, gut bewässerten

Ebene, anderthalbtausend Kilometer landeinwärts von Calcutta; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 22,8° Cels. ($18^1/_4$° R.), das Winterklima entspricht der Frühjahrskurzzeit in Meran, ist aber durch den Mangel von Nebel und Regenfeuchtigkeit trockener. Ruinen dehnen sich zwanzig Kilometer in der Länge, zehn in der Breite aus. Die älteste Anlage stand beim Dorfe und Fort Indrapat, drei Kilometer südöstlich des jetzigen Dehli; hier fanden Archäologen Spuren der Stadt Indraprâstha, deren Gründung den ältesten Ariern zugeschrieben wird; vor 1500 v. Chr. müssen diese die wilden Völker, die hier ihre Sitze hatten, vertrieben haben und nach Lichtung der Waldungen erstand ein Stützpunkt für die Gründung eines mächtigen Königreiches. Der Kampf zwischen den Königsgeschlechtern der Kuru und Pându, wie ihn der Mahâbhârata besingt (siehe unten) ist das einzige bedeutsame Ereigniss, von welchem bis zum Beginne der christlichen Zeitrechnung die Geschichte Kunde giebt.



Randschit Singh's Mausoleum in Lahor (S. 178).

Der erste König, der aus dem Mythus hervortritt und sogar durch Schrift beglaubigt ist, was für die damalige Zeit nur von wenigen Fürsten zu sagen ist, heisst Râdscha Dhâwa. Damals muss der Mittelpunkt der Stadt südlich von Indrapat verlegt worden sein; denn die Inschrift, welcher Dhâwas Erwähnung thut, steht nördlich des S. 27 abgebildeten Kutab-Thurmbaues, besteht aus Schmiedeeisen und besagt, dass sie errichtet wurde zur Erinnerung an den Sieg dieses Königs über das Volk der Bâlhika oder Baktrier, die aus ihrer Heimath in Balkh jenseits des Hindukusch bis über den Indus vorgebrochen waren. Dieser Sieg wird im zweiten Jahrzehnt des vierten christlichen Jahrhunderts erfochten worden sein; die ihn verewigende Säule (S. 182) steht in dem (S. 183) abgebildeten Moscheehofe[1] und besteht aus Eisenstangen, die zusammengeschweisst und gehämmert sind; die Spitze ziert ein indopersischer Glockenaufsatz. Die Säule hat eine Höhe von $6^1/_4$ Meter über der Erde,

[1] Die Säulen dieser Moschee sind Hindutempeln entnommen und waren bei ihrer Verwendung zur Moschee mit dickem Mortel überzogen worden, der inzwischen abfiel, wodurch eine sehen feine Steinhauerarbeit zu Tag kam.

steckt ein Meter unter der Erde und ist in grosse Quadern mit genau passender Höhlung eingekeilt. Im achten christlichen Jahrhundert soll König Anang Pâl den Fuss der Säule haben sondiren und dann wieder verkeilen lassen; aber letztere Arbeit sei nicht mehr vollkommen gelungen und da der Volksglaube dem Hinduregiment so lange Dauer verkündet, als die Säule steht, so sei die Stadt unter der mohammedanischen Eroberung Dehli genannt worden von dem loseren Stande (dhila) dieses Säulenschaftes.[1])

Eine neue Hauptstadt, sieben Kilometer südöstlich von Kutab, erbauten sich im Beginne des vierzehnten christlichen Jahrhunderts die Gründer der mohammedanischen Dynastie der Tughlak; die massige Anlage der Wälle veranschaulicht die Tafel zu diesem Kapitel „Mauerreste von Tughlakabad." Stromaufwärts rückte die Residenz Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; Fîroz Schâh nannte die



Hindu-Bankiers in Dehli.

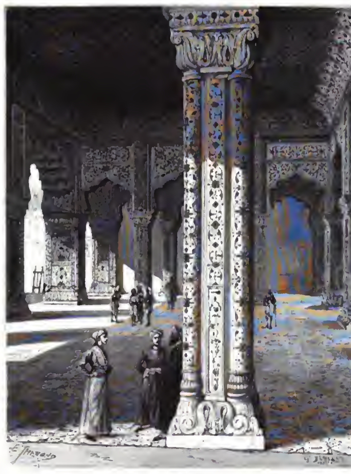
neue Stadt nach sich Firozabad und von seinem Bausinne gibt Zeugniss seine Veste (Kotila) mit der sie überragenden Asoka-Säule (siehe die Tafel zum zweiten Kapitel dieses Bandes). Timurs Zerstörung der Stadt (1398) bewirkte ihre Verödung, erst Humâyun baute (1533) auf der Stätte des alten Indrapat wieder ein Fort; der glückliche afghanische Eroberer Scher Schâh umgab die um das Fort erstandenen Häuser mit einem Wall, dessen massiver Lâl Dârwaza oder rothes Thor noch heute von der sorgfältigen Arbeit der Erbauer Zeugniss gibt. Die nachfolgenden Kaiser residirten in Agra, Lahor oder Adschmir; erst Schah Dschehan wandte sich wieder Dehli zu, gründete nördlicher als alle bisherigen Anlagen das heutige Dehli, nannte die Stadt

[1]) Berechtigter ist die Ableitung des Namens der Stadt von dem Burgbau, der zehn Kilometer stromabwärts der heutigen Stadt Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts ein König Dilu aufführte. — Die officielle englische Schreibweise ist Dehli, neuerdings bürgert sich wieder Delhi ein.



Mauerreste von Tughlakabad bei Dehli.

nach sich Schah-schehanabad und wurde der Erbauer des Palastes der Grossmoghule[1]) wie der Dschamna-Moschee (siehe die beiden Tafeln und das Kapitelbild). Dehli wurde jetzt Sitz einer glänzenden, überaus verschwenderischen Hofhaltung; die Revenuen des kaiserlichen Schatzes, die sich im Beginne des 17. Jahrhunderts auf 800 Millionen Mark stellten, waren Ende desselben Jahrhunderts unter Auringzeb, der sich den stolzen Beinamen Alamgir beilegte, d. i. Eroberer des Weltalls, auf 1,700 Millionen Mark angeschwollen. Die feenhaften Hoffeste der damaligen Zeit wurden dem staunenden Europa von Reisenden und von Missionären unter Ausschmückung mit zahlreichen Fabeln erzählt. Wenig bekannt ist folgende Anekdote. Bei einem Tanzdivertissement war als Zuschauerin Kaiser Auringzeb's Tochter zugegen; strafend mustert sie der strenge Blick ihres Vaters, als sie ihm beim Betreten des Saales entgegen eilt und lauter Tadel wird ihr zu Theil über ihre Unkeuschheit, denn die Hautfarbe schimmerte durch ihre Gewänder hindurch. Da rechtfertigt sich die Prinzessin durch die Betheuerung, sie habe von dem ihr übersandten Dakka-Muslin sieben Röcke angethan. Diese Kunst so feine Handgewebe zu fertigen, ist nicht verloren gegangen, lohnt sich aber nicht mehr; Arm und Reich trägt jetzt auch in Indien Maschinenfabrikate, die Weber nagen wie anderwärts, am Hungertuche. Unter allen Webern haben jene von Dakka in Bengalen (östlich von Calcutta) den meisten Ruf. Vergleiche mit Fabrikmusselins ergaben auf derselben Fläche doppelt so viele Garnfäden als bei Dakka-Geweben; aber ungeachtet der gröberen Faser war Dakka-Fabrikat sowohl für das Gefühl, als für das unbewaffnete Auge feiner und zarter; dabei ist Dakkha-Musselin stark im Gebrauche, das europäische Fabrikat dagegen praktisch nicht zu verwenden. Die Ursachen sind Nichtanwendung von Stärke und

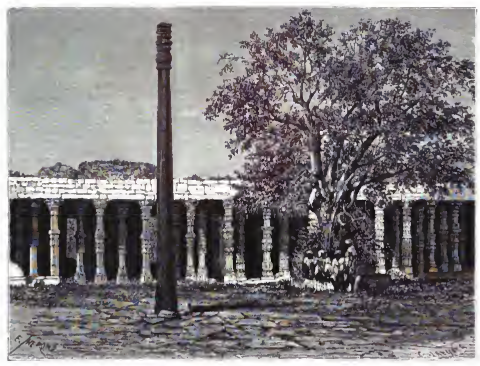


Dewan i Khas (Empfangshalle) im Palaste zu Dehli.

[1]) Ein Kleinod in diesem weitläufigen Gebäudecomplexe ist der Pavillon für die Ertheilung der Audienzen, Dewan i Khas, die schönste Empfangshalle dieser Art in Indien. Die hohen Säulen aus weissem Marmor sind mit kostbaren Steinen eingelegt; Träger und Decke sind geschmackvoll vergoldet. Siehe vorstehendes Textbild.

Handarbeit beim Spinnen wie Weben; die Faden sind haltbarer und werden nicht so gleichmässig fest gegen einander gedrückt.

Unter der englischen Verwaltung Indiens ist Dehli zur Provinzstadt herabgedrückt, die nicht einmal der Lärm rauschender Militärmusik durchzieht, denn die europäische Stadt liegt nördlich der Moghulanlage jenseits der Eisenbahnstation. Das Treiben im weltbekannten Tschandni Tschauk, dem «im Mondglanze strahlenden Markte» (siehe unsere Tafel) ist zwar nicht mehr das alte; wenn die Buden auch mit gleich guten und eben so seltenen Waaren angefüllt sind wie früher und der Strom der Käufer sich stellenweise staut, so fehlen doch die reich gekleideten Eingeborenen, die ihre Pferde paradiren lassen oder auf der Hauda eines Elefanten ausruhen. Selbst den Indier zieht das grosse Dehli-Institut in Tschandni Tschauk an mit seinem neu erstandenen Park und seiner



Die eiserne Säule zu Kutab bei Dehli (S. 179).

Menagerie an; das Gebäude dient den höchsten englischen Beamten zum Empfanghaus für Darbars, enthält die städtischen Bureaux und ist mit einer reichen Bibliothek wie kostbaren Sammlungen angefüllt. Immerhin sichert jedoch der Stadt ihre Lage an einem grossen schiffbaren Flusse und als Knotenpunkt von drei Bahnlinien ihren Ruhm als der erste Handelsplatz im Pandschab und als der Ort, wo indisches Lebens am stärksten pulsirt. Als es galt, die Königin von England als Kaiserin von Indien zu proclamiren, entbot die englisch-indische Reichsverwaltung auf den 1. Januar 1876 nach Delhi aus allen Theilen Indiens regierende und mediatisirte Fürsten. Als Zeugen hatten sich ausserdem eingefunden Abgesandte aus Kaschgar in Centralasien, aus Afghanistan, aus Birma und Siam in Hinterindien; wie in den Zeiten, als Kaiser türkisch-tatarischer Abkunft Hof hielten, waren alle Völker Indiens und seiner Nachbarländer in Dehli vertreten und zu einem ethnographischen Gesammtbilde des Reiches vereinigt.

Die Umgegend von Dehli ist der Schauplatz der Kämpfe zwischen den arisch-indischen

Geschlechtern der Kaurawas und Pândawas; bei Thanesar, fünfzig Kilometer nordwestlich von Dehli, liegt das Schlachtfeld, wo ihre Massenheere im Jahre 1426 der vorchristlichen Zeitrechnung [1]) sich auf einander warfen. Anlass und Verlauf dieses blutigen Ringens um das Königreich, dessen Hauptstadt Hastinâpura, die Stadt von Hastin, «des mit den Händen geschickten», 91 Kilometer nördlich von Dehli lag, ist im Epos Mahâbhârata geschildert, wörtlich „der grosse Kampf der Bharata." Dieses epische Gedicht ist wohl die längste Dichtung, die je einem Volke zu eigen wurde; sie zählt 220,000 Verse und ist in achtzehn Kapitel eingetheilt. Als Wyâsa oder Darsteller, der den Inhalt zu einem Ganzen fügte, wird Krischna Dwaipâyana gerühmt. Der Name bedeutet schwarzer Inselbewohner und war dem Kinde gegeben worden von seiner dunklen Hautfarbe, wie von seinen Beziehungen zu einer Insel des Flusses Dschamna. Beim Uebersetzen über den Fluss trafen sich



Kreuzgang im Moscheehofe zu Kutab (S. 179).

dort der Weise Parâsara und die Königstochter Satyavati, mütterlicherseits von göttlicher Abkunft; der ernste Parâsara vergass sich und die Frucht des unerlaubten Umganges war dieses Kind, das davon auch Kânîna oder ein Bastard heisst. Der Mutter wird um ihrer hohen Abkunft willen die Gnade zu Theil, jungfräulichen Leibes sich rühmen zu dürfen; Wyâsa dagegen wird zum Stammvater der Hauptthelden im Epos gestempelt.

König Sântanu vom Geschlechte der Bharata, wollte sich als alter Mann noch einmal verehelichen und heiratete Satyawati, Krischna Dwaipâyanas Mutter. Dieser Ehe entsprangen zwei Söhne; der ältere wurde, kaum dass er dem Vater im Thronerbe gefolgt war, im Kampfe mit einem Kentauren (Gandharwa) getödtet; der jüngere Sohn wurde sein Nachfolger, blieb aber von seinen beiden Frauen kinderlos. Da liess Satyawati ihren Sohn Wyâsa kommen, der bis dahin als Büsser in der Einsamkeit des Waldes gelebt hatte, damit er den beiden Wittwen

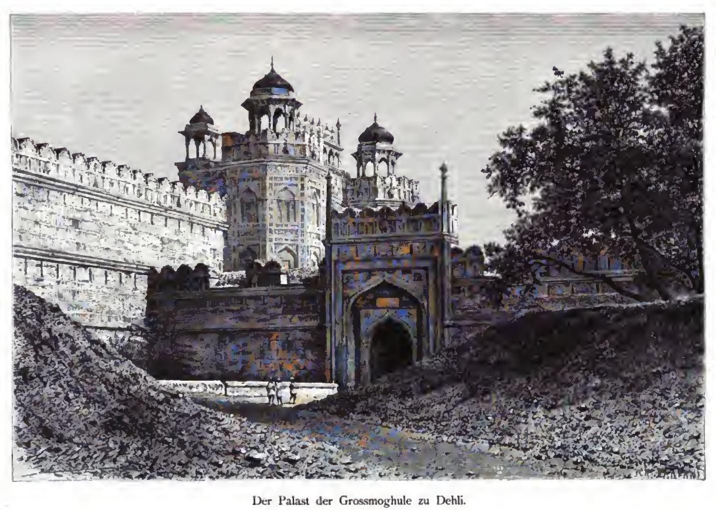
[1]) Diese Zeitbestimmung ist angenommen von der Indian Archäological Survey, Vol 2 (Simla 1871) p. 15.

beiwohne und dem Halbbruder zu Nachkommen verhelfe. Unter den mancherlei Kasteiungen, denen sich Wyâsa in der Einsamkeit unterzogen hatte, war sein Leib von abschreckender Hässlichkeit geworden; von Widerwillen erfasst, schloss Ambikâ, die ältere Wittwe, die Augen, während sie mit ihm verkehrte und gebar davon einen blinden Sohn, dem der Name Dhritarâschtra «dessen Reich von Dauer ist» gegeben wurde; die jüngere Wittwe wurde bleich vor Schrecken ob des Anblickes ihres neuen Gatten und ihr Sohn, der gleichfalls von fahler Gesichtsfarbe wurde, (in Wirklichkeit aber von Aussatz behaftet gewesen sein wird) heisst davon Pându, der Weisslich-gelbe. Die Schwiegermutter Satyawatî war über so makelvolle Enkel betrübt, wünschte eine weitere Vereinigung mit Wyâsa, aber da liess sich Ambikâ durch eine Slavin vertreten und deren tadelloser Sohn wurde nun Widura, der Kluge. Unter der Aufsicht ihres Onkels und Regenten wuchsen die drei Knaben heran. Wegen seiner Blindheit erschien Dhritarâschtra als unfähig zur Uebernahme der Regierung und Pându wurde auf den Thron gesetzt; wegen seines Aussatzes legt er jedoch die Regierung nieder, zieht sich in die Waldeinsamkeit zurück und Dhritarâschtra wird König.

Pându hatte fünf Frauen, aber seines körperlichen Leidens wegen pflog er mit ihnen keinen Umgang; dennoch wurde die Ehe mit fünf Knaben gesegnet, Götter hatten Vaterstelle übernommen. Yudhischthira, «fest im Kampfe», der älteste der fünf Brüder, ist ein Muster männlicher Tapferkeit, Gerechtigkeit und Biederkeit; sein Vater war Dharma, der Gott des Rechtes. Bhima «der Schreckliche» heisst der zweite, ein Sohn des Windgottes; waghalsig war er, dabei leidenschaftlich und grosssprecherisch; Nahrung nahm er in solcher Menge zu sich, dass ihm der Beiname wird Wolfsbauch, Wrikodara. Der dritte, Ardschuna, der Lichte, war ein Sohn von Indra, dem Gotte über den Luftkreis; dieser Sohn ist im Gedichte der eigentliche Held; er war schön von Angesicht, der Tapferste unter den Tapferen, der edelmüthigste Kavalier, dabei liebenswürdig und selbst weichherzig. Die zwei jüngsten Brüder Nakula und Sahadeva spielen untergeordnete Rollen.

Der blinde Dhritarâschtra residirte in Hastinâpura; seine Frau Gândhârî beschenkte ihn auf wunderbare Weise mit hundert Söhnen und einer Tochter und dankt diese zahlreiche Nachkommenschaft einer Segensgabe des Wyâsa für erwiesene Gastfreundschaft; er theilte die Frucht in 101 Theile so gross wie Daumen, setze diese in ebenso viele Krüge und nach einiger Zeit kam der Inhalt unter schrecklichen Zeichen als hundert Knaben und ein Mädchen zum Vorschein. Von ihrem Altvater Kuru hiessen diese Geschwister die Kaurawas. Ihr Erstgeborener heisst Duryodhana «schwer zu bekämpfen», wurde der Führer seiner Brüder und ist im Gedichte gekennzeichnet als ein kecker, listiger, bösartiger Mensch, der diese schlimmen Eigenschaften mit der Machtfülle eines orientalischen Regenten gebraucht.

Während die Pându-Prinzen noch Kinder waren, brachte man die 101 Kaurawas dem Könige Dhritarâschtra als seine Neffen; er erwies ihnen väterliche Freundschaft und liess sie mit seinen eigenen Kindern erziehen. Weder Brüder noch Neffen vertrugen sich; kindlicher Wettstreit und Knabenstreiche zogen gegenseitig Hass gross und dieser loderte hell auf, als der blinde Dhritarâschtra den ältesten Pându-Prinzen Yudhischthira zum Yuwarâdscha oder Kronprinzen und Mitregenten ernannte. Die Pândawas geberdeten sich so unbotmässig, dass Dhritarâschtra den Einflüsterungen der Kaurawas nachgab, die Ernennung rückgängig machte und die Pândus nach einer Stadt ferne der Residenz verbannte. Hier strebten ihnen ihre Vettern nach dem Leben, liessen ihr Wohnpalais aus leicht brennbaren Stoffen herstellen und zur Nachtzeit anzünden. Widura, der Kluge, ihr Halbbruder, kam aber hinter den Anschlag, hatte für einen geheimen feuerfesten Gang gesorgt und durch diesen entkamen die fünf Brüder. Während man ihre Leben vom Feuer verzehrt wähnte, zogen sie sich in den Wald zurück, nahmen Abzeichen wie Lebensgewohnheiten von Brâhmanen an und lebten von Almosen. Hier machte ihnen ihr Vater Wyâsa in einer Erscheinung Mittheilung von der Verkündigung des Königs der Pantschâlas



Der Palast der Grossmoghule zu Dehli.

(im Ganges-Dschamna Doab), dass er seiner Tochter Draupadî gestattet habe, sich unter den fürstlichen und ritterlichen Bewerbern ihren Gatten selbst zu wählen; die Brüder machten sich dahin auf, Ardschuna spannte den Bogen, der die Kaurawas und alle anderen Freier zu Schanden gemacht hatte und die Brüder führten die gewonnene Braut ihrer Mutter zu. Diese verstand die Meldung fasch und befahl ihnen in der Annahme einer selten reichen Almosengabe, ihren Schatz zu theilen; das Wort der Mutter musste zur Ausführung gebracht werden, Draupadî wurde die gemeinsame Frau der fünf Brüder und lebte je zwei Tage im Hause eines Jeden.[1])

Der öffentliche Wettkampf hatte die Errettung der Pândawas aus dem Palastfeuer auch zur Kenntniss ihres Onkels Dhritarâschtra gebracht; er rief sie zu sich zurück und theilte jetzt sein Königreich in zwei Theile; die eine Hälfte mit der Hauptstadt Hastinâpura erhielten seine hundert Söhne, die andere Hälfte mit Indraprastha (Delhi) als Residenz die Pândawas, seine Neffen.[2]) Die Regierung von Yudhischthira ward ein Muster weiser und gerechter Verwaltung; er war auch glücklicher Feldherr und als er verschiedene Reiche erobert hatte, liess er bekannt machen, er wolle sich durch das Râdschasûya genannte Ceremoniell zum Könige über die ganze indische Welt weihen lassen. Diese Ansicht fachte den Hass und Neid der Kaurawas aufs neue an. Dhritarâschtra musste die Neffen nach Hastinâpura einladen; Yudhischthira wurde zum Würfeln gebracht, durchschaute in seiner Leidenschaft das falsche Spiel seines Gegners nicht und verlor seinen Schatz, seinen Palast, sein Königreich, ja selbst seine Brüder und ihre Gattin Draupadî, die den letzten Einsatz bildete. Draupadî wurde Sclavin und sah sich in Gegenwart ihrer angetrauten Gatten der schimpflichsten Behandlung ausgesetzt; Dhritarâschtra hatte jedoch Mitleid mit den Bethörten und befahl Yudhischthira sein Reich und seine Familie zurückzugeben. Wiederum legten die Kaurawas die Falle des Würfelspieles; als Einsatz wurde vereinbart, dass die Pândawas, wenn sie verlören, zwölf Jahre lang das Land mieden. Yudhischthira blieb der verlierende Theil und ging mit seinen Brüdern und Draupadî ins Exil.

Die Umgebung des heutigen Dschaipur (S. 137) bildete damals das Königreich Wirâta; bei seinem Herrscher nahmen die fünf Brüder Dienste als der Beamte, der für den König die Würfel wirft, als Koch, Musikmeister, Bereiter und Kuhhirt. Draupadî wurde Kammerzofe der Königin; ihre Schönheit machte den Bruder der Königin und tonangebenden Mann im Wirâtalande lüstern nach ihr, aber Bhîma, der zweitälteste der fünf Brüder, erschlug den Wüstling. Die Hofpartei suchte Draupadî jetzt zu vernichten, als Sclavin wurde sie bestimmt, den Scheiterhaufen des Erschlagenen zu besteigen (vgl. über Satîs S. 150); da nahm Bhîma die Gestalt eines Kentauren (Gandharwa) an, riss einen Baum aus, gebrauchte ihn als Keule und befreite Draupadî, nachdem er mehr denn hundert Gegner niedergeschlagen hatte. Die Brüder, die auf solche Weise ihre hohen Eigenschaften erwiesen hatten, gelangten nun zu Einfluss, verhalfen ihrem fürstlichen Herren als Feldherrn zu Sieg über seine Nachbaren und Ardschunas Sohn Abhimanyu erhielt die Tochter des Königs zur Gemahlin.

Die Zeit des Exiles war inzwischen abgelaufen, die Pândawas beschlossen mit Hülfe der Streiter von Wirâta ihr zugetheiltes Königreich zurückzuerobern und bedrohten die Kaurawas mit Krieg. Beide Theile rüsten zum Kampfe und werben Bundesgenossen; der Gott Krischna verwilligte jedem Streittheile eine Gunst und stellte auf Verlangen den Kaurawas eine grosse Armee, begleitete dagegen die Pândawas als Schutzgeist persönlich ins Feld. Viele Treffen waren bereits geliefert worden, da ordneten sich die beiden Heere im Distrikte Kuru-Kschetra, nördlich von Dehli (beim heutigen Thanesar), zur Entscheidungsschlacht. Schon waren siebenundneunzig der hundert Kurus und ihre ganze Armee erschlagen; da machten die drei überlebenden Kurus

[1]) Vergleiche über die moderne Polyandrie unter den südlichen Indiern Bd. 1, S. 100.

[2]) Die grosse Nähe der beiden Städte erweist, dass das Reich Dhritarâschtra's von sehr geringem Umfange war.

mit Erfolg einen nächtlichen Ueberfall in das Pându-Lager und metzelten die gesammte Armee nieder; die fünf Brüder allein entkamen, da sie die Nacht ausserhalb des Lagers zugebracht hatten. Mit Vernichtung der beiderseitigen Heerführer und Truppen endet der erbitterte Kampf; die Pândawas ziehen in Hastinâpura ein, söhnen sich mit Dhritarâschtra aus und Yudhischthira wird zum König gekrönt. — In langen Büchern werden dann politisch-philosophische Themata abgehandelt; gleich dem Râmâyana dankt Yudhischthira aus Weltschmerz als König ab und zieht sich als Einsiedler in die Himâlaya Berge zurück.

Das Epos ist jüngeren Datums als Râmâyana und geschichtlich treuer; aber mit Erzählungen, die mit der Geschichtserzählung gar nichts zu thun haben, reicher ausgeschmückt als dieses. Das weitläufige Werk in seinem ganzen Umfange bemeistert zu haben, können nur wenige Forscher des altindischen Alterthums sich rühmen; die zahlreichen Einschiebsel machen das Lesen des Gedichtes überaus ermüdend. Knapp ein Fünftheil des Ganzen ist Schilderung der Geschichte der Kaurawas und Pândawas, der Rest ist ausgefüllt mit dem altarischen Sagenschatze, mit mythologisch-theosophischen Abhandlungen, mit Darlegung und Rechtfertigung socialer und politischer Zustände. Selbst der wildesten Allegorie liegt ein tiefe Moral zu Grunde. Der ewige Kampf des Guten gegen das Schlechte soll veranschaulicht werden und gezeigt wird, dass der Sieg nicht gelingen kann, wenn es an Reinheit der Seele fehlt, an Selbstverläugnung und an Beherrschung der Leidenschaften.





Kantschindschingo, 8579 Meter hoch, im Sikkim-Himâlaya. (Nach der Natur gezeichnet von H. v. Schlagintweit.)

ZEHNTES KAPITEL.

Der Himâlaya.

Zu Sigauli in Nord-Bengalen (siehe die Karte) schliesst Sir David Ochterlony, zu dessen Ehren in Calcutta die alle Häuser überragende Gedenksäule aufgerichtet ist (Bd. 1 S. 212), unterm 2. Dezember 1875 mit Nepal einen Vertrag, welcher der ostindischen Kompagnie zum ersten Landerwerb im Himâlaya verhilft; unterm 4. März 1816 erfolgt Besitznahme der abgetretenen Landschaften Kamaon (Kumâun) und Garwhal von der Grösse und Bevölkerungsdichtigkeit von Tyrol und hierdurch ist sich trennend eingeschoben zwischen die zwei Hauptstaaten im Himâlaya: Kaschmir im Westen, Nepal im Centrum. Zugleich wird Britisch-Indien Grenznachbar des Himmlischen Reiches; denn die neuen Erwerbungen grenzen an Tibet, das China 1720 zu einem Nebenlande seines Hauptbesitzes gemacht hatte. Der ganze Westen stand sodann der Kompagnie offen durch den Vertrag von Lahor vom 9. März 1846; die stolzen Sikhs waren genöthigt worden, alles Land am Oberlaufe des Indusflusses bis zu seiner Südbiegung abzutreten: die Sieger begnügten sich jedoch mit dem Quellgebiete des Bias-Flusses (S. 167) und der kleinen Provinz Spiti am Nordabhange des Himâlaya; der Rest des übrigen weiten Gebietes sammt dem weltberühmten Thale von Kaschmir wurde durch den Vertrag von Amritsar (16. März 1846) an den England ergebenen Herrscher über Dschamu (in den Vorbergen von Kaschmir) überantwortet. Im östlichen Himâlaya erfolgte 1835 durch Kauf von Sikkim gegen

eine Leibrente der Erwerb eines winzigen Gebietes, um in Dardschiling eine Gesundheitsstation für Kranke zu gewinnen. Die eingetauschte Parzelle, die bei der Uebernahme nur von hundert Menschen bewohnt war, zählte 1849 bereits 10,000 Einwohner; dies liess den Fürsten die Abtretung bereuen, er suchte sein altes Eigenthum wieder an sich zu bringen, büsste aber seine Treulosigkeit mit Einzug der Jahresrente und Erweiterung des britischen Gebietes. Oestlich von Dardschiling war 1826 ein Theil der Duars oder der Vorberge, durch deren Flusseinschnitte man in das noch heute unabhängige Land Bhutan aufsteigt, an Britisch-Indien gefallen; 1841 erlitt dieses 4,061 Quadrat-Kilometer (74 Quadratmeilen) umfassende Gebiet westlich davon an gleichem Hügellande eine Erweiterung; der Uebermuth von Bhutan, welches einem Abgesandten Englands einen unwürdigen Vertrag abnöthigte, führte sodann am 12. November 1864 zu einer Proklamation, die hinterher, genau ein Jahr später, durch Vertrag gegenseitig bindend gemacht wurde und eine Abtretung aller Duars von fast zehntausend Quadratkilometer Bodenfläche mit 127,727 Einwohnern bewirkte. Durch diese Erwerbungen summirt sich der Gesammtbesitz Englands im Himâlaya zu 90,000 Quadratkilometer (1,570 deutsche Quadratmeilen) Flächeninhalt mit $2^{3}/_{4}$ Millionen Unterthanen; Kaschmir, Nepal und Bhutan besitzen das Vierfache an Bodenfläche, knapp das Doppelte an Unterthanen; dabei verfügt Britisch-Indien nicht blos über die fruchtbarsten, dichtest bevölkerten Theile des Gebirges, sondern hat auch die wichtigsten Passübergänge in seiner Gewalt.

Noch in die Zeit vor Erwerbung der ersten Besitzung am Südabhange des Himâlaya fällt die Erforschung des Nordabhanges des Gebirges durch Kundschafter. Seither ist der Zutritt freigegeben worden in Kaschmir, das sich bei seinem durch die Sikhkriege begründetem Abhängigkeitsverhältnisse gefallen lassen musste, als englischer Vasall behandelt zu werden; hier konnte sogar eine sorgfältige trigonometrische Landesvermessung durch englische Officiere vorgenommen werden, die dabei auch Höhenbestimmungen und Winkelmessungen für zahlreiche Hochgipfel weit jenseit der Grenze des Reiches ausführten. Dagegen war es nothwendig geworden, für die übrigen Theile des Gebirges den Kundschafterdienst weiter auszubilden, da Europäer hier noch jetzt jedesmal zurückgewiesen werden, sobald sie sich über der Grenze blicken lassen, mögen sie von Indien aus, oder wie die französischen Missionare und neuere russische, englische und ungarische Reisende von China aus, die inneren Theile von Tibet betreten wollen.

Eine Frage in der Gegenwart ist es insbesondere, für welche dem Gebirgswalle im Norden des englischen Reiches in Indien eine entscheidende Wichtigkeit zukommt: es ist dies die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Angriffes auf Indien von Centralasien her. Zu Anfang dieses Jahrhunderts nur in Regierungskreisen erwogen, dann in wissenschaftliche Werke nebenbei hereingezogen, bildet diese Frage jetzt den Gegenstand zahlreicher Bücher und Schriften und kehrt in der Tagespresse beständig wieder.

Vier Gebirgsketten vereinigen sich, um das grosse Gebirgsland im Norden Indiens zu bilden: der Künlün, die Nordkette des Himâlaya, auch Karakoram genannt, als wasserscheidende Kette, der Centralzug des Gebirges und die südliche Hauptkette des Himâlaya. Sämmtliche Hauptketten streichen von Südost nach Nordwest; der Künlün zieht dabei ziemlich geradlinig fort, die Himâlaya-Ketten dagegen haben die Form eines nach der indo-gangetischen Tiefebene ausgebogenen Kreissegmentes.

Nach den neuesten Aufnahmen findet die Streichrichtung des Himâlaya-Systemes westlich ihre Grenze im Lande des Kuntschut-Volkes;[1] hier ist der noch namenlose Berggipfel von 7734 m

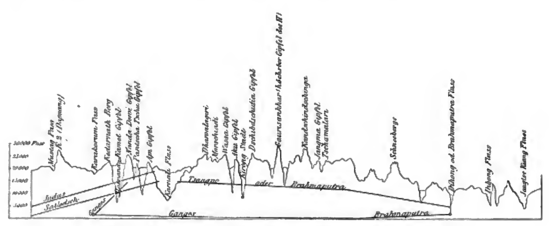
[1] Die Kuntschut (Kundschut, Kandschut) werden von den umwohnenden rein arischen Volkern als Leute anderen Schlages bezeichnet und sind als Räuber gefürchtet. Betrachtet man sie als tibetisches Volk, so führt ihr Name auf die Bedeutung „Einer, der Alles einsteckt“ und wird als ein von den Nachbarn gegebener Spottname aufzufassen sein.



Pahâri, Bewohner der Vorberge des Himâlaya.

Höhe am Ostufer des Karambar Gletschers in 36° 25' nördl. Breite und 74° 40' östl. Länge von Greenwich als der nordwestliche Eckpfeiler des Himâlaya zu betrachten.[1]) Oestlich erweist die plötzliche Abbiegung des Tsang-po oder Brahmaputra-Flusses, der hier Dihong genannt wird, nach Süden eine Aenderung in der Axenrichtung des Gebirges; mit Nord-Südrichtung legt sich hier das hinterindische Gebirgssystem vor, im 97. Meridian östlich von Greenwich endet nach dieser Seite der Himâlaya. Seine ganze Länge kommt hiernach gleich der Entfernung zwischen Griechenland und Spanien.

Himâlaya (mit der Aussprache Himálaya, nicht Himaláya), heisst „Stätte des Schnees"; der Name ist gegeben von den Sanskrit redenden Indiern und ist übergegangen in die davon abgeleiteten modernen indischen Sprachen. Zahlreiche Sagen und Erzählungen in den älteren heiligen Schriften der Hindus sind in die Schneeregion dieses Gebirges verlegt; dem gebildeten Indier ist sein Name deswegen auch da noch geläufig, wo seine weithin leuchtenden Gipfel nicht mehr sichtbar sind. Den Bewohnern im Gebirge ist diese für die ganze Gebirgsmasse geltende



Der Himâlaya: Durchschnitt längs der Flüsse Indus und Brahmaputra, projicirt auf eine verticale Ebene.

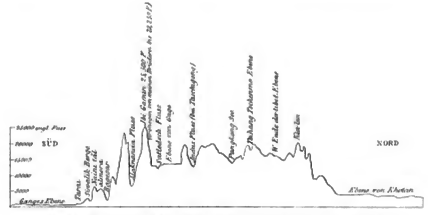
Bezeichnung weniger bekannt und unter ihnen nicht üblich; sie nennen die Gebirgskämme mit andern Namen, die sich aber in ihrer Bedeutung sämmtlich, gleich dem Worte Himâlaya, auf ewigen Schnee, Berg oder Pass zurückführen lassen, seien sie für das Gebirge im Ganzen oder für einen kleineren Theil gemeint; die Sprache dieser Bezeichnungen ist in den südlichen Thälern ein verderbtes Hindî, auf dem Nordabhange Tibetisch.

Seine höchste Erhebung hat der Himâlaya unterm 87° östl. Länge von Greenwich; von da fällt das Gebirge nach Osten rascher und mehr ab als nach Westen, wo die Felsenmassen, durch die nach SW. streichenden Ketten der afghanischen Gebirge getragen, sich höher aufthürmen konnten (vgl. die Querschnitte). Das Gebirge besteht aus einer Reihe von Parallelketten mehr oder weniger gleicher Richtung, unter sich verbunden durch Seitenkämme, von den Gebirgsknoten sich abzweigend und durch Gipfel ungewöhnlicher Höhe gekrönt. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Himâlaya, dass in der südlichen Hauptkette die Hochgipfel nicht in der Kammlinie liegen, sondern etwas seitlich davon gruppenförmig beisammenstehen, was geologisch dadurch erklärt wird, dass spätere vulkanische Ausbrüche nicht auf, sondern zwischen den alten vulkanischen

[1]) Einen Breitegrad westlicher, im Winkel zwischen Wartschagan und Tschui-Fluss liegt der 7173 m hohe Daspur-Berg, der nordöstliche Eckpfeiler des Hindukusch-Gebirges. Beide Berge sind verzeichnet auf Karte 1 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen, Jahrgang 1879.

Linien erfolgten, mithin da, wo die Erdkruste dünner und leichter zu durchbrechen war. Die Richtung der Parallelkämme geht im Osten der höchsten Erhebung genau von West nach Ost, während sie westlich davon gegen Nordwesten umbiegt; hier haben auch die Verzweigungen eine grössere Ausdehnung als im Osten und gliedern das Gebirge mannichfaltiger. Während der Himâlaya in seinem östlichen und mittlern Theile mit dem Bau des menschlichen Körpers verglichen wird, wobei der Hauptkamm der Wirbelsäule entspricht und die Abzweigungen von den Gipfelgruppen den Rippen, weil die Ausläufer hier regelmässig umbiegen, wenn sie an die vordere Kette der Vorberge gelangen, so trifft dieser Vergleich für den Westen nicht mehr zu; dieser zeigt dagegen grössere Aehnlichkeit mit den Alpen.

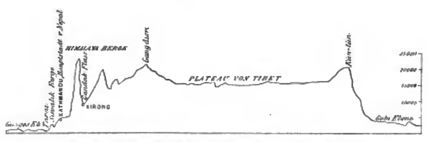
Den Aufbau des Gebirges in seinem Durchschnitte von Süd nach Nord veranschaulichen die Zeichnungen S. 189 bis 191. Der Südkette ist eine mit Geröll angefüllte und von Grundwasser wie vom Inhalte der zahlreichen durchfliessenden Gebirgsbäche bis fast an die Oberfläche getränkte Thalmulde vorgelagert, die Tarai. Diese gegen die Ebene sanft geneigte sumpfige Niederung



Durchschnitt des Himâlaya-Kun-lun Gebirges zwischen dem 79 und 80.° östl. Länge v. Green.

liegt in einer durchschnittlichen Höhe von 200 Meter über dem Meere; das südlich vorgelagerte Terrain heisst Des oder gerodetes Land. Gräbt man hier Brunnen, so stösst man in 3 bis 6 Meter Tiefe auf ein dickes Lager feinen Sandes vermengt mit Kies und Süsswassermuscheln; die Einsenkung, welche einst das Druckwasser von der Himâlaya-Seite her abführte, ist mit Rollstücken zugeführt und so wurde die Zone am Fusse des Gebirges ungesundes Bergland. Die grösste Breite hat die Tarai längs Nepal, der grössten Erhebung gegenüber; sie erreicht hier bis zu 50 Kilometer Breite. Die absteigenden Luftströme, welche längs der Thäler auftreten und das dichte Unterholz, das den Boden kühl hält, bewirken eine deutlich bemerkbare Erniedrigung der Temperatur verglichen mit der angrenzenden gangetischen Tiefebene. Im Innern der Tarai herrscht Niederwald vor mit zahlreich emporragenden hochstämmigen Bäumen; darunter findet Schischam *(Dalbergia Sissa)* in den Artilleriewerkstätten zu Fatigarh am Ganges starke Verwendung. An offenen Plätzen bringt der Boden, sich selbst überlassen, ein langes Gras hervor; wird es im April jeden Jahres abgebrannt, so dienen die jungen Schösslinge dem Sumpfvieh zur Nahrung. Die einheimischen Stämme pflügen einige Stellen oberflächlich um und säen Getreide ein; anders die Wander-Kolonisten. Regelmässig in der kalten Jahreszeit wandern niedere Hindukasten von der Ebene ein, legen am Südrande, wo die Moräste und Wassertümpel allmählig verschwinden, Weiden zu Feldern an und ziehen Reis, Weizen oder anderes Getreide, treiben auch Tausende von

Rindern ein. Die Eingeborenen sind Reste der vorarischen Einwohner Hindostans; ihre Stammeseigenthümlichkeiten sind am strengsten bewahrt unter den Tharus, die 42,947 Köpfe stark zwischen Hardwar am Ganges im Westen bis zur Tista im Osten anzutreffen sind. Im Aeusseren erinnern Tharus an Mongolen; ihre Sprache zeigt mit keinem arischen Dialekte Verwandtschaft, sie sind thatkräftig und voll Muth, aber von gutmüthigem Charakter, friedliebend und arbeitsam. Die Weiber sind nicht verweichlicht und unterstützen die Männer in der Feldarbeit; sie sind in hohem Grade züchtig, dabei aber frei von der Zurückhaltung der Hindu-Frauen. Die Sitten der Tharus sind denen der Hindus ganz entgegengesetzt; sie essen Fleisch, ja selbst solches von gefallenen Thieren; ihre Religion ist lediglich eine Furcht vor bösen Geistern. Sie leben in Hütten aus Fachwerk und Gras. — Die Grossmoghule mieden die Tarai ihrer Fieberluft wegen; dafür war das kulturfähige Land der Tarai Rückzugsort für zahlreiche Flüchtlinge aus der Ebene. Unter der englischen Verwaltung wurden Strassenzüge durch die Tarai gelegt; im Osten wurden Bareli, westlicher Moradabad Knotenpunkt verschiedener Strassen. Grosse Anstrengungen erforderte es, der Hehlerei von gestohlenem Vieh ein Ende zu machen; Eintreiben gestohlener Thiere in die Weiden war zum lohnenden Erwerbszweige verschiedener Diebs-Kasten geworden.



Durchschnitt des Himâlaya-Kün-lün Gebirges unterm 85.° östl. Länge v. Green.

Den Nordrand der Tarai bezeichnen Sandsteinschichten, die stellenweise vollständige Ketten bilden mit Gipfeln bis zu 1000 Meter Höhe; im Ganges-Dschamna-Zwischenstromlande heisst diese Hügelkette, die jederzeit in der Richtung des Hauptzuges des Himâlaya streicht, Siwalik. Wildtosend stürzen die Flüsse als Bergströme über die Abhänge; erst tiefer unten erreichen sie sanft geneigten Geröllboden. Niedere Hügel schliessen diese Geröllablagerungen von der Tarai ab; diese werden dadurch zu schmalen Längs-Thälern von 30 bis 50 Kilometer Länge und heissen davon Dun (Thal), auch Mari, im Osten Duar (Thor). Die vielfach versumpfte Thalsohle liegt im Mittel 750 Meter über dem Meere. Die kühle Jahreszeit (Dezember mit Februar) ist sehr erfrischend, selbst kalt, Schneefall ist unbedeutend, die Regenmenge gering. Im Frühjahre, der heissen Jahreszeit der Ebene (März bis Mai), nimmt die Temperatur rasch zu und wird zeitweise sogar drückend heiss; Dehra-Dun in 693 Meter Höhe mit einer durchschittlichen Jahrestemperatur von 21,2° Cels. (17° R.) und 125 Millimeter wässeriger Niederschläge im Jahre zeigt im Mai Maxima von 32,2° Cels. (25¾° R.), wo man in der Ebene 57° Cels. (29,6° R.) hat. Die Stationen in diesen Vorbergen gelten deswegen den Aerzten nur als theilweise klimatische Kurorte *(semi-hill stations)*; sie heben aber immerhin die Kräfte bei geschwächten Konstitutionen, weshalb die indische Armeeverwaltung neuerdings zahlreiche kleine Reconvalescentenposten einrichtete. Wald bedeckt alle Abhänge; davon heisst der ganze Gebirgsabschnitt Bhabar. Vereinzelt kommen Palmen vor, vorzüglich gedeiht das Bambusrohr; am Nordrande treten grosse Farrenbäume auf und herrschen Nadelholz-Arten vor; der Südrand ist mit Laubbäumen bestanden, der nützlichste Baum ist hier Sal *(Shorea robusta)*, zugleich Wahrzeichen dieses Gebirgsabschnittes hinüber bis Assam im Osten

Grossen Schaden fügen den Holzbeständen die Hirten zu, nicht bloss durch Eintreiben zahlreicher Büffelheerden, sondern noch mehr durch Unvorsichtigkeit im Anzünden von Feuer, das in der heissen Jahreszeit leicht grosse Strecken des schönsten Waldes vernichtet; die Forstverwaltung, in welcher auch mehrere deutsche Forstmänner Anstellung nahmen, ist eifrig bemüht, diesen Missständen zu steuern. Der Indier fürchtet den Bhabar-Strich der Ausdünstung wegen aus den vielen Lagunen, die sich nach dem Regen bilden und in der heissen Jahreszeit austrocknen; die Bevölkerung ist den Tarai-Stämmen zuzurechnen und gleich diesen klein von Statur, von dunkler Hautfarbe und breiten Backenknochen. In der Sprache sind Reste ihres eigenen Idioms mit Hindî zu einem barbarischen Patois vermengt; in Religion und Sitten macht der Hinduismus unter der englischen Verwaltung rasche Fortschritte, weil die Europäer, die im Distrikte Dehra-Dun (genau nördlich von Dehli) bereits über Tausend zählen, zu ihrer Bedienung und zur Versorgung mit Nahrungsmitteln Ursache der Ansiedelung niederer Hindu-Kasten wurden. Einigermassen weltbekannt wurde dieses Dehra-Dun[1] als Sitz der obersten Behörde für die englisch-ostindische Landesvermessung, die von hier ihre Berichte und Karten veröffentlicht, Kundschafter in alle Theile Innerasiens entsendet und durch ständige wissenschaftliche Beobachtungen an den Arbeiten zur Erforschung der physikalischen Geographie Ostasiens einen hervorragenden Antheil nimmt.

Hinter den Bhabar-Vorbergen baut sich ein Mittelgebirge auf mit Gipfeln bis zu 5,000 Meter Höhe; die Ketten, die bisher parallel der Hauptaxe des Gebirges verliefen, streichen jetzt unregelmässig in verschiedenen Richtungen und verästeln sich wie die Zweige eines Baumes; nur von hohen Standpunkten aus oder mit Hilfe guter Karten lässt sich der Aufbau des Gebirges verfolgen. Der Anstieg ist steil; in unserem Durchschnitte sei das Reiseziel Simla, die Sommerresidenz des englischen Generalgouverneurs von Indien. An der Poststation, bei welcher der bequeme Reisewagen mit einem Tonga (Bd. 1, S. 95) oder einem Reitpferde vertauscht wird, entwickeln sich Scenen, wie sie die schweizerischen Postorte am Fusse der frequentesten Alpenübergänge kennzeichnen. Die Abhänge sind Anfangs mit der Himâlaya-Eiche, der Silberfichte, der Deodar-Ceder bestanden, dazwischen baumförmige Alpenrosen *(Rhododendron)*; die sonnigeren Abhänge sind mit Gräsern und Blumen bedeckt, wie sie Südtyrol eigen sind. Die zur Ackerbestellung tauglichen Flächen sind eifrig unter Kultur genommen; an den tiefsten Lagen erzielt der Bauer noch doppelte Ernte an Mais und Hirse, auch Reis, wo künstliche Bewässerung möglich ist, oder an Weizen und Gerste. Höher hinauf bedeckt dichter Nadelholzwald die Abhänge; Bestände von Cedern, *(Pinus excelsa)*, Silberfichten *(Picea Webbiana)* wechseln mit Wiesen und Weiden; die Bäume erreichen eine Höhe von 30 bis 50 Meter. die Landschaft erinnert lebhaft an den badischen Schwarzwald (Siehe das Bild S. 193). Bei 3300 Meter liegt die oberste Grenze der Koniferen, dann tritt die Himâlaya-Eiche auf *(Quercus semacarpifolia)*, bei 3,600 Meter hört auch diese auf, es folgt Weide, durch Wiesen und blosses Gestein unterbrochen; grosse Büschel Primeln treten auf.

Höhen von 2,000 Meter sagen dem Menschen am meisten zu. Arier drangen in das Gebirge nach den Quellen des ihnen heiligen Ganges als Pilger vor oder als kühne Kaufleute, um nach den nördlich davon liegenden Goldfeldern Tibets zu gelangen; Hindus wanderten hier ein in Folge des Eindringens von Indoscythen (S. 171); das Aeussere der Hindu-Kasten im Gebirgslande erweist jedoch, dass sie sich reinen Stämmen nicht beizählen dürfen. Die Bezeichnung Bhot-Râdschputs oder Kolonisten halb tibetischer, halb Hindu-Herkunft gibt die Abstammung richtiger an.

Bei den Anwohnern heisst die Gesammtbevölkerung einfach Gebirgsbewohner, d. i. Pahâri; sie bilden im westlichen Himâlaya eine ethnographisch hochinteressante Gruppe. Schon Ptolemäos

[1] In Dehra-Dun begannen am 1. Dezember 1834 die Messungen der nördlichen Basis für die grosse indische Gradmessung. Am 28. März 1835 war die Messung dieser 11,84 Kilometer langen Basis vollendet und durch Zurückmessung, wobei der Fehler zu nur 608 Millimeter erhoben wurden, festgelegt; mittelst Triangulation wurde die Basis übertragen auf zwei Berge der Siwalik-Kette (die Gipfel Amsog und Banog), die sowohl von Dehra wie von der Tiefebene aus sichtbar sind.



Ansicht von Simla, Sommerresidenz der indischen Regierung.

giebt diesen Leuten den sprachlich räthselhaften Namen der Takoraioi und man schwankte lange, ob sie den Tibetern oder dem indischen Urvolke zuzurechnen seien. Messungen zahlreicher Individuen — darunter allein von meinen Brüdern über hundert ausgeführt — ergaben geringe Körpergrösse, kurzen Arm, kleinen Kopfumfang, kurze Scheitelhöhe, grossen Durchmesser am Schläfenbeine, kurze Nase. Höchst auffallend ist die Länge der Schenkelknochen; sie spricht für



Landschaft in den Vorbergen des Himâlaya.

drawidische Grundlage, denn so hoch gespaltene Körper finden sich nur bei den Stämmen Centralindiens. Anklänge an diese Urrasse waren schon bei der ersten Erforschung der Vorberge aufgefallen; das vermittelnde Bindeglied wurde durch die neueren Volkszählungen in den Dom gefunden, einem hinduisirten Aboriginerstamme, der vom mittleren Himâlaya an hinab bis Centralindien zerstreut wohnt. Lassen, der Altmeister in Erforschung der Hindu-Vorgeschichte, führt Dom auf Sanskrit Dama zurück, Name einer verachteten Mischkaste; Brockhaus erklärt aus Dom den

Namen Rom, den sich die Zigeuner geben, deren Heimat und Auszugsland nach ihren physischen Verhältnissen verglichen mit Hinduschädeln, nach Sprache, Sitten und Gebräuchen im Pandschab zu suchen ist. Die indischen Ethnographen streiten noch darüber, ob die Dom einst allein oder mit anderen Völkern zusammen die Ebenen vor dem Gebirge bewohnten; Ortsnamen weisen auf Audh als ihren Ursitz hin und nach Cunningham's scharfsinnigen Untersuchungen waren es die Paurawas, die nach dem im Mahâbhârata (S. 183) besungenen grossen Kampfe sich nördlich vorschoben und die bisherigen Bewohner zur Wanderung nöthigten. Wir bringen eine Tafel von Pahâris aus dem mittleren Himâlaya, ausgerüstet zum Tragen von Lasten über die Berge. Der Anzug ist ein kurzer Faltenrock, der bis an das Knie reicht; der Stoff ist aus Wolle, heisst Pattu und ist aus Faden gewebt, der im Hause gesponnen wurde. Ein Kamarkand oder Bund drückt den Rock an den Leib. Im Winter trägt man Hosen, die unten ganz eng zulaufen und Flechtschuhe aus Stroh oder Bast, die sehr dauerhaft sind. Die Kopfbedeckung ist meist eine niedrige Mütze mit Wolle oder Pelz verbrämt; eine Filzdecke vervollständigt den Anzug und gestattet allen Unbillen der Witterung Trotz zu bieten. Der Anzug der Frauen unterscheidet sich von jenem der Männer wenig, selbst die Kopfbedeckung ist dieselbe.

Zahlreiche kleine Fürsten haben in diesen Mittelgebirgen unter englischer Oberhoheit ihre Selbständigkeit bewahrt. Der mächtigste darunter ist der Herrscher über Kaschmir, früher nur Gebieter über die Vorberge, in die er sich noch heute zeitweise zurückzieht und dann Dschamu zur Residenz macht. An diesen Höfen wird durchaus echt indische Sitte gepflogen. Nur der Fürst hat die Füsse in Schuhen stecken und zum Sitzen ein Polster untergeschoben; Beamte wie Unterthanen dagegen legen die Schuhe ab, ehe sie das Gemach ihres Gebieters betreten und nehmen mit unterschlagenen Beinen auf dem Estrich Platz. Zeigt sich der Fürst öffentlich, so hält das Gefolge nicht ehrfurchtsvollst in einiger Entfernung, sondern Ordonnanzen und Hofbeamten folgen ihrem Herrn in nächster Nähe; wie an unseren Staatskarossen Riemen angebracht sind, an denen sich die Lakaien halten, während sie auf den Trittbrettern stehen, so sind hier dem Sattelzeug des Fürsten Riemen beigenäht, an denen sich auf jeder Seite ein Mann der Leibwache festhält, um auch bei schneller Gangart zur Seite zu bleiben. Das Vergnügen der Europäer an einem einsamen Ritte begreifen diese hohen Herren des Gebirges nicht.

Für Europäer sind in diesem Gebirgs-Abschnitte zahlreiche Gesundheitsstationen eingerichtet, Sanitarien, zum Sommeraufenthalte von Beamten, Officieren und Soldaten mit ihren Familien. Die Hauptorte haben städtische Verwaltung oder doch das Recht, zu städtischen Zwecken Umlagen zu erheben. Ein reiches Badeleben entfaltet sich in Simla. 1822 liess sich hier der erste Europäer ein Haus bauen, jetzt ist die Stadt im Sommer Amtsitz der Centralstellen der Reichsregierung, die hierher von Calcutta übersiedeln; zahlreiche Erziehungsanstalten ertheilen den englischen Kindern einen öffentlichen Unterricht im europäischen Sinne. Die Stadt zählt im Sommer über 15,000 Einwohner; wir bringen als besondere Tafel eine Totalansicht von der ganzen Anlage. Der Ort ist weitläufig gebaut, der Höhenunterschied zwischen dem niedrigsten öffentlichen Gebäude (Bischof Cotton's Schulstiftung in 2,016 Meter Höhe) und der höchsten Anlage Dschako (in 2,544 Meter Höhe hart unterm Gipfel des Berges gleichen Namens) ist bedeutend; der besuchteste Platz ist das Clubhaus des Vereins der Civilbeamten und Militärs im Mittelpunkte der Stadt in 2,209 Meter Höhe. Die meisten Häuser sind leicht gebaut mit Verwendung vieler Holztheile, Brände verursachen deswegen grossen Schaden. An guten Hôtels, Pensionen und reich ausgestatteten Waarenlagern, darunter seit 1875 ein Laden „Berliner Artikel", ist kein Mangel; den Interessen der Fremden dienen vier englisch erscheinende Zeitungen: ein täglich ausgegebenes Annoncenblatt mit Preisverzeichnissen, Witterungsnotizen u. dgl. und drei Wochenblätter, darunter die amtliche *Civil and Military Gazette.* Dem Handel und Verkehr leistet die Simla-Bank

Vorschub. Die englische Kirche (im Mittelpunkte unserer Ansicht) fasst die Zahl der Besucher nicht mehr. Die Saison für Sommerfrischler beginnt Mitte April und schliesst Mitte Oktober; sie zerfällt in drei Abtheilungen, die mittlere vom 15. Juni bis 15. August bildet den Glanzpunkt der Feste. Die Preise sind selbst für indische Verhältnisse sehr hoch. Ein comfortabel eingerichtetes Haus ist für die Dauer der ganzen Saison nicht unter 4,000 Mark zu miethen, Pensionspreis ist bei bescheidenen Ansprüchen 20 Mark im Tage; Sesselträger für Damen kosten 60—90, ein Reitpferd bis 200 Mark Miethe im Monat; alle Einkäufe an Lebensmitteln erfordern durchschnittlich 25 Prozent Mehrausgabe als in der Ebene. Das Recht zum Besuche des Beamtenclubs ist mit einem Eintrittsgelde von 320 Mark zu erwerben. Beamte und sonstige Europäer mittleren Einkommens meiden deshalb Simla, wie unsere Touristen Schweizer Bäder ersten Ranges und lassen sich in den Stationen vor Simla oder westlich davon nieder; man hat hier keine Gelegenheit, den obersten Würdenträgern des indischen Kaiserreiches persönlich näher zu treten, aber geniesst bei ungleich billigeren Preisen dieselbe erfrischende Luft und findet auch Institute zur Unterbringung seiner Kinder vor.



Brücke zu Srinagar, Hauptstadt von Kaschmir.

Ein Wahrzeichen der bevölkertsten dieser Gesundheits-Stationen sind Schulstiftungen für Kinder europäischer Eltern geworden. Die erste Schenkung wurde 1857 für Soldaten- und Officierskinder gemacht und ist Sir John Lawrence zu danken, damals Civilgouverneur des Pandschab; andere hochherzige Personen folgten, die Privatindustrie wandte sich gleichfalls der Errichtung von Pensionsanstalten zu und neuerdings kommen Wanderschulen auf, Schöpfungen der Garnisonsorte am Fusse des Gebirges; die älteste dieser Schulen ist die Marri-*cum*-Pindi Schule; ihr Sitz ist abwechselnd die grosse Militärstation Rawalpindi in der Ebene und Marri im Gebirge, das 2,287 Meter über dem Meere gelegen und mit einem Asyle für Kinder von Unterofficieren der englischen Armee ausgestattet ist. Die Wohlthat und Nothwendigkeit dieser Schulen erweisen am besten Schulberichte über den durchschnittlichen Bildungsgrad von Kindern aus englischen Familien mittlerer Lebensstellung beim Eintritte in diese Anstalten; der Grad der Unwissenheit ist vielfach geradezu unglaublich. Knaben von mehr als zwölf Jahren wissen vielfach nichts als ihren Namen leserlich zu schreiben; die Bibel ist ihnen ein unbekanntes Buch, die Unterscheidung eines alten und neuen Testamentes war noch im Alter von 13 Jahren meist neu; auf Fragen über Geschichte, Geographie oder auf Exempel zum Kopfrechnen geben sie die widersinnigsten

Antworten. Unter fünfzehn Mädchen konnte nur eines von 14 Jahren fliessend lesen; dreisilbige Wörter waren das höchste bei den übrigen, die Mehrzahl kam schon über zweisilbige nicht hinaus, von den jüngeren konnte keines lesen. Und dabei hatten die Eltern sich bemüht, ihre Kinder vor Verwahrlosung zu schützen; alle bedauerten, dass ihre Kinder so weit zurückgeblieben seien und beklagten den Mangel an Schulen in ihren Wohnsitzen in der Ebene.

Die neueren Forschungen haben dargethan, dass der Himâlaya in drei unter sich parallelen Ketten ungewöhnlich hoher Schneeberge gipfelt: einer südlichen, centralen und einer nördlichen. Die südliche Hauptkette ist am besten bekannt. Thäler mit breiter Thalsohle fehlen ihr, wo nicht, wie im mittleren Theile in Kathmandu, östlich in Tassisudon grosse ehemalige Süsswasserbecken durch Ablaufen der Wasser trocken gelegt wurden. Zahllose Flüsse und Bäche haben auf der Südkette ihren Ursprung; das starke Gefälle — durchschnittlich sind auf einen Kilometer Entfernung 140 Meter Steigung zu überwinden — und die grosse Veränderung ihrer Wasserfülle im Frühjahre bewirken ein tiefes Einschneiden aller Gebirgsbäche in das Gestein. Erosionsrinnen von 3—600 Meter Höhe sind nicht selten; die Folge ist das Entleeren der Seen, selbst kleine Wasserbecken sind nur wenige anzutreffen. Zwischen den stark geneigten Hochthälern, unter einander durch vielfach verzweigte Kämme getrennt findet der bequemste Aufgang im tief eingeschnittenen Thale des Satledsch-Flusses statt; bis zu 2,802 Meter Höhe folgt ihm 240 Kilometer lang der Hindostani-Tibet genannte Reitweg, den die englische Landesverwaltung regelrecht planirte und die einmündenden Flüsse überbrückte, um ihn dann als einfachen Saumpfad bis zum 5,484 Meter hohen Mamerang-Passe fortzuführen, über den der Abstieg nach Norden stattfindet. Die Gipfel der Berge haben sich vom Durchbruche des Tschenabflusses im Westen bis zum Satledsch von 4,000 auf 6,000 Meter Höhe gehoben; östlich dieses Flusses nimmt die Höhe noch stärker zu, wird die Landschaft wilder. Im Gaurisankhar, von den englisch-indischen Geographen Mount Everest genannt, nach dem hochverdienten Sir George Everest, welcher den wissenschaftlichen Ruhm des indischen Vermessungs-Amtes mit begründen half, erreicht mit 8,837 Meter die Südkette des Himâlaya wie überhaupt das ganze Gebirge seine grösste Höhe. Lange Zeit galt der Dhawalagiri in der Narayani-Gruppe von Schneebergen als der höchste Berg; er ist aber um 657 Meter niedriger als Gaurisankhar. Wir kennen noch nicht im entferntesten die Höhe aller Hochgipfel, allein westlich vom 80½° östl. Länge von Greenwich sind an Bergspitzen über 6,000 Meter bis jetzt 120 bekannt, an solchen von mehr als 5,000 Meter Höhe 450 Nummern.

Die Vegetation sucht besonders am Südende dieser Kette an Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit des Wachsthums ihres Gleichen. Der Ackerbau, Anfangs noch in der Thalsohle getrieben, wird höher hinauf Terrassenbau; die Felder liegen bald nur zwanzig Meter, bald bedeutend höher über dem Niveau des alten Seebodens, den die fortschreitende Erosion des Flusses trocken gelegt hatte; zur Berieselung der Felder sind Quellen mitunter viele Kilometer weit hergeleitet. Unmöglich wird Getreidebau erst bei 3,200 Meter, Wallnüsse reifen noch bei 3,000 Meter, andere Obstbäume finden bei 2,800 Meter ihre oberste Grenze. Die Waldungen lichten sich reissend, wo sie sich in Privathänden befinden; die Schwellen, die Gerüst- und Brückenhölzer für die neue Bahn nach Peschawar sind auschliesslich aus dem Gebirge bezogen. Die Regierung hat deshalb neuerdings den Waldbesitz der kleinen Gebirgsfürsten in eigene Verwaltung genommen und grosse geschlossene Bestände gewonnen; Waldblössen werden aufgeforstet, Rodungen an Schutzwaldungen sind untersagt, schädliche Nutzungsrechte, insbesondere die starke Abfuhr von Streu, gehindert. Vorherrschend sind Nadelwaldungen; Birke mit Esche und Pappeln bilden die höchsten Laubbäume. Die Gras- und Weideregion ist in den tieferen Lagen noch reichlich durchsetzt von Strauchgewächsen. In Landschaft und Farbentönen erinnert dieser Theil des Gebirges vielfach an die Alpen, aber er entbehrt ihrer Belebtheit Mangels der Ruhepunkte, welche diese in



Veste in Urtscha, Centralindien.

Alphütten und Heuschuppen bieten. Die niedrigeren Triften werden in Sommerdörfern ausgenützt, Heu macht man nicht; die höheren Weiden werden von Wanderstämmen betrieben; diese führen Zelte mit sich und die einzige Spur vorübergehenden menschlichen Aufenthaltes ist stellenweise eine Windmauer aus Steinen aufgethürmt, hinter welcher das Zelt aufgeschlagen wird. — Ueber die Thierwelt lässt sich noch kein Ueberblick gewinnen, solange Bhutan und das chinesische Tibet verschlossen sind. Die Vorberge nehmen noch Theil an malayischen Arten. Auf ihren Wanderungen versteigen sich im östlichen und mittleren Gebirgsabschnitte Tiger und Elefanten vereinzelt bis zu 3,000 Meter Höhe, heimisch sind aber hier nur ein kleiner Bär und eine Leopardenart (*Macroceloides*). An jagdbaren Thieren ist der Westen des Gebirges arm; Hirsche, Rehe, Gemsen fehlen, (Hirsche halten sich nur im Bhabar auf). Kein Mangel ist an Geflügel, insbesondere an Fasanen.

Hunderte von Pässen führen über die Südkette; man übersteigt das Gebirge im Durchschnitte auf Einschnitten von 4,200 Meter Höhe und steht nun in der Zone der Urgneissformation, der Gesteinsart, aus welcher die mittlere Achse des Centralzuges gebildet ist. Diese lange Kette nimmt ihren Ursprung an der Westgrenze von Kaschmir in dem gewaltigen Gebirgsstocke Nanga Parbat (wörtlich nackter Berg), dessen 8,114 Meter hohe Spitze in der Ebene durch die Spalte des Dschelam-Flusses bis von Ramnagar aus sichtbar ist, eine Stadt am Tschenab-Flusse (in der Breite von Gudschranwala), 330 Meilen vom Berggipfel entfernt. Auf ihrem Zuge nach Osten bildet die Kette zunächst die Wasserscheide zwischen Indus und Dschelam und reicht in diesem Abschnitte nirgends bis in die Zone des ewigen Schnees hinan. Dem Dorfe Dras gegenüber liegt der Tso-dschi-la oder Dras-Pass, eine Einsattelung des Gebirges von halber Kilometer Breite; der Uebergang erfolgt bei 3,443 Meter, ist eisfrei, auch im tiefsten Winter durch Schneewehen nur auf wenige Tage geschlossen und jetzt soll dieser an Wichtigkeit dem Brenner zu vergleichende Pass durch ein Schneedach nach Art der nordamerikanischen Anlagen auf der Pacific-Bahn zu jeder Zeit offen gehalten werden. Die östliche Begrenzung des Dras-Passes bildet der Eckpfeiler der Seitenkette, die das Thal von Kaschmir umrahmt; die Hauptkette selbst steigt mächtig an, erreicht kurz darauf eine Gipfel-Höhe von 7,000 Meter und zieht als südliche Wasserscheide des Indus fort. Nach dem 32. Breitengrade wird die Kette vom Satledsch-Flusse durchbrochen. Dieser Strom fliesst ab aus dem See Rakus-tal, (aus Sanskrit Râkschasa tâla zusammen gezogen, der seinen Namen Legenden über den mythologischen Dämon Râwana verdankt, Bd. 1, S. 133) und die tiefe Spalte, in welcher der Fluss das Gebirge durchbricht, fällt ziemlich genau zusammen mit einer geologischen, klimatischen und ethnographischen Grenze; nach einem Laufe von genau 900 Kilometern erreicht der Fluss die Ebene. Die Vereinigung des Satledsch mit dem Spiti-Fluss ist weithin sichtbar gemacht durch den aus diesem Winkel sich emporhebenden prächtigen Lio Porgyal-Berg von 6,759 Meter Höhe. Bis hierher sind gangbare Pässe selten, jetzt mehren sie sich, hervorzuheben ist darunter der 5,081 hohe Niti-Pass, Hauptverkehrsweg zwischen dem chinesischen Tibet und Britisch-Indien. Von hier ab ist unsere Kenntniss des Centralzuges noch sehr lückenhaft, lediglich ist die einstige Streitfrage nach dem Bestehen von Gletschern auf dem Südabhange entschieden; die längsten Gletscher liegen auf dem Nordabhange, aber auch gegen Süden ist jeder Thalschluss mit einem Gletscher ausgefüllt, am tiefsten scheinen sie im Westen herabzureichen, das Ende des Metschuhoi-Gletschers (am Dras-Passe) liegt bei 3,306 Meter.

Der Raum zwischen der Südkette und dem Centralzuge des Himâlaya ist am breitesten im Westen, wo das Thal von Kaschmir sich zwischen beiden Ketten ausdehnt und erreicht seine geringste Breite zwischen den Landschaften Kamaon und Sikkim. Der enge Abschnitt des Gebirges ist der unwirthlichste, die Bevölkerung beträgt nur 0,6 Menschen auf den Quadratkilometer (30 auf die deutsche Quadratmeile), grosse Flächen bedecken Seen, die theils Steppenseen sind ohne Abfluss nach Aussen, theils die Quelle starker Zuflüsse des Ganges bilden. Dschelam im Westen,

Arun im Centrum durchbrechen in ihrem Oberlaufe die Südkette; Indus im Westen, Satledsch im Centrum und Brahmaputra im Osten, deren Quellen am Nordabhange liegen, durchsetzen sogar den Centralzug. — Im Westen ist die Vegetation noch äusserst üppig; das Klima nähert sich durchaus dem europäischen, im unteren Vegetationsgürtel erinnert die Landschaft sogar an Oberitalien, höher hinauf an die Alpen. Die Ceder erreicht 60 Meter Höhe; zusammenhängende Coniferen-Waldungen bedecken grosse Flächen, die Ulme sieht man häufig, an einer Stelle tritt selbst eine Waldparzelle aus Sandelholz auf; die wilde Kastanie gedeiht vorzüglich. Juniperus und Alpenrosen trifft man bis zu 3,100 Meter. In den Gärten gedeihen alle unsere Gemüse und Obstsorten; die viel gepriesenen schwimmenden Gärten auf dem See bei Srinagar, der Hauptstadt des Reiches Kaschmir, sind Flösse, mit Erde bedeckt und an Pfähle befestigt, die in den Boden des sehr seichten Seees gerammt wurden; aufgeblasene Lederschläuche werden, Schwimmblasen ähnlich, unter die Hölzer geschoben und erhöhen ihre Tragfähigkeit. Die Rebe liefert vortreffliche Trauben; die Eingeborenen keltern etwas Wein, verstehen aber die Kellerbehandlung nicht und verlegen sich deswegen lieber auf den Versandt getrockneter Trauben. Auf englische Anregung hin fanden vielversprechende Versuche mit Hopfen statt; zuerst östlich von Kaschmir von deutschen Missionären gepflanzt, nahmen die Sache später die Aktiengesellschaften für Bierbrauereien in die Hand, deren im englischen Himâlaya mehrere gegründet wurden, denen aber noch eine billige Bezugsquelle für Hopfen fehlt. Mit Kaschmir findet die Wald- und Kulturregion ein Ende; östlich werden selbst die Alpentriften arm an Gramineen, die Dörfer liegen nicht unter 3,000 Meter, die Fleckchen lebhaften Grüns in ihrer Nähe gleichen Oasen unter den gelben und braunen Tinten ihrer Umgebung.

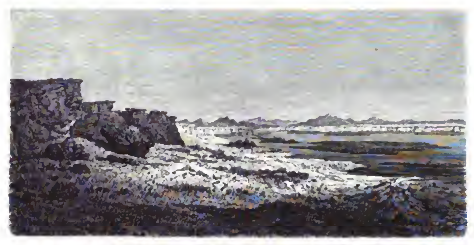
Die heutige Bevölkerung ist ein Gemisch von alten Bewohnern mit Hindu-Kolonisten. Nach Kaschmir kamen arische Kolonisten schon früh [1]), das Thal wurde ein Hauptsitz ihrer Kultur und die schöne Gestalt wie die grosse Muskelstärke der Kaschmiris fiel im christlichen Alterthum den buddhistischen Pilgern aus China, in der Neuzeit den Europäern auf. Auf solche Schönheit oder Gleichstellung mit den höheren Hindukasten haben keinen Anspruch mehr die Bewohner östlich des Thalbeckens von Kaschmir; hier herrschen tibetische Völker vor; die Namen der Bäche und Flüsse im Hochgebirge sind tibetisch und naturgemäss musste das Verlangen nach saftigen Weidegründen grösser sein bei nördlichen Völkern, als bei den Bewohnern der indischen Ebene mit ihrem üppigen Wachsthume. Die Sprache ist indischer Struktur im Westen, den Tibetern entlehnt im Osten; dasselbe gilt von der Religion: Hinduismus oder Islam im Westen, Buddhismus im Osten. Jedes Thal spricht seine eigene Sprache, die zahlreichen fremden Zusätze warten noch des Erklärers und es scheint, dass sie weder einer Tochtersprache des Sanskrit noch dem Tibetischen entnommen sind, sondern einen ursprünglichen Charakter haben, ohne dass sich noch sagen liesse, woher sie gekommen sind.

Die Kammhöhe des Centralzuges des Himâlaya bildet in Flora und Fauna die Grenze zwischen dem reicheren Süden und dem ärmeren Norden; man kann den Südabhang westlich mit dem Wallis, östlicher mit dem oberen Etschthale und dem Engadin vergleichen; am Nordabhange aber wird die Pflanzen- wie Thierwelt innerasiatisch.

Der Abfall der Centralkette gegen Norden ist ungleich weniger steil als im Süden. Nur im äussersten Westen stösst man auf Thäler, deren Sohle unter 3,000 Meter fällt; östlich von Kaschmir liegen die Passübergänge bei 4,800 Meter und darüber, die Sohle der Thäler nirgends

[1]) Neuere Nachgrabungen erweisen, dass die Arier hier ältere Bewohner verdrängten. Das Thal von Kaschmir, einst ein grosser See, war vom Wasser schon vor der Ankunft der Menschen entleert worden, lief später wieder an und nach indischer Anschauung soll Kasyapa, nach musalmanischer Kaschaf, der Minister Salomo's, die Wasser wieder haben ablaufen lassen durch Bewirkung des Einschnittes bei Baramula, der jedoch durch die Gewalt der Wasser, nach Anderen durch vulkanische Kraft bewirkt wurde. In den oberen lacustrinen Ablagerungen nun fanden Geologen zahlreiche Fragmente von Topfergeschirr, Ziegenknochen, verkohltes Holz und auch eine der als Geld noch jetzt cursirenden Kaurimuscheln (*Cypraea moneta*); das Thal war hiernach schon in der Zeit der ersten Trockenlegung bewohnt und kann uns bei dem Eifer, mit welchem den Spuren der vorhistorischen Bevölkerung nachgegangen wird, wichtige Aufschlüsse über die ältesten Bewohner des Gebirges bringen.

unter 4,000 Meter. Die Richtung des Hauptthales bezeichnen die Ströme Indus und Brahmaputra; ihre Quellen liegen hart bei einander, ihr Lauf erfolgt nach entgegengesetzten Richtungen, die Anschwellung des Mariam-la (wörtlich: Pass den Riegel hinab) bestimmt ihren Ablauf nach entgegengesetzten Richtungen und gibt Tibet den Charakter eines im Centrum stark gehobenen Längenthales (vgl. die Querschnitte S. 190—91). Wir stehen in Tibet, westlich Ladak genannt. Der durchschnittlich ein Grad breite Raum bis zu dem Hauptthale wird durch zahlreiche, in jeder Richtung sich kreuzende Ausläufer des Centralzuges ausgefüllt; ihre mittlere Hebungslinie verläuft jedoch der Centralkette parallel. In der Tertiär-, jedenfalls aber in der Diluvialperiode war dieser Theil des Gebirges bei entsprechendem Wasserreichthum von einer grossen Zahl von Seeen bedeckt. Das geringere Gefälle begünstigte das Vorkommen zahlreicher Senkungen und Stufen, allerorts lässt sich noch an Ablagerungen das Vorhandensein und die Höhe einstiger Seebecken verfolgen. Die weite Thalfläche, welche jetzt vom Oberlaufe des Satledsch und seiner Quellflüsse durchschnitten wird, war einst ein riesiger Süsswassersee. Durch das Fortschreiten der Erosion senkte



Der westliche Kün-lün. (Nach einer Zeichnung von H. v. Schlagintweit.)

sich allmählich sein Niveau an der Ausflussstelle; Schlamm, Sand und Gerölle von den Abhängen der seitlichen Berge füllten den Seeboden aus und erhöhten ihn; nur das Flussbett des Satledsch und seiner Nebenflüsse blieb wassergefüllt, und diese schnitten sich nun wieder aufs Neue in dem leicht zu bewältigenden Geröllboden ein, in welchem festes Gestein nirgends bis an die Oberfläche heraufreicht, so dass ihr Flussbett 300 und mehr Meter tiefer liegt als der obere Theil des Thalbodens. Südwestlich davon, nördlich von Spiti, füllte einst ein anderer grosser See das jetzige Salzseegebiet aus; hier scheinen zuerst Moränen grosser Gletscher den Abfluss der Wasser gestört zu haben; im Laufe der Zeit hielten die atmosphärischen Niederschläge der Verdunstung nicht mehr das Gleichgewicht, die Seen verloren durch Eintrocknen an Wasser und gewannen in dem Masse an Salzgehalt als ihr Umfang abnimmt.[1] Der Südosten des Gebirges hat reichlichere Niederschläge; hier liegen verschiedene grössere und kleinere Süsswasserbecken; auf dem Ram See war es fast genau vor hundert Jahren (Oktober 1783), dass sich ein Europäer, der englische Gesandte Turner, mit Schlittschuhlaufen erlustigte.

Von den Gebirgszügen, die sich jenseits des Indus und Tsangpo (Brahmaputra) erheben, ist nur der westliche Theil, das Gebirge am rechten Indusufer, genauer bekannt. Diese Kette

[1] Der grosste dieser Seen ist Tsomoriri benannt und auf unserer Uebersichtskarte oberhalb Spiti zu finden; er hat bei 24 Kilometer Länge eine Breite von 5–8 Kilometer und eine Tiefe von 75 Meter; der Wasserspiegel liegt 4,530 Meter über dem Meere.

trägt den Namen Kailas oder Gangri, streicht nahe dem Indus, begleitet sein nördliches Ufer vom Ursprung bis zur Biegung nach Süden, ihr höchster Gipfel ist Rakipuschi 7,788 Meter über dem Meere. Namen gebend und seit Jahrtausenden von den Indiern mit Ehrfurcht und Scheu genannt, ja selbst den alten Geographen bekannt, ist das östlichste Ende dieser Kette. Hier erhebt sich nahe den grossen Seen Rakustal und Mansarawar, denen die grossen ihr Land bewässernden Ströme entfliessen, Satledsch und Tsangpo, die Kailasgruppe, zu 6,727 Meter Höhe bestimmt. Kailâsa, ist dem Indier der Wohnort des Gottes des Reichthums Kuwera und von Siva, des grossen schöpferischen und im Schaffen zerstörenden Gottes, wie anderer wunderbarer Gestalten der mythischen Dichtung; dieser Name blieb bei den Geographen dem ganzen dem Laufe des Indus folgenden Gebirge unter Ersetzung des Sanskritnamens durch den tibetischen, den Anwohnern geläufigeren Namen Gangri, „Gletscherberg". Im chinesischen Tibet heisst der östliche Theil Tschomorang, „Selbstherrin"; für den Zweig zwischen Satledsch und Indus steht auf Karten vielfach der Name Trans-Satledschkette.

Diese Gangrikette bildet den Südrand der Hochthäler und Wüstensteppen, die sich über Tibet bis zum Künlün ausdehnen; die Wasserscheide zwischen Indien und Innerasien wird sodann das Randgebirge im Norden der Hochplateaux, die sich zwischen Gangri und nördlicher Hauptkette, eines höher als das andere, aufbauen. Die tibetischen Anwohner nennen diese Region von Hochthälern Tschang-thang, Nordsteppen, die Bergketten an ihrem Nordrande Nyen-tschen Thangla „Steppenpass der grossen Wildniss", östlich kurzweg Thangla, Steppenpass.[1] Die türkischen Anwohner haben für die wasserscheidende Kette im Westen, wo Gletscher von 56 Kilometer Länge[2] die Thalmulden ausfüllen, den Namen Mustagh, Eisberg; östlicher, wo die engen Thäler weiten Becken Platz machen und Gletscher fehlen, geben sie dem gangbarsten Passe über das Gebirge, dem 5,652 hohen Karakoram den Namen schwarzes Gebirge (Karakoram, Karakorum) und dieser Name ist von indischen Geographen für die langgestreckte, durch Mangel an Schnee auffallende Gebirgskette im Norden von Tibet verallgemeinert worden. Einige dieser Thäler zeigen eine Höhe der Thalsohlen, wie sie sich sonst nirgends findet; so liegt der tiefste Punkt des Ling tsi thang Plateau (westlich von Leh) von 26 Kilometer Breite von Nord nach Süd bei 80 bis 100 Kilometer Ausdehnung in der entgegengesetzten Richtung bei 5,210 Meter (oder genau um 400 Meter höher als die Spitze des Montblanc); die Gipfel des Randgebirges dahinter erheben sich zu 6—7,000 Meter, sind aber westlicher noch höher aufgethürmt, denn der vom indischen Vermessungsamte „K. 2" und von meinen Brüdern vom vorgelagerten Plateau „Dapsang" genannte Berggipfel von 8,612 Meter Höhe ist sogar als der zweithöchste Punkt aller Himâlayaketten wie der ganzen Erde trigonometrisch festgestellt.

In West-Ladak gedeihen noch Aepfel und Aprikosen, zur Nahrung für Seidenraupen zieht man Maulbeeren, auch baut man Wein; Felder geben guten Ertrag, wenn sie bewässert werden. Weiter aufwärts im Industhale sind Felder und Ortschaften am dichtesten an den Einmündungen der Seitenthäler anzutreffen; je weiter aufwärts man den Zuflüssen folgt, desto spärlicher werden beide. Fruchtbäume gedeihen bei Leh nicht mehr, Pappel und Weide geben das Bauholz, niederes Buschwerk, Ginster und Lawendel das Brennmaterial. Auf den Hochthälern zu beiden Seiten der Karakoram-Kette erstirbt vegetabilisches Leben nicht ganz, aber man kann Tage lang reisen ehe man auf Gras stösst, und durchschnittlich einmal im Tage trifft man Eurotia-Pflanzen an, die mit animalischem Dünger den Reisenden Brennstoff liefern. Für Menschen ist hier keine

[1]) Die Uebersetzungen dieser wie aller sonstigen tibetischen Namen in diesem Kapitel sind von mir an anderem Orte begründet. In orientalischen Sprachen haben die Namen meist strenge Beziehung zu thatsächlichen Verhältnissen und sind deswegen Auslegungsbehelf, wo die Zustände, wie hier, noch aus Indicien erschlossen werden müssen.

[2]) Der grosse Aletschgletscher in der Schweiz ist nur 24 Kilometer lang, der weltbekannte Mer de Glace-Gletscher bei Chamounix nur 12 Kilometer.



Narsingarh, Sitz eines Râdschput-Fürsten, Centralindien.

Wohnstätte mehr; an wilden Thieren verkehren Hasen, Antilopen, dann wilde Pferde (Kyang) und wilde Ochsen (Yak).

Die Bewohner von Ladak sind Tibeter. Stirn niedrig, aber breit; Nackenknochen breit, Nasensattel flach und tief, so dass er im Profil über die Wölbung des Auges sehr wenig hervortritt und oft gar nicht zu sehen ist; Augen schiefstehend, Haare dunkel und struppig. Breite Brust, starke durch die Bewegung in den Bergen geförderte Muskeln, volle Oberarme und Unterschenkel, während diese Muskeln bei den Indiern sehr wenig entwickelt sind. Hände und Füsse klein, Statur viel geringer als im mittleren Europa. Die Sprache ist das Tibetische, eine der einsilben Sprachen Ostasiens, hier reich an Volksdialekten; das geschriebene Wort geniesst eine geradezu abgötterische Verehrung, die Schriftsprache ist noch dieselbe wie vor zwölfhundert



Das Kloster Hemis in Tibet. (Nach der Natur gezeichnet von H. v. Schlagintweit.)

Jahren, als Indier dem Volke zu einer der indischen Götterschrift, der Dewanâgarî, nachgebildeten Schrift verhalfen; Stil und Redeformen erfuhren dagegen Umgestaltungen. Zwischen Laut- und Lautbezeichnung bestehen so grosse Unterschiede, wie im Französischen; der Mangel an grammatischen und orthographischen Kenntnissen, und der Hang gelehrt zu sein, welcher zu willkürlichen Veränderungen der Schreibweise führte, bewirkte, dass es in ganz Tibet kaum Einen giebt, der im Gebrauche der Casus oder in der Orthographie sicher wäre. Der Charakter ist bei Tibetern gut; sie zeichnen sich durch geraden Sinn aus und sind mit lebhaftem, natürlichem Verstande ausgestattet. Wie die Indier und alle Orientalen sind sie kriechend gegen Höhere, anmassend gegen niedriger Gestellte; an Aberglauben grenzt die Furcht vor der Macht ihrer Priester, Schaden abwehren zu können. Die Kleidung ist mehr indisch im Süden, dagegen durch dicke wollene Stoffe dem tibetischen Klima angepasst. In hohem Grade auffallend ist in Tibet der zerlumpte und geflickte Zustand aller Kleider; er ist durch die enormen Gaben bewirkt, welche

an die Priester gegeben werden, und die rasche Abnützung der Kleider durch die Reisen über rauhe Gebirgspfade in Hochregionen: ungewohnt ist demjenigen, der aus Indien kommt, der Gebrauch gestrickter Socken, da Stricken im Süden unbekannt ist. Der Beschäftigung nach sind nur die Bewohner der fruchtbareren Thäler Ackerbauer und Viehzüchter; weite Strecken Tibets entbehren einer sesshaften Bevölkerung und werden nur von nomadisirenden Hirtenvölkern besucht; selbst der angesiedelte Tibeter liebt Handelsunternehmungen und ganze Dörfer ziehen im Sommer aus, um Salz, Borax, Rhabarber u. dgl. zu suchen oder als Träger und Führer von Lastthieren den Karawanen Dienste zu leisten. Industrie und städtische Beschäftigung sind von sehr untergeordneter Bedeutung.

Die Religion ist der Lamaismus, oder der Buddhismus in der Form, die er unter Tibetern erhielt. Nach dieser Lehre wird das göttliche Wesen, der Buddha, der vor Zeiten Christus gleich zur Erde heruntergestiegen sein soll, um den Gläubigen die Heilswahrheiten zu verkündigen (was in Wirklichkeit durch den indischen Königsohn Sâkyamuni geschah, Bd. 1, S. 62) als nicht sterbend gedacht; man glaubt, dass er von einem Körper zum anderen wandere und somit stets in menschlicher Form auf Erden weile. Diese Theorie wurde in Tibet nachweisbar erst vor vier Jahrhunderten ausgebildet; der verkörperte Buddha heisst Dalai Lama, wörtlich Ocean-Priester, und residirt in Lhassa. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhielt der Dalai Lama mit Hilfe der Mongolen, seinen getreuesten Anhänger, die Souveränität über die Landschaften östlich von Ladak. Mitte des vorigen Jahrhunderts spielte der „Gesetzes König,“ wie in der Sprache des tibetischen Staatshandbuches der dirigende weltliche Beamte heisst, den argen Streich, den Tod des Dalai Lama Jahre lang zu verheimlichen und der gläubigen Menge eine Puppe als den in Anschauung und Andacht versunkenen Landesfürsten zu zeigen. China kam damals hinter den Betrug, wusste die Einlagerung seiner Truppen und Einsetzung kaiserlicher Kommissare durchzusetzen und sichert sich seither die Erwählung des jeweiligen geistlichen Oberhauptes aller Buddhisten seines Reiches. Von jeher wurde angenommen, dass der künftige Oberpriester kurz vor dem Ableben seines Vorgängers geboren werde; als Zeichen der göttlichen Abkunft gilt es, dass alle verwelkten Pflanzen und Bäume am Geburtsorte des Knaben, selbst im Winter, grüne Blätter treiben. Noch heute werden solche Zeichen beim Tode eines Dalai Lama gesehen, aber jederzeit an verschiedenen Orten, denn jede einflussreiche Partei sucht für sich die hohe Würde zu erringen. In alter Zeit fiel demjenigen der Sieg zu, dessen Familie der gerade herrschenden Partei die beste Stütze war oder den geringsten Widerstand entgegen setzen konnte; vor dem Volke deckte sich die siegreiche Fraktion dadurch, dass sie dem Kinde Gegenstände aller Art vorlegte, die dem Verstorbenen theils angehört, theils nicht angehört hatten, von denen es nur erstere erkennt und annimmt. China überlässt diese Probe dem Klerus, führte dagegen für alle Bewerber Ziehen von Loos durch kaiserliche Kommissare ein. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in dem durch Uebersetzung zugänglich gemachten chinesischem Wahlprotokoll von 1841 die Versicherung des Mandarin zu lesen, die Loos-Kapseln seien mit dem Namen der Kinder von aussen beschrieben gewesen und er habe den Namen des dreijährigen Sohnes eines armen Düngersammlers gezogen von sichtlich grossem Verstande, welcher die Menge vollständig zufrieden stellt. Im Winter 1875 verstarb der zwölfte Dalai Lama als Kind von sechs, nach Anderen von acht Jahren; er war der Sohn armer Eltern aus Ladak gewesen. Es folgte ein mehrjähriges Interregnum durch Grossprioren, erst Ende 1878 war eine neue Incarnation festgestellt, diesmal in einem Kinde in Central-Tibet; am 31. Juli 1879 erfolgte sodann in der Hauptstadt Lhassa, der Götterstadt, die feierliche Throneinsetzung des neuen jugendlichen Oberpriesters der Buddhisten unter Feierlichkeiten, die drei Tage dauerten und in Gegenwart der Oberen aller Klöster wie sämmtlicher Notablen des ganzen Landes vor sich gingen.

Die buddhistischen Priester sind in ganz Tibet Mönche; sie leben in Klöstern, können auswärts nur mit Erlaubniss ihrer Oberen wohnen, dürfen nicht heirathen, kein Vermögen für sich suchen (nur das Kloster darf reich sein) und haben den Tag über viele Gebete zu sagen, wie kirchliche Verrichtungen zu vollziehen. Die allgemeine Anrede Lama giebt man ihnen aus Artigkeit; denn der Titel bedeutet den Oberen und wird innerhalb der Klostermauern durch andere Namen ersetzt.[1]) Die Priesterschaft ist äusserst zahlreich, in Ladak trifft ein Lama auf 13 Laien; jedes Dorf hat mindestens ein Kloster, das abseits der anderen Häuser auf einer Erhöhung steht, zuweilen einer befestigten Burg gleicht und in jedem Fall das hervorragendste Gebäude bildet. Wir brachten S. 201 die Ansicht des Klosters Hemis (Himis), in einem Seitenthale des Indusflusses; der Klosterhof liegt 3,755 Meter über dem Meere, das Gebäude wurde im Jahre 1672 seiner Bestimmung übergeben[2]) und beherbergt jetzt 200 Mönche. Hoch berühmt und ein Mittelpunkt für Wallfahrer wurde das Kloster durch die stattliche Zahl von angeblich 300,000 Gebetcylindern, die ein Ladak-Herrscher Ende des 17. Jahrhunderts am Erdgeschoss und in den bedeckten Gängen des Gartens in Mannshöhe anbringen liess. Die Gebetcylinder, (tibetisch Khor-lo, Tschos-khor oder Mani) sind Rohre aus Metall, Holzbüchsen oder auch nur ein Stück Zeug um die rund gewickelte Inlage genäht; durch den Cylinder geht ein Eisenstab. Am Hemis-Kloster ruht der Eisenstab oben und unten in einer Pfanne und die Andächtigen machen diese Cylinder unter Gebeten drehen, indem sie während des Gehens mit der Hand berührt werden. Die sämmtlichen im Cylinder eingeschlossenen Gebete gelten durch die Drehung als mit den Lippen abgebetet. In den Gebetcylindern ist niemals ein anderes Gebet enthalten, als der sechssilbige Spruch Om ma ni pad me hum „o das Kleinod im Lotus, Amen," ein Gebet von ganz ausserordentlicher Kraft in den Augen der Gläubigen an den Gott, der sich im Dalai Lama verkörpert. Ein Engländer öffnete einen der Hemis-Gebetcylinder und entnahm daraus 140 Millimeter hohe Papiere von zusammen 60 Meter Länge. Das sechssilbige Gebet nahm jedesmal 40 Millimeter ein und ist auf einer Seite in je zehn Linien gedruckt; er Inhalt dieses einen Cylinders reichte hin, um ein Stück in der Höhe der Originalrolle der ganzen Auflage seines Reisetagebuches beizugeben.[3]) Man hat auch Gebetcylinder zum Handgebrauch; der Eisendraht steckt in einer hölzernen Handhabe und mittelst Anhängung eines kleinen Gewichtes sind diese Handexemplare durch eine leichte Bewegung der Hand von rechts nach links in steter Umdrehung zu erhalten. Wir bringen vorstehend die Abbildung eines solchen Gebetrades in halber Grösse des Originales.[4]) Mit Recht ist das mechanische Absagen von Gebeten den Buddhisten zu grossem Vorwurfe gemacht worden; aber es sollte dabei doch nie übersehen werden, dass dem Drehen der Gebete die gleiche Wirkung wie dem Hersagen nur bei andächtiger Stimmung beigelegt wird.



Gebetscepter. Gebetrad.

An die Karakoram-Kette des Himâlaya schliesst sich nördlich das Künlün (Kuen-luen)-

[1]) Auszeichnendes Geräthe der Oberen der Kloster ist der Dordsche oder Gebetscepter, ursprünglich Donnerkeil und als solcher Waffe des altindischen Gottes Indra.

[2]) Die tibetisch abgefasste Stiftungsurkunde habe ich in Urschrift und Uebersetzung an anderem Orte veröffentlicht.

[3]) Knight, Captain: Diary of a Pedestrian in Caschmere and Thibet

[4]) Dasselbe befindet sich in der ethnographischen Sammlung meines Bruders; ebendort ist das Original des Gebetscepters hinterlegt.

Gebirge an. Der Künlün gehört nicht mehr dem Himâlaya an, sondern bildet vielmehr ein eigenes Gebirgssystem mit West-Richtung und ist nach von Richthofen seinem geologischen Baue nach das älteste Gebirge von Asien „dem nach und nach an der Südseite, und zwar mit veränderter Richtung der Faltungen, die anderen Gebirge angewachsen sind." [1] An der Stelle, wo sich an Künlün die Himâlayaketten anschliessen, ist der Zwischenraum zum Karakoram mit Hochthälern angefüllt, die sich sanft gegen die Thalsohlen der vom Karakoram nach Norden abfliessenden und den Künlün an mehreren Stellen durchsetzenden Ströme neigen; der Abstieg in das jetzt wieder von Chinesen regierte Becken des Lob Nor ist dagegen steil und erfolgt in kurzen, von den Gipfeln jähe sich herabsenkenden Querthälern. Die Bergketten gleichen einem Walle und entbehren der Auswaschungen, wie sie im Himâlaya reichlichere Niederschläge zu Stande brachten. Oestlich wird die Breitenentwickelung des Künlün grösser, sein Nordabfall sanfter; so sagt der Russe Prshewalski, der einzige wissenschaftlich gebildete Europäer, der ihn hier überstieg, von der Schugakette: „sowohl Anstieg wie Abfall sind so sanft, dass man darauf eine Eisenbahn anlegen könnte." Die grösste Erhebung wird dem Westende zukommen; hier schätzt man die höchsten Gipfel zu 6,850 Meter.

Die Schilderung der Hebungsverhältnisse, der Produkte und Verkehrswege in den Gebirgsketten im Norden Indiens rechtfertigen die ihnen beigelegte Bezeichnung eines Grenzwalles gegen Inner-Asien. An zweitausend Kilometer beträgt die Länge der Gebirgsmassen an Indiens Nordgrenze; nach Monaten, nicht nach Tagen berechnet sich die Dauer einer Reise quer über das Gebirge. [2]

Bis jetzt ist ein Eroberungsheer noch niemals vom Norden her in Indien eingedrungen. Wohl sind türkische Horden wiederholt über den Karakoram vorgerückt und haben die Herrschaft der tibetischen Könige im östlichen Lhassa und in Ladak bedroht; Mongolen stützten die Macht der Lamas und sicherten im 17. Jahrhundert ihrem Dalai Lama das Land. Ebenso ist Kaschmir im 14. Jahrhundert das Ziel eines bedeutenden tibetischen Heeres gewesen, mit 60,000 Mann soll Rintschana Bhoti von Ladak her eingedrungen sein; von Kaschmir aus wurde 1834 Ladak erobert. Vom Standpunkte moderner Kriegsführung sprechen sich englische Officiere, voran Major Montgomerie vom Vermessungsamte, für die hohe strategische Bedeutung dieses Gebirgsgürtels aus: „Man kann sich keine bessere und befriedigendere Grenze zwischen zwei grossen Reichen wünschen als die Mustag- oder Karakoramkette, denn sie bildet eine Schranke, welche nichts, was irgend den Namen einer Armee verdient, überschreiten könnte." An anderem Orte findet die Frage, welche Pässe über den Karakoram für Artillerie passirbar seien, eine sehr eingehende Behandlung; am 15. Oktober 1873 brachte Sir Douglas Forsyth zwei Kanonen kleinen Kalibers über den Karakoram, aber zerlegt und um 35 kampftüchtige Officiere und Soldaten (von letzteren 11 beritten) mit ihrer Munition und den Geschenken an den damaligen Fürsten in Kaschgar über das Gebirge zu bringen, schwoll die Karawane auf dreihundert Menschen, vierhundert Lastthiere an. Gangbarer sind die Pässe, die aus russisch Asien den Oxus aufwärts nach Kaschmir führen und davon stammt die russische Drohung an Britisch-Indien, der nächste Weg für seine Armee in Centralasien nach dem Ganges

[1] Der Gebirgsabschnitt, an welchem sich der Wechsel in den Streichrichtungen vollzieht, hat die Aufmerksamkeit aller Forscher in Geschichte, Völkervertheilung und Geographie des südwestlichen Asiens in hervorragendem Maasse in Anspruch genommen, konnte aber seiner schweren Zugänglichkeit wegen bis in das vorige Jahrzehnt in Karten nur auf Grund von Mythen und Unterstellungen dargestellt werden. Einst von Ariern bewohnt, den Urvätern der indo-germanischen Völkergruppe, bildet diese Hochgebirgsregion, die bei den Anwohnern bezeichnend Dach der Welt (Pamir) heisst, ethnographisch jetzt die Scheidewand zwischen dem indischen Stamme im Südosten, dem iranischen (persischen) im Westen, dem türkischen im Norden. Politisch zerfällt das Gebiet in so viele Fürstenthümer und patriarchalisch regierte Republiken, als Hauptthäler. Eine nähere Schilderung dieses Gebietes liegt ausserhalb des Rahmens dieses Werkes. — Die Durchschnitte S. 189 ff. sind nach Zeichnungen des englischen Geographen T. Sounders wiedergegeben.

[2] Es beträgt die Entfernung zwischen der Stadt Jarkand in Ost-Turkistan und Amritsar (S. 175) an der Dehli-Lahor Eisenbahn 845 Kilometer; Karawanen rechnen 72 Reisetage, Forsyth (siehe unten) verliess aber am 15. Juli 1873 die indische Ebene und war erst am 5. November in der innerasiatischen Ebene angelangt.



Barwa Sagar, Teich bei Urtscha, Centralindien.

führe durch das Thal von Kaschmir. Kriegerische Ereignisse an Kaschmir's Nord-Westgrenze oder gar Einfälle in diesen Nachbarstaat würden auf ganz Hindostan beunruhigend wirken; England setzte deswegen 1877 in Gilgit am Aufstieg aus Kaschmir zu den Hauptverkehrspässen über den Hindukusch einen europäischen Officier als politischen Residenten ein und dieser leistete im nächsten Jahre im indisch-afghanischen Kriege durch strengen Wachdienst vorzügliche Dienste.

Die festesten natürlichen Bollwerke erhalten ihre volle Bedeutung erst bei entsprechender Vertheidigung durch Menschen. Der Organisation der englisch-indischen Armee ist das nächste Kapitel gewidmet; hier sei auf die beachtenswerthen Vorschläge hingewiesen, mit denen vor jetzt fünfundzwanzig Jahren zuerst B. B. Hodgson, der gründlichste Kenner dieses Grenzwalles, hervortrat: „Würde ein Zehntheil, nein, nur ein Funfzigtheil des Geldes, das eben gegen Persien aufgewendet wird, um es an der Annexion von Herat zu hindern, für Ermunterung der Auswanderung von Europäern in die ihnen in so hohem Grade zusagenden Gebirgslandschaften des mittleren und oberen Himâlaya bestimmt, so würden wir auf viel billigere Weise zuverlässige Streiter gegen russische Angriffe uns sichern und würden den Landhandel Russlands mit dem westlichen China in kürzester Zeit auf nichts herabdrücken."





Irreguläre Kavallerie indischer Vasallenfürsten.

EILFTES KAPITEL.

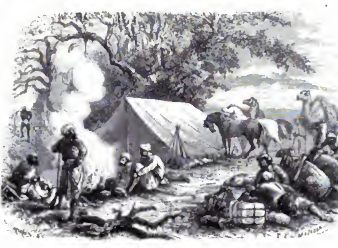
Die englisch-indische Armee.

Englands Armee in Indien besteht aus zwei völlig verschiedenen Körpern; es gibt Regimenter aus Engländern und solche aus Indiern.

Die ersten europäischen Truppen der ostindischen Kompagnie setzten sich, soweit es Engländer waren, aus dem Auswurfe des Volkes an Verbrechern und Deserteuren zusammen. An Stelle dieser unsauberen Elemente traten später Soldtruppen von Deutschen und Schweizern; diese stiegen durch Mannszucht in der Achtung der englischen Kaufleute und lieferten, wenn ausgedient, die Lehrmeister der Indier an Zimmerleuten, Schreinern und anderen Handwerkern. Die geschätztesten nicht europäischen Soldaten dieser Zeit waren Araber von der Südspitze des persischen Meerbusens, die dem indischen Rādscha der Halbinsel noch heute als Leibwache unentbehrlich sind,[1] dann zum Christenthume übergetretene Indier. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrte sich die Armee der Kompagnie an Europäern; die Siege von Lord Clive in Bombay, Madras und Bengalen[2] führten zu Landerwerb, und 1793 gestattete das englische Parlament Annahme von Rekruten für den Dienst der Kompagnie mit denselben Freiheiten der Werber, wie für

[1] Vgl. Bd. 1, S. 110, Bd. 2, S. 160.
[2] Vgl. Bd. 1, S. 87, 126, 224.

die englische Armee. Mit Ausdehnung des Besitzes wurde es politisch von Bedeutung, dass sich das Mutterland eigenes Verdienst an der Festhaltung des so wichtig gewordenen Nebenreiches sichere. Zunächst wurde die Stellung des Oberstkommandirenden zur königlichen Armee gesetzlich klar gestellt, 1814 beginnt sodann die Abkommandirung königlicher Truppen nach Indien zur Ergänzung der europäischen Kompagnie-Armee; die Kosten bestritt das Mutterland gegen einen festen Zuschuss der Kompagnie. Beide Gruppen hatten dieselbe Bewaffnung, dasselbe Reglement, dieselben Brigade-Kommandeure. Die Kompagnie-Truppen verpflichteten sich zu 15—20 jähriger Dienstzeit, die königlichen Regimenter kehrten nach 7 bis 10 Jahren in die Heimath zurück. Mit Uebergang der Regierung Indiens an die englische Krone (1. November 1858) wurde das gesammte Heer für die Königin von England vereidigt und die besondere europäische Lokal-Armee ging nach Ausmerzung der unsauberen Elemente im englischen Heere auf. Die Reduktion vollzog sich unter einer kleinen Militär-Revolution, *Dumpy Mutiny* oder Aufstand der Kleinen genannt von dem Spottnamen, der in der Zeit des Sipahi-Aufstandes in Hindostan dem neuen Zuzug gegeben worden war wegen der grossen Zahl von Angeworbenen, die ohne Rücksicht auf das vorgeschriebene Militärmass aufgenommen worden waren. Die Kompagnie-Regimenter verlangten wegen des Ueberganges an einen neuen Herren die Entlassung nach Hause oder neues Handgeld. Die Regierung bot 50 Rupies (100 Mark) gegen die Verpflichtung, 10 Jahre weiter zu dienen; 10,116 Mann verlangten Entlassung und wurden nach Europa zurückgebracht. Seither bestimmt das englische Parlament mittelst der Mutiny Acte die Menge der in Indien zu stationirenden englischen Truppen; die Kosten werden dem indischen Budget zur Last gelegt und sohin von Indien aufgebracht. Gegenwärtig sind 67,639 Mann verwilligt; im verflossenen Jahrzehnt betrug das Kontingent durchschnittlich um 10,000 Mann weniger; die Erhöhung machte der Krieg und die Kriegsbereitschaft gegen Afghanistan nöthig.



Lagerscene.

Die zweite Gruppe der englisch-indischen Regimenter bildet die Eingeboren- oder Sipahi- (verderbt Sepoy) Armee.[1] Zu Polizeizwecken hatten schon die ersten Gouverneure der ostindischen Kompagnie Eingeborene in Dienst genommen; von der Mitte des vorigen Jahrhunderts datirt die Bildung eigener Sipahi-Kompagnien unter dem Kommando von Europäern als Offizieren; zu Bataillonen formirt finden sie sodann in grösseren Massen Verwendung als Hilfstruppen in den Kämpfen gegen die französische Konkurrenz-Kompagnie. Die Unmöglichkeit, im Mutterlande die erforderliche Anzahl an Rekruten für die europäischen Regimenter aufzubringen, sicherte der Sipahi-Armee Fortbestand selbst in den bedenklichsten Zeiten; nicht einmal während des Aufstandes von 1857/58 war ihre Gesammtzahl unter die Ziffer der englischen Truppen herabgesunken, nur vom Kriegsschauplatze wurde sie ferne gehalten.

[1]) Sipâhi ist ein aus dem Persischen in die Hindostani-Sprache übergegangenes Wort und bedeutet einfach einen Soldaten.

Die Sipahi-Armee zählt seit der noch giltigen Organisation vom 3. Mai 1861 136 Regimenter Infanterie, 40 Regimenter Kavallerie, 25 Kompagnien Sappeure und Mineure, 4 leichte und 2 schwere Batterien.[1] Die Sollstärke ist 130,000 Indier. Das gesammte Heer besteht aus Berufssoldaten, die sich zum Dienste anwerben lassen; ausgehoben werden nur die Kinder von Soldaten, denen die Verpflichtung zu dienen aus der Ausbildung in den Schulen für Soldatenkinder erwächst, deren seit 1858 jedes Regiment eine hat; durchschnittlich dienen in jedem Regimente 24 Soldatenkinder.

Die Werbung zeigt in Indien dieselben Schattenseiten, welche dieser Ersatzart stehender Heere anderwärts ankleben; hier verschärfen die Verhältnisse noch die Fehler. Einzelnen eingeborenen Officieren wird ein Werbepatent nur ausnahmsweise ausgestellt, die Regel bildet Aussendung von Werbekommandos unter einem Europäer für einen Werbebezirk, der meist Hunderte von Kilometern entfernt liegt. Unterofficiere lauteren Charakters geben sich zu solchen Kommandos nicht her, zweifelhafte Elemente schaden aber dem Ansehen der Europäer so sehr, dass viele Berichte dagegen Einsprache erheben, den Indier mit ungebildeten Europäern zusammen zu bringen. Auf körperliche Tüchtigkeit wird der angeworbene Mann erst am Sitze des Regimentsstabes untersucht; die Hinreise wird bezahlt, nicht aber bei Untauglichkeit die Rückreise und solche Leute verfallen dann Mangels entsprechender Reisemittel der Landstreicherei und ihr Untauglichkeitszeugniss wird zum Bettelbrief. An Rekruten fehlt es nicht; verglichen mit den sonstigen Schwierigkeiten, unter der dichten Bevölkerung seinen Unterhalt zu verdienen, bietet der Dienst im Heere so verlockende Aussichten, dass der Soldatenberuf in einzelnen Ortschaften eine junge Generation nach der anderen anzieht; solche Familien liefern die besten Soldaten und ein Regiment wird beneidet, das seinen Ersatz regelmässig aus bestimmten Kreisen erhält. Der neue Zugang steht im Alter zwischen 18 bis 22 Jahren; die Grösse ist bei Leuten aus dem Süden und aus dem Himâlaya 1,57 bis 1,64, in Hindostan 1,68 Meter.

Unter den verschiedenen Nationalitäten zeigt der Bengali die grösste Abneigung gegen den Soldatenberuf, Hindostani und Pandschabi die grösste Vorliebe. Vor dem Aufstande von 1857 bestand die Armee der Mehrzahl nach aus Hindostanis, Audh allein stellte 40,000 Mann. Da gerade Regimenter mit grossen Mengen solcher Leute sich den Rebellen angeschlossen hatten, während die Pandschabis sich treu erwiesen, so wurden während des Aufstandes an 75,000 Pandschabis eingestellt, darunter 23,000 Sikhs, die erst ein Jahrzehnt vorher bezwungen worden waren. Reichhaltiger wird die Musterkarte mit der Niederwerfung des Aufstandes; die Sikhs sind auf wenige tausend Mann zusammengeschrumpft, dagegen machen sich von nun an die Himâlaya-Bewohner als Gorkha-Regimenter[2] breit und als neuer Bestandtheil treten Afghanen hinzu. Nach den Ergebnissen der jüngsten Volkszählung waren von 110,000 Sipahi Soldaten 40 Prozent Hindostani, 25 Prozent Pandschabi, 15 Prozent Gorkha; ebenso viele gehörten den Marâthen des westlichen Indiens an, 10,000 Mann den Telugu- und Tamil-Stämmen des Südens.

Der Religion nach sind durchschnittlich 25 Prozent der Soldaten Mohammedaner, der Rest Hindus; davon gehen ab 250 Juden und 2,270 eingeborene Christen; diesen sind auch die Halbblut-Europäer zugezählt, die Eurasier. Ein Eurasier, neuerdings auch Ostindier (*East-Indian*) genannt, ist das Kind einer Indierin von einem Europäer als Vater. Man zählt in ganz Indien 112,439 Eurasier; die meisten sind in den grossen Seestädten anzutreffen, den ältesten Sitzen der Europäer.

[1] England schickt 86 Feld- und Festungs-Batterien, 50 Regimenter Infanterie, 9 Kavallerie-Regimenter; dabei ist von den Verstärkungen seit dem Kriege gegen Afghanistan abgesehen.

[2] Gorkha, auch Gurkha oder Khas, ist das herrschende Volk im Staate Nepal, daher Khas- oder Parbatia-Bhascha dort Hof- wie Amtssprache wurde, und unter den vierlerlei Stämmen dieses von der Reichhaltigkeit seiner ethnographischen Bestandtheile dem Kaukasus verglichenen Gebirgslandes immer mehr zur Umgangssprache sich herausbildet. Der Gorkha ist durchschnittlich 1,57 Centimeter gross, untersetzt und in Gesichtszügen wie Korperbau ein echter Himâlaya-Bewohner.

Der Eurasier trägt sich in der Kleidung wie der Europäer, spricht englisch, sticht aber vom Europäer in der dunkleren Hautfarbe ab und steht in Energie des Willens und körperlicher Ausdauer vor seinem Vater zurück. Gesellschaftlich geniesst der Eurasier niedrigen Rang, die geschäftliche Lage ist geradezu trostlos. In der Erziehung vernachlässigter als der Indier, gelangt der Eurasier schwer in lohnende Stellungen; er ist über die Achsel angesehen von Hindus wie Vollblut-Europäern. Neuerdings geschieht seitens der Regierung mehr als früher für diese Halbblut-Indier; aber die Mitwerbung mit Europäern wie Indiern wird ihnen noch lange Zeit schwer werden. Wiederholt wurde für Eurasier der Militärdienst in Vorschlag gebracht; während des Sipahi-Aufstandes gab es in Bengalen wie Madras eigene Corps aus ihnen, die vortreffliche Dienste leisteten; aber die Regierung erklärte seither eigene Eurasier-Regimenter für unannehmbar, sucht sie dagegen die für Intendantur wie für die Regimentsmusiken zu gewinnen und wehrt Europäern



Indische Infanterie (2nd, Queen's Own, Bengal-Infantery).

den Eintritt in die Militärkapellen.[1] Dieser Bescheid hängt innig zusammen mit der geltenden Zusammensetzung der Regimenter.

Die Frage, ob die Nationalitäten und Kasten zu mischen seien oder ob es sich empfehle, die Regimenter und Kompagnien aus einzelnen Nationen oder verwandten Kasten zu bilden, nahm in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein. In der Sipahi-Armee ist eine grosse Zahl von Kasten vertreten; unter Hindus suchen den Militärdienst am meisten Brâhmanen und Râdschputs, unter Mohammedanern dagegen die unteren Kasten. In den Armeekorps von Madras und Bombay mit einem geringen Prozentsatz an Mannschaften, die streng an Kastenvorurtheilen hängen, herrscht Mischung aller Nationen in Kasten vor; in Bengalen ist dagegen unterschiedslose Mengung Ausnahme, dagegen Zusammenstellung der Kompagnien und Regimenter nach Nationen und Kasten Regel. Beide Systeme haben sich bewährt; im jüngsten afghanischen Kriege kam es ein einziges Mal vor, dass die Vorhut — aus Afghanen — ihre Gegner und

[1] Ausgenommen ist der Musikmeister, der zuweilen ein Deutscher ist.

Landsleute warnte. Wo viele Brâhmanen dienen, ist die Bildung besonderer Brâhmanen-Kompagnien schon der Verpflegung wegen nothwendig, da sonst gemeinsames Abkochen nicht möglich wäre; umgekehrt kann die Armeeverwaltung zur Mengung der Kasten greifen, wo der Verkehr unter ihnen ein freierer ist. Der militärische Werth der einzelnen Religions- und Kastengruppen wie Völkerstämmen ist nach der Charakterschilderung der Regiments-Kommandeure sehr verschieden. Die Hindus zeichnen sich aus durch Nüchternheit und Gehorsam; sie sind listig und wissen sich geschickt zu verstellen. Die Mohammedaner sind leicht erregt, zu Ausschweifungen geneigt und müssen in strenger Zucht gehalten werden; in der Garnison unreinlich, sind sie vor dem Feinde ausdauernd, ja tollkühn; schwache Seiten ihrer Vorgesetzten wissen sie zu ihrem Vortheile auszubeuten. Christen sind furchtsam und dem Trunke ergeben; sie sind gut als Trommler und Signalisten. Die Juden sind ängstlich und genau im Garnisonsdienst, fassen rasch auf, sind gute Plänkler. Die Brâhmanen kennzeichnet feines, eher kriechendes Benehmen, grosse Sauberkeit, starker Eigennutz; lästig ist ihre Aengstlichkeit, den Kastenvorschriften nachzukommen. Diese Sorge beschwert weniger die Râdschputs; sie geben mit Sikhs, die arge Heisssporne sind, mit Pandschabis (Dschats), denen übrigens Genauigkeit im Dienste abgeht, und Afghanen, dann den geduldigen, ausdauernden Marâthen die schönsten Soldaten ab. Aeusserst brauchbar sind die Mitglieder der von Brâhmanen und Râdschputs über die Achsel angesehenen niederen Kasten; sie sind wenig bigott, setzen sich in Zeiten der Noth über die Kastengebote hinweg und beweisen grosse Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten. Unverdrossene pflichttreue Berufssoldaten geben Gorkhas und sonstige Himâlaya-Bewohner ab; sie kommen aber mit ganz unglaublich rohen Angewohnheiten zum Regiment und sind vielfach schwer von Begriff. Ein grosser Vorzug dieser Gorkhas, der Mohammedaner und vieler niederer Kasten ist, dass sie sich nicht scheuen, zu Schiff zu gehen; dem Hindu ist auf der See zu kochen verboten und wenn auch in Werbeformel wie Fahneneid — man leistet diesen unter Anfassen der Fahne — die Verpflichtung aufgenommen ist, sich einschiffen zu lassen, so wird es doch für bedenklich gehalten, dies von Regimentern zu verlangen, in die viele Brâhmanen eingestellt sind. — Körperliche Züchtigung ist noch Disciplinarmittel.

Mit dem Handgeld verpflichtet sich der indische Rekrut zu vierzigjähriger Dienstzeit, neben einem gesicherten Einkommen lockt die Aussicht auf Beförderung und einstige Pension. Der Sold ist sieben Rupis[1] im Monat, davon bestreitet der Mann alle Mundbedürfnisse und kleinen Monturstücke; Hose u. s. w. werden aus den Verschlägen abgegeben. Verglichen mit dem Verdienste der Tagelöhner ist der Sold hoch; der Mann könnte davon gut leben, ja einen namhaften Betrag zurücklegen, wenn er nicht von seinen Angehörigen schamlos ausgebeutet würde. Bei der Unsitte, in Kinderjahren verheirathet zu werden, kommt ein grosser Prozentsatz der Rekruten verheirathet zum Regiment; die Familie bleibt in der Heimath zurück, ältere Soldaten erhalten für ihre Familien selbst Quartier in den Baracken. Ist der Mann ledig oder Wittwer und hat für eine Familie nicht zu sorgen, so ziehen die Verwandten von ihm; schenkt er nichts, so kommen sie selbst aus weiter Entfernung in die Garnison, um hier auf seine Kosten zu leben. In Indien gilt der Soldatenberuf eben als Versorgung und es ist erstaunlich, welche Entsagungen sich der Soldat auferlegt, um die durch die Sitte verlangten Geldzahlungen leisten zu können; der Mann spart am Essen, trotz aller Kontrole ist seine Ernährung häufig unvollkommen.

[1]) Rupi (Rupee) ist ein Silberstück im Werthgehalte von 2 Mark. Die indische Währung ist eine Silberwährung; 10 Rs. sind gleich 1 Pfund Sterling, aber in Folge der Silberentwerthung gilt die Rupi höchstens mehr 1,90 Mark. Der indische Schatz hat für Militärzwecke und Eisenbahnmaterialien grosse Zahlungen nach England zu leisten; der Verlust am Wechselkurs beträgt jährlich durchschnittlich 400,000 Pfd. Sterling (8 Millionen Mark). Die Einführung einer Doppelwährung wurde wiederholt angeregt, aber die Discussion von der Regierung noch im April 1881 in der allgemeinen Münz-Konferenz abgelehnt. Zur Abschneidung von Baarsendungen werden von den Hauptzahlstellen Hundi oder Geldwechsel ausgestellt, die an allen Aemtern statt Baargeld angenommen werden und unterm Publikum gleich Papiergeld circuliren.

Die Uniformen haben halb europäischen, halb orientalischen Zuschnitt, und spielen in allen Farben. Nach europäischem Muster sind gearbeitet Waffenrock und enge Beinkleider, die bei Regimentern, die Schuhe tragen, in Gamaschen stecken, während sonst Stiefel vorgeschrieben sind; die Kopfbedeckung ist Holzmütze und Tschako mit rückseits herabhängendem weissem Tuche zum Schutze des Nackens, oder Turban. Durchaus national ist der Anzug bei einzelnen Kavallerie-Regimentern (siehe das Kapitelbild) und den Lokaltruppen (an der afghanischen Grenze, in Maissur u. s. w.); er besteht aus weitem Rock und Beinkleidern, Sandalen und einem Turban. Im Ganzen ist der europäische Zuschnitt eine verfehlte Massregel. Die Mütze mit ihrem weissen Ueberzuge und Nackenschutz gegen Sonnenbrand schmutzt ausserordentlich leicht und blendet, so dass sie im Felde dem Angreifer wie eine Scheibe zum Ziel dient. Der anschliessende Rock



Beförderung im Eil-Postwagen.

macht zu heiss, enge Beinkleider verunstalten den Mann, der darunter des Klimas wegen die Tücher trägt, wie sie der Eingeborene statt der Beinkleider um Unterleib und Oberschenkel schlingt; Stiefel sind ungewohnt und werden lästig, auf dem Marsche werden durchschnittlich zwanzig Prozent der Mannschaft wegen wunder Füsse dienstuntauglich.

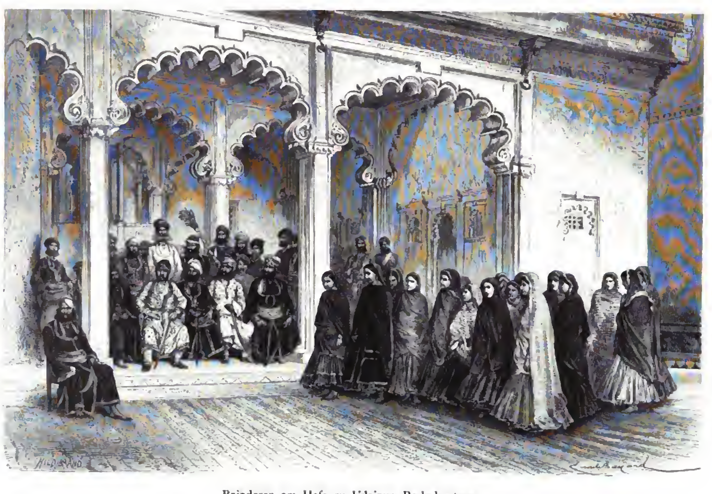
Die Kasernirung ist wegen des grossen Trosses von Dienern, Frauen und Kindern ganz eigenthümlich. Die europäischen Truppen und ihre Familien — durchschnittlich sind zwölf Prozent der Soldaten uud Unterofficiere verheiratet — sind in luftigen, palastähnlichen Gebäuden mit Gärten und Kegelbahnen untergebracht. Ueberall hängen Pankhas (Bd. 1, S. 138) an den Decken, im Bengal-Armeekorps werden in der heissen Jahreszeit 18,000 Menschen zum Pankha-Ziehen eingestellt und diese Kühlvorrichtung kostet jährlich 700,000 Mark. Die Officier-Casinos sind äusserst comfortabel ausgestattet; das Mobiliar gehört den Regimentern, in den Stationen an der afghanischen

Grenze aber zum Inventar der Kaserne. Gastfreundschaft wird in diesen Officiers-Messen in alter Weise geübt; aber während sonst Verehelichung unter Officieren Ausnahme war, ist sie jetzt Regel geworden und bei der geringer Zahl dienstpräsenter Officiere beschränkt sich lautes Leben auf festliche Gelegenheiten. Die eingeborenen Truppen sind in Baracken untergebracht; diese Reihenwohnungen sind niedrig und nicht selten baufällig; Fenster fehlen, daher das Innere so dunkel, dass sich das vom hellen Sonnenschein geblendete Auge erst an das Dämmerlicht gewöhnen muss. Abhilfe kann der grossen Kosten wegen nur allmählig erfolgen.

Für die Abrichtung der Rekruten sind neun Monate vorgesehen. Das Kommando ist englisch; wie sehr dieser Umstand die Schwierigkeiten der militärischen Einübung vermehrt, wird der deutsche Officier, der polnische Rekruten auszubilden hatte, zu würdigen wissen. Die Exercier-Reglements sind in die Landessprachen übersetzt, in Regimentsschulen werden die Unterofficiere mit Englisch nothdürftig bekannt gemacht, für die Mannschaften bleibt das Verständniss für das Kommandowort reine Gedächtnisssache. Ausser Dienst muss im Verkehre mit den Soldaten die Landessprache angewendet werden. Vor dem Aufstande von 1857 wurden in der Eingeboren-Armee sämmtliche Waffengattungen ausgebildet; später wurde die Artillerie eingezogen und nur einige Bergbatterien aus Eingeborenen neu formirt. Früher bestand zwischen irregulären und regulären Regimentern in der Bewaffnung grosser Unterschied; jetzt gibt es Hellebardenträger nur noch in Maissur (Südindien) und Radschputana. Man nahm lange Zeit Anstand, der Infanterie Hinterlader anzuvertrauen; seit dem vorigen Jahrzehnte erhielt sie das vorzügliche Snidergewehr. Bei der Kavallerie ist Nationalwaffe Lanze; sie entspricht desswegen unseren Uhlanen. Einzelne Regimenter haben neben den allgemeinen Waffen ihre heimatliche Waffe behalten; so führen die Gorkhas das Kudgi genannte gekrümmte Messer, mit dem sie sich im Handgemenge auf den Feind stürzen und auf dem Marsche Dickichte in unglaublich kurzer Zeit lichten, Hütten aus Bambusrohr zimmern.

Kommandeure wie Oberofficiere der Eingeboren-Regimenter sind Engländer. Vor dem Aufstande von 1857 zählte ein Regiment von 1,114 Mann 26 europäische Officiere und zwei Sergeanten zur Rekruten-Abrichtung; bei der Reorganisation wurden Verminderungen durchgesetzt; in den afghanischen Feldzug rückten die Regimenter 800 Mann stark mit 6—7 europäischen Officieren aus und diese Zahl erwies sich als zu gering; schon nach dem ersten Treffen war das 27. Pandschab-Infanterie-Regiment auf einen europäischen Officier herabgekommen, später standen die Adjutanten kommandirend in der Front, in einem Falle that der Militärgeistliche die Dienste des Adjutanten. Eine weitere schwierige Frage ist die Gewinnung eines tüchtigen Standes an Officieren indischer Nationalität. Bis jetzt erfolgt die Beförderung dieser Subaltern-Officiere kraft Verdienst bei der Truppe; angeregt ist Berücksichtigung der socialen Stellung der Bewerber und Ernennung ohne solchen Dienst nach Zurücklegung von Kadettenjahren. Die grundangesessene Aristokratie hat insbesondere im Nordwesten entschieden Neigung zum Militärdienst und würde durch Berufung zu Officierstellen wieder Gelegenheit zu auszeichnender Thätigkeit finden, die ihr unter der englischen Herrschaft geschmälert ist. Gegenüber solchen Rücksichten fällt die Kränkung der älteren Unterofficiere nicht schwer ins Gewicht; es lässt sich hierin durch Zuschläge zur Pension Abhilfe treffen. Der Heranbildung von Unterofficieren dienen die Regimentsschulen; sie müssen eine indische Sprache lesen und schreiben können. Geklagt wird, dass die Unterofficiere vielfach in zu hohem Lebensalter stehen.

Wie in der englischen Armee, heisst im ganzen englisch-indischen Heere jedes Bataillon ein Regiment und zählt bei der Infanterie in acht Kompagnien 750 bis 800 Mann, bei der Kavallerie bei sechs Schwadronen 420 Reiter. Diese Zahlen sind die Kombattanten; ausserordentlich gross ist der Tross; einem Infanterie-Regimente gebühren 400 Diener und Trossknechte, 350 Maulthiere



Bajaderen am Hofe zu Udaipur, Radschputana.

oder eine entsprechende Zahl von Kamelen; beim Kavallerie-Regiment erhöht sich die Zahl der Wärter, da man Heufütterung nicht kennt und für je zwei Pferde ein Grasschneider gerechnet wird. Die Remontirung geschieht theils in der Weise, dass der Rekrut sein Pferd selbst mitbringt und aus seinem Solde einen fortlaufenden Beitrag in eine besondere Kasse zahlt, aus welcher im Frieden die Abgänge durch Ankauf bestritten werden (Silladar-System, herrscht in irregulären Regimentern vor), theils durch Ankauf seitens des Staates. Die Kosten der staatlichen Remontirung sind sehr gross, da der Bedarf an kräftigen Thieren im Inlande nicht gedeckt wird und die Pferde von ausländischen Händlern gekauft werden müssen; Hauptbezugsland ist Belutschistan, selbst Australien liefert aber Pferde. Die Regierung verwendet neuerdings grosse Summen für Einrichtung inländischer Gestüte. Zum Ordonnanzdienst ist eine Schwadron des in Adschmir stehenden Regimentes mit Kamelen beritten gemacht.

Der Mangel einer Reserve ausgebildeter Mannschaften für den Kriegsfall klebt wie der englisch-europäischen, so auch der englisch-indischen Heeresorganisation an. Im afghanischen Kriege wurden die ausmarschierenden Regimenter auf Kriegsstärke durch Freiwillige aus solchen Regimentern gebracht, die Marschordre nicht erhalten hatten; das Verwerfliche dieses Verfahrens, das die ganze Organisation einer Armee erschüttert, ist von Fachkommissionen seit Jahrzehnten hervorgehoben. Abkürzung der aktiven Dienstzeit unter Theilung der vierzigjährigen Kapitulation in Dienst bei der Truppe und in Dispositionsstellung für seine Abtheilung ist empfohlen worden; noch scheiterte die Durchführung an der dermaligen Kriegsbereitschaft gegen Afghanistan, weniger am Kostenpunkte. Die vierzigjährige aktive Dienstzeit steht nämlich nur auf dem Papiere, es hält sie nur aus, wer es zum Unterofficier oder gar Truppenofficier brachte. Der Sold für einen Subaltern-Kapitain beträgt bis zu 210 Mark im Monat; wer sich aber in seinen Hoffnungen enttäuscht sieht, gibt körperliche Schwäche vor und bei der besonderen Gechicklichkeit des Indiers in der Verstellung, bei seiner Ausdauer in Enthaltung von Speisen zur zweckbewussten Abmagerung erreicht der Mann regelmässig lange vor der bedungenen Reihe von Jahren seinen Abschied und Einweisung in die gesetzliche Pension von 8 Mark im Monat. Diese Pension verzehrt der Mann jedoch nicht in dankbaren Gefühlen gegen die Regierung, er betrachtet sie nicht als Belohnung für treu geleistete Dienste, sondern geniesst sie im Bewusstsein erfolgreich geübter Täuschung seiner Vorgesetzten; so geringfügig die Pension nach unseren Lebensbedingungen ist, einen so nennenswerthen Beitrag bildet sie zum Haushalt einer indischen Familie. Dabei erhöhen die Pensionslast noch Unterschleife; es hielt lange Zeit schwer, Kontrolmassregeln auszuarbeiten, die den wirklich Presshaften der persönlichen Abholung bei der Zahlstelle entheben, dabei aber dem Fortbezuge der Pension eines Verstorbenen durch Verwandte steuern; Wechsel in der Person des auszahlenden



Eberstechen. (S. 111.)

Beamten führte regelmässig unter Bestechung des Unterpersonales zur Unterschiebung unberechtigter Empfänger.

Eine andere schwache Seite der indischen Heeres-Verwaltung ist die Intendantur; das Zurückbleiben des Trains war im afghanischen Kriege die Ursache der langsamen Vorwärts-Bewegung der Korps, obgleich diejenigen Regimenter, die forcierte Märsche zu machen hatten, einen hohen Grad von Marschfähigkeit an den Tag legten. Die Intendantur gebietet über zu wenige Beamten; die Folge ist im Felde ein stetes Abkommandiren gerade in dem Augenblicke, in welchem der Beamte angefangen hat, sich in seine lokale Aufgabe einzuleben. Eine Lücke ist sodann der Mangel an eigenen Trainsoldaten. Im jüngsten afghanischen Kriege war die Intendantur wiederholt genöthigt, längs der Etappenstrassen Waaren im Freien ohne genügende Bewachung aufzuspeichern; eigneten sich die ohnehin beutegierigen Einwohner von den Vorräthen an und machten sie die paar Wachtposten nieder, so wurden sie als Wegelagerer standrechtlich erschossen und das feindselige Verhalten manchen Stammes, der sich anfangs vertrauensvoll genähert hatte, wird auf solche Vorkommnisse zurückgeführt.

Das Sanitätswesen ist ebenfalls noch mangelhaft. Die Militärärzte haben nicht, wie bei uns, Officiersrang, sondern sind Civilbeamte; durchschnittlich können jedem Regimente zwei Aerzte beigegeben werden. Sanitätswagen sind auch in Indien nicht überall benutzbar. Transportmittel für Schwerkranke sind deswegen nur Tragbahren, die Träger sind Civilisten. Die Tragbahren sind von der landesüblichen Form der Palki (abgebildet Bd. 1, S. 12 und 94) und bestehen aus einem schweren Tragholze, an welchem ein fester Rahmen für das Bett hängt; das Tragholz wird auf die Schultern gelegt. Seit Jahren erwägt die Sanitäts-Verwaltung verbesserte Formen; an Modellen fehlt es nicht, aber noch immer sind den Regimentern die alten Bahren beigegeben. In der Schlacht am Peiwar-Passe (im Kuramthale, Afghanistan) befand sich der Verbandplatz 3 Kilometer hinter der Front.[1])

Taktisch ist die Armee in drei Armeekorps eingetheilt; nach dem neuesten Organisations-Entwurfe sollen sie um ein viertes, das Pandschabkorps, vermehrt werden. Diese Eintheilung schliesst sich möglichst enge an die Gruppirung der Landessprachen an; man unterscheidet achtzehn unter sich theilweise sehr verschiedene Schriftsprachen und da im Verkehr mit den Soldaten ausser Dienst die Landessprache angewendet werden muss, so nöthigt dies zur territorialen Gliederung. Von den drei Armeekorps (Armee, *Army* genannt) ist das stärkste die Bengal-Armee; ihre Garnisonen reichen von Assam im Osten bis Afghanistan im Westen und Radschputana im Süden; es gehören ihr zu 38,000 Europäer, 55,700 Eingeborene und 18,500 Lokaltruppen in der Provinz Pandschab. Aus diesen Mannschaften soll das Pandschab-Korps abgezweigt werden. Die Madras-Armee zählt 13,700 Europäer, 29,800 Eingeborene, 4,600 Lokaltruppen, dieses Korps giebt auch die Garnisonen für Birma in Hinterindien. Bombay hat eine Armee von 11,200 Europäern, 24,500 Eingeborenen, 2,500 Lokaltruppen; die Lokaltruppen stehen in der Provinz Sindh, dem Grenzlande gegen das Afghanistan vorgelagerte Belutschistan und sind zur Einverleibung in das Pandschab-Korps bestimmt. Die Garnisonen in Aden und im Persischen Meerbusen werden von Bombay besetzt. Nach dem 1881 ausgearbeiteten Organisationsplane wird den Kommandeuren der Madras- und Bombay-Armee ein Theil ihrer Befugnisse zu Gunsten des Höchstkommandirenden entzogen, der zugleich die Bengal-Armee kommandirt; gegenwärtig

[1]) Im Frieden beträgt in den Garnisonen die Sterblichkeit unter Europäern 24 vom Tausend, unter Eingeboren-Regimentern 13—20, je nach dem Auftreten von Cholera. Am widerstandsfähigsten gegen das Klima ist der Europäer zwischen dem 25—35 Lebensjahre; in der ganzen englischen Armee in Indien gab es 1872 unter den Mannschaften nur 846 Mann älter als 40 Jahre. — Grosse Verbesserungen thuen Noth in den Kuchen der europäischen Regimenter; insbesondere mit dem Fleisch wissen die Koche, Indier, gar nicht umzugehen. Beefsteaks werden mit dem Rucken eines starken Kuchenmessers lange geschlagen, um recht gross auszusehen, verlieren aber dadurch an Saft und Nährwerth; die Kartoffel legt man ungewaschen und ungeschält in den Topf, zum Rotten ziehen Handlanger die Schale mit den Nägeln ab! Neuerdings verbreitet die Sanitätsverwaltung eigens für Indier geschriebene Kochbücher.

ist für die Befehlshaber dieser zwei Armeen, wie die Kommandeure sämmtlicher Lokalkorps nicht der Höchstkommandirende, sondern der Vicekönig, beziehungsweise Provinz-Gouverneur direkter Vorgesetzter.

England hat seine Sipahi-Armee wiederholt ausserhalb Indiens zur Verwendung gebracht. An der Seite der Europäer fochten indische Regimenter 1801 in Egypten, 1842 und 1860 in China, 1856 im Persischen Golfe, 1868 in Abessinien, 1875 in Malakka, 1880 im Transvaal-Gebiete. Im Kriege gegen Abessinien hatte Bombay die Operationsbasis für die einrückenden Truppen gebildet; Indien stellte das Gros der Kombattanten, alle Arbeiter und die Lebensmittel; in 669 Schiffen gingen nach dem Kriegsschauplatz ab: 13,694 Kombattanten, darunter 9,000 Indier und ein Tross von 29,300 Menschen, 45 Elefanten, 16,022 Maulthieren, 4,189 Pferden, 5,733 Kamelen, 7,081 Ochsen, 12,839 Schafen, ungeheure Massen Proviant und Viehfutter; Tausende von Zelten und nicht weniger als 330,000 Hektoliter Trinkwasser. Als im russisch-türkischen Kriege von England eine Revision des Vertrages von San Stefano gefordert wurde, zog es 7,000 Mann aus Indien, die sich in Bombay sammelten und zwischen 26. April und 2. Mai 1878 in 12 Dampfern und 15 Segelschiffen nach Malta übergeführt wurden. Die ganze Abtheilung bestand aus 6 Regimentern Infanterie, 2 desgleichen Kavallerie, 4 Kompagnien Sappeure, alles Indier, dann zwei Feldbatterien[1]); die Truppen begrüssten den Abmarsch nach Europa, ihre Haltung war musterhaft.

Der Beweis ist erbracht, dass England in Kriegen mit aussereuropäischen Staaten in seinem indischen Kaiserreiche über bedeutende Hilfsquellen verfügt; sein indisches Eingeboren-Heer erwies sich in europäischen Krisen als Mehrung seiner Kraft. Gegen europäische Heere würden sich die indischen Sipahis sicherlich nicht schlechter schlagen, als Turkos und algerische Hilfstruppen im französisch-deutschen Kriege; bereits tauchte in der englischen Presse der Vorschlag auf, zunächst die Kolonien mit indischen Elite-Truppen (Sikhs, Marâthen, Afghanen und Gorkhas) zu garnisoniren.

[1]) Die Mannschaft erhielt dreimonatliche Gage vorausbezahlt und auf die Dauer der Abwesenheit von Indien eine Monatszulage von 7 Mark; dazu stellte die Intendantur die Kost oder vergütete die Ausgaben, wenn die Leute des Kastengebotes wegen ihre Einkäufe selbst besorgten. Das Gefolge bestand bei der Infanterie in Köchen, Wäschern, Wasserträgern u. s. w. für die Mannschaft in 21 Mann per Kompagnie, bei den Schwadronen in 27 Mann und dazu ein Grasschneider für je zwei Pferde. Die Officiere, Europäer wie Eingeborene, hatten pro Kompagnie und Schwadron 6—10 Diener erlaubt; dem Regimentsarzte wurden rund 100 Mann beigegeben, darunter 86 Mann als Träger der Bahren für Verwundete.





Der Indus bei Attok.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Der afghanische Grenzbezirk.

Auf allen Karten des indischen Kaiserreiches sind als seine westlichen Grenznachbaren verzeichnet: Afghanistan im Norden, Belutschistan (Kelat) im Süden. Thatsächlich gelingt aber den Herrschern über diese Staaten die Bezwingung der Indien zunächst wohnenden Völkerstämme schon seit Langem nicht mehr; ein in der Mitte bis zu dreihundert Kilometer breiter Streifen Landes ist von wilden Gebirgsvölkern bewohnt, die den Herren über das Hinterland so wenig Gehorsam leisten, dass der Fürst von Afghanistan, als er 1869 dem indischen Vicekönig, der damals im Pandschab weilte, einen Besuch abstattete, den Anwohnern des Khaiber-Passes eine bedeutende Abfindungssumme zahlte, um nicht überfallen und beraubt zu werden. An Stelle dieser ohnmächtigen Oberherren trat neuerdings die brittisch-indische Kontrole.

Die Grenze von der Küste des arabischen Meeres im Süden hinauf bis Kaschmir im Norden hat eine Länge von 2,320 Kilometer; alles Land jenseits der Grenze ist gebirgig und nimmt stellenweise den Charakter alpiner Hochländer an. Der von Gletschern bedeckte, am 26. Mai 1879 zum ersten Mal von einem Europäer erstiegene Sikaram, mit 4,760 Meter der höchste Punkt im Safed Koh, d. i. weissem Gebirge, liegt am rechten Kabulufer in dem Gebirgskamme zwischen den



Grosser Empfang beim Mahârâna von Udaipur.

Thälern Kabul und Kuram, durch welche die besten Zugänge nach Kabul führen, der Hauptstadt von Afghanistan. Ein Meridiangebirge ist die Suleiman-Kette; sie schliesst das iranische Tafelland von der indischen Tiefebene ab und erreicht im Takht-i-Suliman eine Gipfelhöhe von 3,547 Meter. Der Aufstieg von der indischen Ebene zu den Suleiman-Pässen erfolgt durch kurze, steile und tief ausgewaschene, darum leicht zu vertheidigende Flussthäler; flacher dachen sich die Berge gegen Afghanistan ab und gehen bald in ein von den östlichen Quellflüssen des Hilmend bewässertes Hochland über, dessen Hauptorte im oberen Theile in 2,555 Meter Höhe (Ghazni) liegen, im unteren breiten Thale bei 1,066 (Kandahar).

Vom Meere bis zum 30. Breitengrade hinauf dehnt sich Belutschistan aus; der Name, ein Produkt der europäischen Geographen, ist nicht ganz zutreffend Nicht Belutschen, sondern



Schiffbrücke über den Indus bei Attok.[1]

Brahui bilden die Mehrzahl der Bevölkerung und liefern die Fürsten wie die Ortsnamen, wo sie nicht persisch sind. Vorort ist Kelat und dieses giebt dem Lande seinen Namen, seinen Fürsten. In Kelat ist der Grenzstrich gegen Britisch-Indien trostlos eben, baumlos und eine öde Steppe, die in der günstigen Jahreszeit Nomaden abweiden. Nach dem Durchschreiten dieser Steppe wird das Land hügelig; der Weg geht mit Vorliebe in tief eingeschnittenen, mit Geröll und Felsstücken übersäten Flussthälern fort; ist der Hang erstiegen, von welchem die Quelle des im Sommer fast ganz versiegenden Hauptflusses abläuft, so steht man zwischen 1,000 und 2,500 Meter in Innerasien, genauer auf dem Gebirgskamme, welcher Centralasien vom arabischen Meere abschliesst;

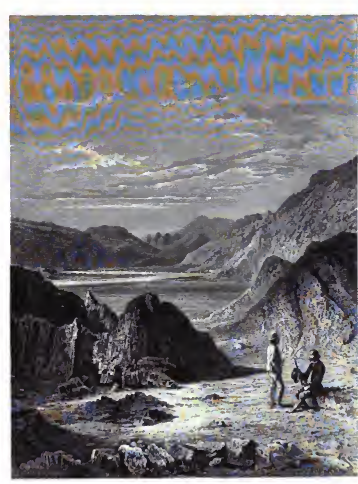
[1] Attok (Atak), Stadt am linken Indusufer von 3,212 Einwohnern, ist in seinem Fort Garnison für eine Kompagnie europäischer Infanterie und beherrscht den Uebergang über den Fluss, in den sich kurz zuvor der Kabul, der Hauptfluss von Afghanistan, ergiesst. Die dortige Schiffbrücke bleibt acht Monate lang stehen und muss wegen Hochwassers während des Restes des Jahres abgefahren werden. Eine Eisenbahnbrücke für die Staatsbahn Lahor-Peschawar ist im Bau.

je nach der Reiserichtung ergiesst sich der nächste Bach in einen Steppenfluss, dessen Wasser im Sande verrinnt, oder er gehört einem Küstenflusse des arabischen Meeres zu. Der beste Aufstieg auf das Hochland von Kelat erfolgt durch die fünf Tagemärsche lange Flussenge des Bolan, in der Sprache der Eingeborenen fälschlich Pass genannt. Dadar am Fusse des Flusseinschnittes liegt in 161 Meter Höhe, in 1,341 Meter erfolgt der Austritt aus der Flussenge und über eine niedere Höhe der Uebertritt in ein weites, gegen West geöffnetes Thal. Am Flussufer zieht der Weg zwischen steilen Wänden verwitterten Gesteines. Erbreiterungen des Thales wechseln mit Flussengen, auf rauhen Pfaden müssen die einzelnen Thalstufen erstiegen werden; dabei bröckelt das Geröllkonglomerat beständig ab; alle Versuche, eine ordentliche Fahrstrasse anzulegen, scheiterten, die neue Eisenbahn gewinnt seitlich vom Bolan über Sibi das fruchtbare, von der Lora durchflossene Pischinthal, mit Quetta gegenwärtig ein Hauptstützpunkt der englischen, Afghanistan wie Kelat bewachenden Brigaden.

Die Bewohner dieses Grenzstriches gehören drei verschiedenen Hauptstämmen an. Vom Norden herab bis zum $30^{3}/_{4}°$ nördlicher Breite sitzen Afghanen (Pathan), Iranier, jedoch stark gemischt mit arischen Indiern und diesen in Anzug und Lebensweise so ähnlich, dass man sie als indische Abtheilung der Afghanen zusammenfasst. Diese Afghanen sind schlank von Wuchs, von regelmässigen Zügen; die Hautfarbe geht über helle Bronze nicht hinaus, die Frauen sind sogar noch lichter, obgleich sie nicht verschleiert gehen. (Siehe die Tafel: Afghanen im Hinterhalte.) Die Kennzeichen des afghanischen Volkes: grosser Kopf, langes Gesicht, hervorstehende Nase, breite Backenknochen und ein kurzer, tief im Nacken sitzender Hals sind schwach vertreten; zuerst scheinen Indoscythen (S. 171) sich mit alten Bewohnern vermischt zu haben; die Afghanen können nicht vor dem achten Jahrhundert eingedrungen sein, einzelne Thäler sind von ihnen erst im 16. Jahrhundert im Heeresgefolge von Baber (S. 28) besetzt worden. Die Afghanen wissen weder selbst, wie sie zu diesem Namen gekommen sind, noch ist seine Erklärung der Sprachforschung gelungen; am wahrscheinlichsten ist die Ableitung von Paschtûn, womit sich die Afghanen selbst nennen. Im Osten Pakhtun gesprochen, lautet der Plural im Hindostanî Pakhtanah und durch die verdorbene Aussprache Afganah scheint der moderne Name entstanden sein. Ihren Namen Paschtûn lassen sich die Afghanen von einem Enkel des israelitischen Königs Saul geben, bei ihnen Talut genannt; Europäer folgerten daraus jüdische Abstammung und stellten die Afghanen als Nachkommen der in die Gefangenschaft abgeführten zehn Stämme Israels hin. Gegen diese Ansicht spricht aber Aeusseres wie Sprache des Volkes und sie muss als unrichtig aufgegeben werden; dagegen erweisen neuere Forschungen wie Körperformen und Ueberlieferungen Uebereinstimmung mit Kurden und Westiraniern.

Nachbaren der Afghanen sind die Belutschen; sie sind ebenfalls von starkem Körperbau, die Hautfarbe ist röthlich braun, das Gesicht rund, die Nase an der Wurzel breit; das braune Haupthaar lässt man möglichst lange wachsen, der Schnurrbart wird künstlich kurz gehalten. Jeder Belutsche ist sehr schmutzig an Körper und in Kleidern; seine Bewaffnung ist Schwert, Schild und Luntenflinte; selbst ein Perkussionsgewehr gilt als Bruch an der Landessitte und muss in Stammesfehden gegen die viel weniger sicher schiessende Luntenflinte von nur 100—150 Meter Tragweite ausgetauscht werden. Der Belutsche fühlt sich, wie der Araber, als Mann nur, wenn beritten; sein Pferd ist unscheinbar, aber ausdauernd selbst bei schmaler Kost. Seinem offenen derben Charakter widerstrebt Heuchelei; das herzhafte Lachen unter diesem Volke fällt um so mehr auf, wenn damit das listige, ernste Wesen der Afghanen verglichen wird. Als Bettler ist der Belutsche äusserst zudringlich, als Soldat feurig; nicht liebt er aber die lange Dienstzeit, die ihm der englisch-indische Fahneneid auferlegt. Den einstigen Raubanfällen in englisches Gebiet ist gesteuert und damit die Hauptquelle des Wohlstandes verstopft. Blutrache wird bis in das dritte und vierte Glied geübt. Die Heimat der Belutschen suchte man bald in Arabien, bald in

Armenien; auf ein Ursprungsland in Kleinasien weisen ihre Ueberlieferungen hin. Unter einem Führer, den sie Tschakar nennen, verliessen sie Syrien, übersetzten den Euphrat nahe bei Bagdad und wandten sich östlich, bis sie die Länder südlich von Afghanistan erreichten; ein Theil zog weiter nach Indien und endete seine Wanderungen erst kurz vor Dehli. Mit diesen Angaben stimmen neuere Forschungen unter den Stämmen um Damaskus und Aleppo; man stiess unter diesen auf dieselben Namen, wie an den Ländern an der indischen Grenze. Als die Zeit des Auszuges aus Kleinasien geben die Ueberlieferungen der Belutschen das zwölfte christliche Jahrhundert an.



Die Salzberge bei Rawal Pindi.[2]

Die dritte grosse Gruppe der Bevölkerung bilden die Brahui; sie sind von geringer Körpergrösse, haben feingeschnittene, aber runde Gesichter und sind olivenfarbig im Teint. Nach ihrer Sprache[1] wie den dürftigen geschichtlichen Nachrichten über ihr Land sind die Brahui die ältesten Ansiedler im Grenzstriche und ein und desselben Stammes mit den indischen Drawidiern (Bd. 1, S. 47); den Belutschen gelten die Brahui so sehr als indisches Volk, dass sie alle Einwanderer aus Indien den Brahui zuzählen. Die Brahui sind Hirten, leben vom Ertrage ihrer Heerden und sind im Allgemeinen ruhig, gesellig und gastfrei. Ihre Wohnsitze liegen im Hochgebirge sind schwer zugänglich und werden im strengen Winter mit Quartieren am Fusse der Berge vertauscht. Ihre Hochzeiten feiern die Brahui im Freien mit Festtänzen und verewigen diesen Ort

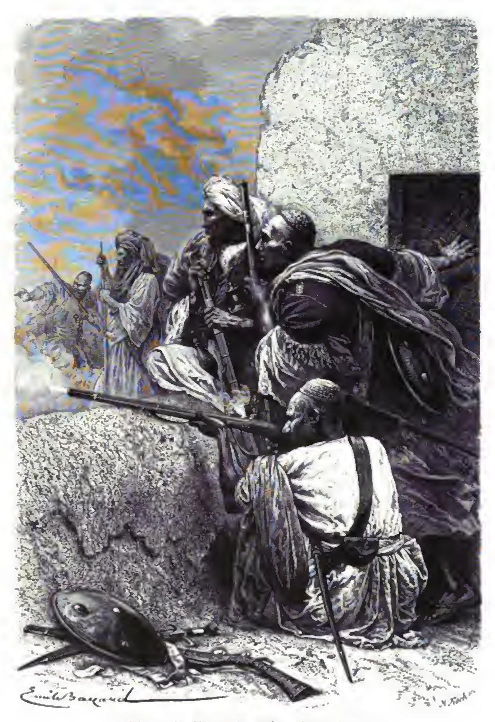
[1]) Neuerdings grammatikalisch untersucht von Prof. Trumpp in München (Dezbr. 1880).

[2]) Der Name ist von den Engländern gegeben von dem grossen Reichthum des Gebirges an Bergsalz, die Eingeborenen heissen die Kette, deren höchste Gipfel bei 1,500 Meter liegen, Khawa; sie nimmt ihren Anfang am Dschelam Flusse, streicht in Ost-Westrichtung bis Kalabagh am Indus und setzt sich jenseits fort bis Bannu und Kohat. Der Hauptstollen zur Gewinnung von Bergsalz liegt beim Dorfe Kheura, Mitteweges zwischen Dschelam und Indus unterm 73° nördl. Breite; er ist seit 1870 nach dem damaligen Vicekönig Mayo-Stollen genannt, jetzt 200 Meter horizontal in den Berg getrieben und so ergiebig, dass er jährlich zehn Millionen Centner Steinsalz liefert. Neben der Gewinnung des Salzes zur Darstellung von Kochsalz wurde die Anfertigung grosser und kleiner Vasen aus Steinsalz-Krystallen seit Kaiser Akbars Zeiten (16. Jahrhundert) zu einer sehr schwunghaft betriebenen Gewerbe-Industrie.

durch einen Tschapa oder Kreis von Steinen, in dessen Mitte eine Erinnerungssäule (Tscheda) eingesetzt wird.

Die politischen Zustände in diesem Grenzstriche sind die von kleinen Republiken; jede der drei grossen Völkergruppen ist in Stämme und Unterabtheilungen aufgetheilt, jeder Stamm ist eifersüchtig auf seine Selbständigkeit und bewohnt ein eigenes Thal, längere Thäler theilen sich sogar zwischen zwei und mehr Stämme; jeder schliesst sich vom Nachbar ab und bestimmt seine eigenen Ausschüsse wie Führer. Nach ihrer Gesittung sind sämmtliche Angehörige Halbwilde; selbst dem Fürsten von Kelat musste erst der Gebrauch von Messer und Gabel gelehrt werden, ehe er zur Tafel des indischen Generalgouverneurs gezogen werden konnte. Allen fehlen staatliche Einrichtungen; Erziehung erhält fast Niemand. Die Religion ist dem Namen nach bei allen der Islam, der Gottesdienst ist aber nicht mehr als Fetischanbetung; ihr einziges religiöses Gebot ist, mit Feuer und Schwert allen ungläubigen Nicht-Mohammedanern Untergang zu bringen; für Blut, das an ihrem Stamme vergossen wurde, wird solches dem Gegner genommen. Ihre Priester (Mulas) üben grossen Einfluss aus; sie sind aber so ungebildet und abergläubig als die Laien, predigen gerne den religiösen Krieg, sind dabei aber so vorsichtig, nur gegen Schwächere zum Kampf aufzustacheln. Ihre Weiber hüten die Gebirgsbewohner ängstlich, aber die Heiraths-Ceremonien sind baar jeglicher Scham. Ein schlimmes Laster ist Habsucht; für Gold ist der Grenzler jeglichen Verbrechens fähig mit Ausnahme von Verrath am Gaste an seinem häuslichen Herde. Zum Diebstahl wird schon das Kind angehalten, eine Pathan Mutter kann man fast regelmässig beten hören, ihr neugeborener Sohn möge als grosser Räuber gefürchtet werden. Der Mann geht stets bewaffnet, er mag die Heerde als Hirte bewachen, mit dem Pflug die Erde aufreissen, als Händler die mit Waaren beladenen Thiere zu Markt treiben. Die verschiedenen Stämme liegen fortgesetzt in Feindschaft mit einander; in jeder Familie erben sich Blutfehden fort. Der fortgesetzte Hader wurde die Ursache, dass die Häuser statt Fenster Schiessscharten haben und statt durch eine grosse Thüre durch einen schmalen Einschnitt in der Vierung betreten werden, um den Eingang leichter zu vertheidigen. Im Hochgebirge sind Höhlen zu Wohnungen und Schlupfwinkeln eingerichtet; Nomaden haben Zelte aus Leder. Zum Schutze der Hirten wie aller Arbeiter auf dem Felde dienen viereckige Thürme, die bald auf Anhöhen stehen und mit Lärmwächtern besetzt werden, bald aus Fruchtäckern sich erheben und als Zufluchtsstätte bei Ueberfällen dienen. Es wird sich kaum ein Erwachsener finden lassen, der sich nicht einmal an einen Gegner heranschlich und ihn meuchlings mordete; man rühmt sich der Zahl der Erschlagenen mit demselben Stolze, wie unter den Indianern Nordamerikas. Wiedervergeltung gilt als die heiligste aller Pflichten; jeder Stamm, jede Abtheilung des Stammes und jede Familie hat ihre persönlichen Schuldner, mit denen nur unter Blutvergiessen abgerechnet werden kann. Muth und Unerschrockenheit zählt zu den schönsten Manneszierden, Gastfreundschaft als höchste Tugend; selbst der Todtfeind, der soeben ein weiteres Familienglied niedermachte, ist guter Bewirthung sicher, wenn es ihm gelang, bis zur Hütte des Widersachers vorzudringen; aber sobald er das schirmende Dach verlässt, ist er vogelfrei und wird verfolgt. Für die Segnungen einer geordneten Regierung ist der Grenzler nicht blind; es fehlt nicht an Versuchen, den Indiern der Ebene in Bebauung der Felder es nachzuthun; aber es mangelt Ausdauer. Geburt macht Rang und gewährt Anrecht auf Führerschaft; Macht geht jedoch vor Recht, gegebenes Wort braucht nicht gehalten zu werden.

Gebirgsvölker auf solch niedriger Stufe der Gesittung sind für geordnete Staaten höchst unbequeme Nachbaren. Uebergriffen muss entgegen getreten werden; dabei ist aber Stamm für Stamm, Thal für Thal, Dorf für Dorf zu bezwingen, der kleine Krieg hört nicht auf. Die Gesammtzahl aller kampffähigen Streiter hinab bis zu den Brahuis in Kelat gehört 23 Hauptgruppen



Afghanen im Hinterhalte auf englische Truppen.

an; diese zerfallen in kleinere Abtheilungen, Khel, und diese wieder in Dorfschaften; von der Zahl dieser Abtheilungen mag einen Begriff geben, dass Britisch-Indien allein unter Afridis von 23,500 Streitern mit 416 verschiedenen Abtheilungen anzubinden hatte. Die Dörfer stehen unter Maliks, den Khel verwaltet ein Ausschuss oder Dschirga und in Zeiten der Gefahr wählen diese aus dem Stamme unter den durch vornehme Abkunft oder Reichthum Ausgezeichneten einen Stammeshäuptling; zuweilen treten auch mehrere Stämme vorübergehend zu Vereinigungen zusammen und diese heissen dann Gundi.

Seit der Uebernahme des Pandschab von den Sikhs nöthigten die indische Regierung Einfälle in britisches Gebiet, wie Ermordung von Mannschaften und Officieren in den Blockhäusern an der Grenze aus Hinterhalten, militärische Expeditionen in die Wohnsitze der meisten dieser Bergvölker zur Züchtigung abzuordnen. Die Bewachung der Grenze wurde einem eigenen Lokalkorps anvertraut, das jetzt die Stärke von 20,000 Mann hat. Anfangs aus den nach dem Sipahi-Aufstande aufgehobenen Regimentern gebildet, wird das Korps seit 1872 aus den Stämmen jenseits der Grenze rekrutirt und sind den Familiengliedern ihrer Stammesältesten Kommandos verliehen; es soll ihr kriegerischer Sinn in richtige Bahnen geleitet und sie selbst durch Gemeinsamkeit der Interessen an die indische Regierung gekettet und an Ordnung gewöhnt werden. Diese Grenzarmee ist mit weittragenden Hinterladern ausgerüstet und patrouillirt ständig die Grenze ab; sie ist längs des Pandschab hinab bis zur Grenze von Bombay (Provinz Sindh) in rund 60 Garnisonen, Blockhäuser und befestigte Posten vertheilt; in den letzten Jahren richtete die Grenzverwaltung auch Stützpunkte jenseits der Grenze ein, um einbrechende Räuberkolonnen von vorne und im Rücken fassen zu können.



Der Marmorbau Dschas-Mandir zu Amber (S. 138).

Zwei Jahrzehnte lang ging die indische Regierung gegen die Grenzler von Fall zu Fall vor. Man erkannte ihre Unabhängigkeit an, verlangte weder Gerichtsbarkeit über sie, noch hob man Steuern ein oder legte Tribut auf; kein Quadratmeter Landes wurde zum britischen Reiche geschlagen. Die alten Handelsbeschränkungen fielen: nicht nur standen die indischen Märkte den Grenzlern offen, sie suchten und erhielten in den Militärhospitälern ärztlichen Rath, in den Apotheken Medicinen. Gingen die Nachbaren aber ihrem grausamen Vergnügen der Wegelagerei und des Mordes nach, feuerten sie auf die Patrouillen oder hatten sie sich als Meuchelmörder an Officiere und Soldaten herangeschlichen, die sich zu ihrer Erholung ahnungslos auf britischem Gebiete ergingen, dann erhielt eine Abtheilung den Auftrag, die Räuber in ihrem heimathlichen Thale aufzusuchen und durch Zerstörung ihrer Gehöfte, Vernichtung der Felder, Wegführung der Heerden zu züchtigen. Anfangs (1847) genügten zur Ausführung des Auftrages wenige hundert Mann, schon 1859 zählte aber jede Expedition an Kombattanten über tausend Mann, später mit dem Train niemals über 2,300 Mann, 1868 mussten sogar gegen die Swatis am Ambela-Passe,

nördlich von Peschawar, 14,527 Mann Infanterie, 1,528 Kavallerie und sechs Batterien mit 26 Kanonen zusammengezogen werden. Zur Verstärkung des Grenzkordons wurden immer mehr Theile der regulären Armee herbeigeführt; drei Zehntheile der ganzen englisch-indischen Armee stehen an der Westgrenze des Reiches Wacht.

Dieser bewaffnete Friede kann nicht zur Regel gemacht werden; Vicekönig Lord Lytton (Bd. 1, S. 227) war der erste, der diese Politik der Stammesverantwortlichkeit brandmarkte, „bei welcher man immer gerüstet ist zu handeln, aber ängstlich vermeidet etwas zu thun" und in einer 74 Paragraphen enthaltenden Denkschrift vom 17. Mai 1877[1]) die Nothwendigkeit der direkten Einmischung mittelst der Organe der Civilverwaltung unter ausgiebiger Verwendung eines starken Polizeikorps begründet.

„Niemand", schreibt Lord Lytton, „wird unsere jetzigen Beziehungen zu den afghanischen Stämmen jenseits der Grenze befriedigend zu nennen wagen; ich wenigstens kenne auf der ganzen Erde keinen Fleck, wo eine grosse civilisirte Macht nach 25 Jahren friedlicher Beschäftigung gleich wenig Einfluss auf ihre halbwilden Nachbaren erlangte, und gleich wenig von ihnen wüsste; selbst im Umkreis unserer Hauptgrenzgarnisonen wird das jenseitige Land noch innerhalb des ersten Tagesrittes zum unbekannten Gebiet und auf grössere Entfernungen als 2—3 Kilometer vermögen wir unsere Unterthanen kaum zu schützen. Der Einwand, dass es im persischen Reiche oder unter der Sikhregierung nicht anders gewesen sei, hat für mich nichts Tröstliches; man müsste denn zugeben, dass unsere Civilisation nicht besser sei als jene, unsere Beamten aus keinem besseren Stoffe als ein asiatischer Befehlshaber und unsere Macht, unsere Hilfsmittel und militärischen Einrichtungen nicht unermesslich überlegen jenen Königreichen, die durch einen blossen Theil der Macht, die wir jetzt entfalten können, zu Boden geworfen sind.

„Ich bin gegen die Form der Züchtigung durch kleine militärischen Expeditionen. Jede Entfaltung und Fühlbarmachung von Macht in Zerstörung von Dörfern und in Vernichtung von Menschen, die an dem zu ahnenden Einfalle sich nicht betheiligt hatten, aber nicht geschont werden können, weil sie zu dem Stamme gehören, dem unsere Ueberlegenheit fühlbar werden soll, thut unter unseren barbarischen Nachbaren dem Gefühle für Recht und Billigkeit Abbruch, welches wir doch pflegen sollten. Der Erfolg dieser Expedition ist sehr bescheiden, ja ein solcher wurde nicht selten überhaupt nicht erreicht und regelmässig waren die Verluste gross, ja grösser als die Verluste auf der anderen Seite. Es gibt kaum aufregendere Gefechte, als diese Kämpfe, sie hinterlassen aber keinen dauernden Eindruck; sobald sich grössere feindliche Massen sammeln, müssen unsere Truppen zurückweichen, um nicht einen Grenzkrieg in grossem Massstabe auf sich zu ziehen, und triumphirend weisen die betroffenen Stämme auf unseren Rückzug hin.

„Verfehlt war ferner das System von Arbab oder Mittelspersonen im Verkehre mit den Stämmen; ich meine, nicht einmal diese wenigen Vermittler sind uns sicher und ergeben, ich spreche mich deshalb für Auflassung dieser Stellen aus. Wir haben guten Grund zur Befürchtung, dass diese Personen die Gelegenheit, wie den Willen haben, Schwierigkeiten hervorzurufen, um ihre eigene Wichtigkeit in den Vordergrund treten zu lassen; erst kürzlich kam die Polizei von Peschawar dahinter, dass einer dieser Arbab, gegen welchen wir äusserst vertrauensselig gewesen, sich in eine verrätherische Correspondenz mit gewissen Personen in Kabul eingelassen hatte, auf welche wir erst nach dem Tode des Mannes aufmerksam gemacht wurden. Es ist besser, wir entschlagen uns ihrer Dienste und verkehren direkt mit den Stämmen; selbst bei aller Ergebenheit halte ich keinen Arbab für fähig, den englischen Charakter und unsere eigenen Anschauungen dem Eingeborenen zum Verständniss zu bringen.

„Ich erachte die Zeit für gekommen, wo die militärischen Körper an der Grenze ihren

[1]) Veröffentlicht als Supplement zur Gazette of India, Calcutta, 1. Februar 1878.

Charakter ablegen können, während wir gleichzeitig, wie im Innern des Reiches, der Civilverwaltung die Aufgabe zuweisen, für Sicherheit der Person und des Eigenthums zu sorgen. Ich schlage deshalb vor, die Polizeikräfte zu verstärken und sie direkt unter die Civilbehörden zu stellen; unter ihre Befehle sind auch die Grenz-Lokaltruppen zu bringen und diese vereinte Macht muss genügen, um für die gewöhnlichen Fälle von Grenzraub Züchtigung eintreten zu lassen. Ich sehe nicht ein, warum eine auserlesene Polizeimannschaft, an körperliche Strapatzen so gut gewöhnt, wie diese Gebirgsbewohner, aber zweckentsprechender ausgerüstet, besser organisirt und an Gehorsam gewöhnt, den ihre Gegner nicht kennen, unter tüchtigen Officieren mit einem ausgebildeten Kundschafterdienste arbeitend, die Ruhe im Grenzstriche nicht ohne Aufgebot von bewaffneter Macht sollte aufrecht erhalten können.

„Es ist gut Stammesverantwortlichkeit geltend zu machen, wo sie besteht; wir begingen aber den Fehler, Einrichtungen unter den Belutsch-Stämmen, wo sich der ganze Stamm für jedes festgestellte Unrecht eines seiner Angehörigen verantwortlich erklärt, auf die Pathan-Stämme nördlich davon zu übertragen, die nicht einmal ihrem Geschlechtsoberhaupte gehorchen; Kontrole solcher Gemeinwesen durch ihre Führer ist unmöglich, weil es keine Führer gibt. Gegen einen gemeinsamen Feind schliessen sich unter Afghanen die Geschlechter zum Stamm, die Stämme zur Nation zusammen. Die schlechteste Politik ist deshalb sicherlich diejenige, welche keinen der Vortheile von Stammesveranwortlichkeit bietet, den ganzen Stamm aber gegen uns einigt, sobald wir für erlittene Unbill Genugthuung verlangen."



Pantsch Mahal, d. i. Fünf-Stock-Bau bei Agra in Fatipur Sikri (S. 62).

Der Staatssekretär für Indien, damals Marquis von Salisbury, billigt die vorgeschlagenen Verwaltungseinrichtungen; sein Erlass vom 29. November 1877 schliesst mit den Worten: „Es wurden in England Befürchtungen laut, diese Verwaltungsänderungen könnten eine Schwenkung in den friedlichen Absichten der Regierung gegen die Nachbar-Stämme und Staaten einleiten; diese Deutung widerspricht unseren wie ihren Anschauungen, ein solcher Wechsel wäre auch ganz den Instruktionen entgegen, die ich von der Regierung Ihrer Majestät empfing. Eine Eroberungspolitik an unserer Nordwestgrenze würde in ihren Vortheilen durch die finanziellen und politischen Nachtheile in ihrem Gefolge mehr als aufgewogen. Die in Vorschlag gebrachten Massregeln werden sich nicht als Vorbereitung zum Krieg, sondern vielmehr als eine Garantie der bestehenden Landesgrenzen erweisen: wir wollen die Lust zu Angriffen gegen uns benehmen und machen dadurch das Eintreten der einzigen Möglichkeit weniger wahrscheinlich, die nach unserem Ermessen die Regierung zwingen könnte, eine Vorrückung der Grenzlinie anzuordnen. Auf der anderen Seite kann aber nicht in Abrede gestellt werden, dass Grenzfragen an der Pandschab-Bombay-Grenze jetzt eine ungleich grössere Wichtigkeit zukommt, als früher und dass ihre Behandlung ungleich grössere Schwierigkeit bietet; verschiedene Ursachen haben dazu beigetragen, Erregung

und Unruhe in die mohammedanischen Bevölkerungen zu tragen, welche hier unsere unmittelbaren oder entfernteren Nachbaren sind. Die kritische Lage der Türkei, des ersten mohammedanischen Staates der Welt, hat den Ausbrüchen des Fanatismus, der in diesen Gegenden niemals ganz zur Ruhe kam, neue Stärke verliehen. Gleichzeitig brachten die militärische Rührigkeit und der grosse Landerwerb der Russen in Centralasien Aufregung selbst unter den Völkern jenseits ihres unmittelbaren Einflusses hervor und mögen den Glauben erregt haben, ein Konflikt mit der englischen Macht sei nicht mehr so ganz hoffnungslos wie früher."

Im Vollzuge dieser grundlegenden Denkschriften sollte aus allen jenseits des Indusflusses liegenden Distrikten von Peschawar hinab bis zum Meere eine eigene Grenzprovinz geschaffen werden, damit sich die Beamten mit den unruhigen „aber nicht hoffnungslos unlenkbaren Nachbaren jenseits der Grenze" besser bekannt machen können, da brach der Krieg Englands mit Afghanistan aus und die Bildung der neuen Provinz ist bis heute noch nicht vollzogen.

Unterm 24. und 31. Januar 1873 war zwischen Russland einerseits und England anderseits ein Depeschenwechsel zum Abschluss gekommen, welcher als Grenze von Afghanistan gegen Bokhara, den Schutzstaat Russlands, wie gegen die östlich daran anstossenden Herrschaften in den Pamir-Hochthälern den Lauf des Amu Darja (Oxus)-Flusses bestimmt. England hatte darin die Verpflichtung übernommen, seinen ganzen Einfluss auf den afghanischen Herrscher Scher Ali zu gebrauchen, um ihn zur Aufrechthaltung des Friedens und der Enthaltung von allen Angriffen oder Eroberungen zu veranlassen. In späterem Schriftenwechsel wird genaue Absteckung der Grenzen Afghanistans als wünschenswerth erklärt; eine russische Depesche vom 15. Februar 1875 erklärt ausdrücklich Afghanistan als „ausserhalb der Actionssphäre Russlands" liegend. Entgegen diesen Vereinbarungen hatte Russland Unterhandlungen mit Afghanistan eingeleitet. Die Vorverhandlungen wurden durch Unterhändler gepflogen, die, wenn sie europäischer Abkunft waren, in Afghanistan nur als Rasilbaschi, d. i. unter Verkleidung, auftraten; der Vertragsabschluss ward sodann einer glänzenden Gesandtschaft von Europäern übertragen. Am 2. Juli 1878 brach eine russische Botschaft unter General Stoljetow von Samarkand auf und erreichte am 26. (oder 31.) Juli die Hauptstadt Kabul. Es musste in England befremden, dass von der Zusicherung der Nichteinmischung seitens Russlands noch in einer Zeit abgegangen wurde, in welcher der Berliner Kongress zur Berichtigung des Vertrages von San Stefano zwischen Russland und der Türkei bereits sehr weit gediehen war; die russischen Unterhandlungen waren nicht mehr damit zu rechtfertigen, der Kriegsfall mit England sei bevorstehend und es sei deswegen gestattete Vorsicht, Afghanistan als Verbündeten zu werben, der im Stande wäre, einen beträchtlichen Theil der englischen Armee in Indien festzuhalten. Auf erhobene Vorstellung gab Russland der Mission den Anschein eines reinen Höflichkeitsaktes; England fasste die Entsendung der Gesandtschaft und ihr Verbleiben in Kabul jedoch als eine Verletzung der russischen Versicherungen auf, und Angesichts der Erfolge der englischen Waffen wie der erwiesenen Ohnmacht Afghanistans sah sich Russland genöthigt unterm 19. December 1878 alle früheren Abmachungen über Afghanistan als bindend und zu Recht bestehend anzuerkennen.

Die russischen Unterhändler hatten Afghanistan grosse Subsidien an Geld und Lieferung von Waffen versprochen, dagegen Zulassung russischer Garnisonen in Afghanistan verlangt. Amir (verderbt Emir) Scher Ali, Herrscher über Afghanistan, soll die Einlagerung russischer Truppen im Frieden in sein Reich für unannehmbar erklärt haben, ging aber mit Russland ein Defensiv- und Offensiv-Bündniss ein und gestattete den russischen Officieren eine Landesaufnahme längs des zurückgelegten Weges. Demüthigend für England war der ganze Zwischenfall dadurch, dass Afghanistan noch im Januar 1877 die Niederlassung eines diplomatischen englischen Vertreters europäischer Abkunft in der Hauptstadt Kabul geweigert hatte.



Lager einer Karawane.

Sofort nach sicherer Kundschaft von dem Einzuge der russischen Gesandtschaft in Kabul erging seitens des englischen Ministeriums nach Calcutta der Auftrag zur Absendung einer Gegengesandtschaft. General Sir Neville Chamberlaine wurde mit vorausgeschicktem Schreiben als ausserordentlicher Gesandter beglaubigt und der Amir aufgefordert, dieser Gesandtschaft einer „befreundeten" Macht durch seine Beamten und untergebenen Fürsten Vorschub zu leisten. Statt diesem Ersuchen nachzukommen, setzten am 21. September 1878 Truppen des Amir der Gesandtschaft Englands beim Ueberschreiten der Grenze bewaffneten Widerstand entgegen; eine afghanische Depesche ergeht sich in Anklagen gegen Britisch-Indien und rechtfertigt das Vorgehen der Grenzbehörden. In einem Ultimatum wurde der 20. November 1878 als der Tag bestimmt, nach welchem sich England durch seine britisch-indische Armee Genugthuung erzwingen würde; diese Ansage blieb unbeantwortet, am 21. November rückte eine stattlichere Angriffs-Armee, als Britisch-Indien seit dem 1853 beendeten zweiten birmanischen Kriege aufgebracht hatte, in Afghanistan ein. Die englisch-indische Armee zählte 34,730 Kombattanten, darunter 12,740 Europäer; sie überschritt die Grenze gleichzeitig an drei Punkten als Kabul-, Kuram- und Quetta-Korps, gewann in raschem Siegeslaufe Ali-Masdchid und Dschellalabad (20. Dezember) im Kabul-Thale, Kandahar (12. Januar 1879) im Süden und bewirkte durch die siegreiche Schlacht vom 2. Dezember 1878 am Peiwar-Passe, einem der Schlüssel zur Residenz Kabul, eine solche überstürzende Furcht vor einem sofortigen Vormarsche, dass Scher Ali bereits am 13. Dezember seiner Hauptstadt den Rücken kehrte und mit der russischen Gesandtschaft nach Russisch-Turkistan sich wandte. Erst in Mazari Scherif, an der Nordgrenze des Reiches, wurde Halt gemacht; hier starb Scher Ali am 21. Februar 1879 an einer brandig gewordenen Beinwunde, Amir wurde sein Sohn Jakub Khan.

Englands bestimmtes Auftreten hatte Scher Ali den Thron gekostet; Jakub fand die leistungsfähigsten Thäler, die mit den Schönheiten des Hochgebirges den reichen Ertrag des indischen Bodens verbinden, von der siegreichen Armee besetzt. Im Vertrag von Gandamak (im Kabulthale) stellt sich der neue Herrscher am 19. April 1879 in allen äusseren Angelegenheiten unter englische Führung und nimmt in seiner Hauptstadt einen Engländer als Vertreter des neuen Schutzherrn auf; dagegen räumt Britisch-Indien Afghanistan bis auf etliche Thäler und verwilligt dem Besiegten ein Jahrgehalt von 2,4 Millionen Mark, um den Geldverlegenheiten ein Ende zu machen, die sonst den Herrscher zu Bedrückungen der Unterthanen nöthigten und Unzufriedenheit schufen. Drei Monate später, am 24. Juli, zieht Major Cavagnari als erster Gesandter englischer Abkunft in Kabul ein; am 3. September wird aber die Gesandtschaftswohnung gestürmt und alle Insassen gemordet. Pöbel sollte die Frevelthat verübt haben; noch Ende des Monats rückten die Truppen an der Grenze vor, der Landesfürst flüchtet in ihr Lager, Unsicherheit für seine eigene Person vorschützend. Mit dem Einzug der Truppen in die Landeshauptstadt stellte sich heraus, dass Jakub Khan an der Mordthat mit Schuld trug; der Schützling wird als Staatsgefangener erklärt, weilt gegenwärtig in Dehra Dun (S. 192) und englische Generale werden mit der militärischen Verwaltung des herrenlosen Reiches betraut. Alles Land östlich von Kandahar und Kabul wird unter englischen Einfluss gebracht, eine Proklamation der Königin von England (als Kaiserin über Indien) vom 16. Januar 1880 gibt dem afghanischen Volke bekannt, dass die Provinz Kandahar von Afghanistan abgetrennt sei und unter dem bisherigen Gouverneur der Stadt, Scher Ali als Wali, Herr, einen besonderen englischen Schutzstaat bilde. Das Schicksal des übrigen westlichen Afghanistan (ohne Herat oder den westlichen Theil) bestimmte sodann das Auftreten von Abd ur Rahman, bis dahin Schützling von Russland und in Samarkand als russischer Staatspensionär lebend. Als Kronprätendent für ganz Afghanistan taucht Abd ur Rahman mit einer Streitmacht von Turkmenen in der Nordostprovinz Badakschan auf und wird zu Mazari Scherif von der seit dem Tode Scher Alis dort lagernden Brigade regulärer Truppen als Amir über Afghanistan anerkannt;

dieselben Huldigungen werden ihm später seitens der Bevölkerung im Kabulthale, als er dorthin sich wandte, und am 22. Juli 1880 bestätigt die Königin von England Abd ur Rahman als Herrscher über Afghanistan mit Ausschluss des Gebietes von Kandahar.

In Kandahar erweist sich Wali Scher Ali als durchaus unfähig der gestellten Aufgabe. Ejub Khan, Bruder des gefangen gehaltenen Jakub Khan und Gouverneur über Herat, Hauptort für die an Persien grenzenden Provinzen, verspricht der dortigen kriegerisch gesinnten und dabei, wie alle Mohammedaner, religiös erregbaren Bevölkerung, die Engländer aus dem Lande zu jagen; von einer grossen Zahl von Ghazi (wörtlich Helden) oder Streiter für die heilige Sache des Islam begleitet, zieht er mit einer gut geschulten Kerntruppe, die über 37 Feldgeschütze bester Konstruktion (darunter eine, früher von England seinem Bruder Jakub geschenkte Batterie Armstrong-Kanonen) gegen Kandahar. Bei Maiwand, zwanzig Kilometer von Kandahar westlich, stellen die englischen Truppen 2,600 Mann stark, die anrückenden Herati, mindestens 12,000 Mann; es kommt zu hartnäckigem Kampfe, der aber durch den todesmuthigen Ansturm der Ghazis mit einer vollständigen Niederlage der Engländer endet; 1,220 indisch-britische Truppen werden getödtet oder verwundet, darunter 19 Officiere. Hinter den Mauern von Kandahar finden die Trümmer der englisch-indischen Brigade Schutz, bis von Kabul her in Eilmärschen General Roberts mit 9,987 Mann (darunter 2,836 Europäer) anrückt.[1] Am 3. August langt General Roberts vor Kandahar an, vereinigt sich hier mit den von Süden (aus Quetta) herangezogenen Truppen unter General Primrose (4,629 Kombattanten, darunter 1,243 Europäer); am 1. September stellt diese Macht die Waffenehre Britisch-Indiens wieder her und erringt über die auf 23,000 Mann angeschwollenen Gegner einen so glänzenden Sieg, dass sich Ejub Khan mit dem Reste seiner Armee sofort nach Herat zurück begiebt. Die Kandahar-Leibwache von Scher Ali war beim Erscheinen der Ghazi zu diesen übergegangen, der Wali zeigte sich als schwacher Regent. Anders Abd ur Rahman in Kabul; auf sein Ansuchen wurde Kandahar zurückgegeben und die englisch-indischen Truppen am 22. April 1881 herausgezogen; nicht einmal ein Vertreter Indiens englischer Abkunft ward in Kandahar zurückgelassen.

Von den Forderungen, zu deren Erzwingung im November 1878 der Einmarsch der Truppen in Afghanistan erfolgte, ist in den Abmachungen Englands mit Abd ur Rahman die Zulassung eines Abgesandten englischer Nation fallen gelassen; dagegen ist die Abhängigkeit Afghanistans von Britisch-Indien zur Wahrheit geworden. Eine starke Besatzung hält das Pischinthal und die Pässe von dort nach Kandahar; der einst von halbwilden Belutschen und Afghanen bewohnte Grenzstrich ist dort durch eine Militär-Eisenbahn aufgeschlossen, die bei Sakar am Indus beginnend über Dadar und Sibi bis Harnai führt am Ostfusse der Pischin von Indien abschliessenden Verzweigung der Amran-Kette; sie wird bis an den Fuss des 2,285 Meter hohen Kodschak-Passes fortgesetzt und die Gesammtlänge der Bahn, die jetzt 360 Kilometer beträgt, steigt dann auf fünfhundert Kilometer. Das Pischinthal (bei 160 Kilometer Länge von Ost nach West 50 Kilometer breit) ist fruchtbar, die Sommer heiss, die Kulturen südländisch; aus Obstbäumen leuchten zahlreiche Dörfer hervor. Hohen strategischen Werth verleiht dem Thale, dass aus ihm sieben Hauptpässe nach Afghanistan führen; die Handelsgüter gehen über den Kodschakpass, dessen Scheitelhöhe nur ein hundert Meter tiefer liegt als der St. Gotthardt-Pass in der Schweiz. Die englische Heeresleitung hat das afghanische Fort Kila Abdulla am Ostfusse des Passes ausgebessert und auf der Kandahar-Seite in Tschaman in 1,755 Meter Höhe einen festen Stützpunkt angelegt. Von hier bis Kandahar zieht der Weg langsam fallend in der Ebene fort, Kandahar ist noch 132 Kilometer entfernt.

Derselbe Ejub Khan, welcher die englische Armee bei Maiwand in Unordnung auf Kandahar

[1]) Der Tross auf diesem denkwürdigen Marsche zählte 8,000 Mann, 3 225 Pferde, 750 Artillerie-Maulthiere zum Transporte der Geschütz-Munition.

zurückgeworfen hatte, war im Sommer 1881 von Herat aufgebrochen, um Abd ur Rahman Kandahar und sodann ganz Afghanistan zu entreissen; nach mehreren Scharmützeln, in denen die Seinigen Sieger blieben, erschien Ejub mit seiner Hauptmacht vor Kandahar und schlug hier am 26. Juli, genau ein Jahr nach seinem Siege über die Engländer, die ihm entgegengeworfene Armee. Ejub verstand diesmal so wenig seinen Sieg auszunützen, als im Vorjahre; Wochen, ja Monate lang verblieb er ruhig in Kandahar, die ganze Sache erhielt schliesslich den Charakter eines Beutezuges. Es war nur eine Frage der Zeit, dass Ejub aus Kandahar herausgeworfen ward; er selbst hatte kein Vertrauen in seine Stellung, sofort nach dem Einzuge in Kandahar sandte er die eroberten Waffen und vorgefundenen Gelder nach Herat. Britisch-Indien mischte sich in den ganzen Handel nicht, durch die Schlacht von 22. September 1881 setzte sich Abd ur Rahman wieder in den Besitz von Kandahar.

Der Friedensschluss Englands mit Afghanistan steht noch aus; die Thatsache, dass der Sieger die Waffen ruhen lasse, ersetzt im Verkehr mit asiatischen Staaten solche völkerrechtliche Abmachung. Die englisch-indische Presse wollte anfangs daraus folgern, dass die Regierung sich vorbehalten habe, noch eine „wissenschaftliche“ Grenze aufzustellen; an hervorragendem Orte im englischen Parlament, erklärt sodann die Königin von England in der Thronrede vom 27. August 1881, dass die Unabhängigkeit des afghanischen Volkes geachtet werde und die indische Regierung verbreitet, sie erachte als die einzig denkbare wissenschaftliche Grenze eine gut geschulte Armee, umstanden von einer ergebenen zufriedenen Bevölkerung. „Unsere indischen Sipahi-Regimenter, von Engländern geführt, in europäische Bataillone eingetheilt und von ihrem Muthe fortgerissen, werden wie Spreu jede Armee zerstreuen, sei es einer asiatischen oder europäischen Macht, die uns hier aufzusuchen käme. Wir können Indien nicht mit roher Gewalt halten, und wären thöricht, diese gegen die Afghanen zur Anwendung zu bringen.“

War bis vor wenigen Jahren das Land jenseits der Westgrenze unbekanntes Gebiet, so erfreut sich jetzt der Grenzstrich in seiner ganzen Länge einer früher ungekannten Ruhe; das Wort der englischen Beamten findet Beachtung und die Regierung Britisch-Indiens darf diesen Erfolg ihres Feldzuges in Afghanistan mit um so grösserer Genugthuung verzeichnen, als die Anwohner im Glauben fanatische und kampflustige Stämme sind, welche auf Unabhängigkeit halten und die stattliche Zahl von 170,000 todesmuthigen Kriegern ins Feld zu stellen vermögen. Die Eingliederung einer Grenzmiliz aus diesen Gebirgsbewohnern in sein Heer giebt Britisch-Indien das Uebergewicht über Afghanistan oder die Länder südlich des Hindukusch-Gebirges in gleichem Masse, in welchem es Russland von Samarkand und Khokand aus über die Bewohner im Norden dieses Gebirges geltend macht.

Schluss des zweiten Bandes.


Schluss des Werkes.


AFGHANISTAN
Kabul
Peschawar
Kandahar
Siwistan
Kelat
Multan
BELUTSCHISTAN
SINDH
Bikanir
Karatschi
ARABISCHES
MEER
BOMBAY
Lakkadiwen
Malediwen
Erklärung

Verzeichniss

der von der englischen und indischen Regierung zum Dienstgebrauch herausgegebenen und zur Benutzung für „Indien in Wort und Bild" eingesandten Werke.

Aberich-Mackay, G. R., Principal Residency (Rajkumar) College, Indore, Central India: The Chiefs of Central India Calcutta 1879.
— a Handbook of Hindostan, being a short account of the Geography, History, present Administration, Native States, Sports and Places of Interest in India. Bombay (Times of India Office) 1875.
Ajmera & Mhairwarra Districts, Administration Report. Calcutta, jährlich 1 Band; seit 1872.
Annals of Indian Administration from the records issued by the various Indian Governments. Vol. 1—19. Serampur 1857—76.
Atkinson, G. F., Captain. Curry and Rice or the ingredients of social life. On forty plates. London (Dey and Son) *sine anno*.
Balfour, Ed., Deputy Inspector General of Hospitals, Madras Army: Cyclopaedia of India and of Eastern and Southern Asia, commercial, Industrial and scientific. Madras. Second Edition 1871—73. 5 Vols.
Baroda, Administration Report. Calcutta, jährlich 1 Band, seit 1876.
Beemas, J., Memoirs on the History, folk-lore and distribution of the races of the North Western Provinces of India by the late Sir Henry M. Elliot. 2 Vols. London 1869.
Baatty, T. B., Surgeon-General with the Government of India: Progress Report on the Lunatic Asylums in the Bombay Presidency for the year 1880. Bombay 1881.
— Civil Hospitals under the Government of Bombay in the year 1879. 2 Vols. Bombay 1880—81.
Ballew, H. W., Surgeon-Major: The Races of Afghanistan. Calcutta 1880.
— March of the Mission to Seistan. Calcutte 1873
Bengal Report on the Administration, Calcutta. Jährlich 1 Band (seit 1871).
Beverley, H., Inspector-General of Registration, Bengal: Report on the Census of Bengal. Calcutte 1872.
Blaaford, H. F.: The Meteorology of India. Jährlich ein Band, seit 1875.
Bombay Presidency, Report on the Census taken on the 21. February 1872. 2 Vols. Bombay 1875.
— Administration Report, Bombey. Jährlich ein Band, seit 1872.
Bradford, E. R. C., Mejor: Thuggee and Decoity Department. Calcutta 1876—80.
The Essential Principles of Brahma Dharme or The Theist's Creed. Second Edition Calcutta 1874. (Von Keschab Tschender Sen.)
The Brahmo Somaj: Behold the light of Heaven in India! A lecture delivered on the occasion of the forthy-fifth anniversary of the Brahmo Somaj at the Town Hall, Calcutte, 25rd January 1875. Calcutta 1875.
— Philosophy and Madness in Religion. A lecture delivered at the Town Hall, Calcutta, the 3rd March 1877. Calcutta 1877.
— India askes — who is Christ. A lecture delivered the 9th April 1879. Calcutta 1879.
— God-vision in the nineteenth century. Ebendort 1880.
(Von Keschab Tschander Sen.)
Order of Service in the Brahmo Somaj for the Congregetion and Family. Translated into English. Calcutta, *sine anno*. (Von Keschab Tschander Sen.)
British Birma: Administration Report. Rangoon. Jährlich 1 Band, seit 1870.
Campbell, J. M.: Gazetteer of the Bombay Presidency, prepared under the orders of Government. 12 Vols. Bombay 1877—81.
Central Indien Agency, Political Administration, Annual Report. Calcutta, jährlich 1 Band, seit 1868.
Central Provinces, Report on the Administration of the — —. Nagpur, printed at the Chief Commissioners'. Seit 1871, jährlich ein Band.
— Census of 1872, Nagpur 1873.
Chambers, Ch.: The Meteorology of the Bombay Presidency. London 1878.
— Magnetic and meteorological observations made at the Govnt. observatory. Bombay 1881.
Chemical Analyser to Governement, Bombay, Report for the year 1879—80. Bombay 1880.
Chronological Tables of Acts and Regulations: Lists of the unrepealed Statues, Regulations and Acts applying to British India, Mysore, the Haiderabad assigned districts, and British Cantonments in Native States; with Index. Government of India, Legislative Department, April 1878. Calcutta 1878.
Civil Procedura, containing also the Mufassal Small Cause Court, the Indian Registration and Indian Limitation Act. Bhawanipora 1879.
Collat, S. D.: a Historical Sketch of the Brahmo Somaj. Calcutta, 1873. (Von Keschab Tschender Sen.)
Coorg, Report on the Administration of —. Bangalore, Mysore. Seit 1871, jährlich ein Band.
Cornish, W. R., Surgeon-Major, Sanitary Commissioner for Madras: Report on the Census of the Madras Presidency, 1871. 3 Vols. Madras, 1874.
Cotton Department, Administration Report for the year 1878—79. Bombay, 1880.
The Pocket Penal Criminal Procedure and Penal codes. Calcutta (Thacker, Spink and Co.) 1879.
Cunningham, Alex., Major-General, Director General of the Archaeological Survey of India: Reports of the Archaeological Survey of India Simla and Calcutta, 1871—79 Vol 1—9.
— Corpus Inscriptionum Indicarum. Calcutta, 1877.
— Ladak, physical, statistical and historical; with notices of the surrounding countries. London (Allen and Co.) 1854.
Dalton, E. T.: Descriptive Ethnology of Bengal. Illustrated with Lithograph Portraits copied from Photographs. Calcutta 1872.
Dowson, J., late Professor of Hindostani, Staff College: A classical Dictionary of Hindu Mythology and Religion, Geography, History and Literature. London (Trübner & Co.) 1879.
Drew, F., Late of the Maharaja of Kashmir's Service: The Jummu and Kashmir Territories. London (Edward Stanford) 1875.
Durtnall, A. A., of the High Court of Justice in England: a Chronological and Historical Chart of India, shewing, at one view, all the principal Nations, Governments, and Empires which have existed in that country from the earliest times to the suppression of the Great Mutiny, A. D. 1858. London (Allen & Co) *sine anno*.
Eliot, J., Meteorological Reporter to the Government of Bengal: The Madras Cyclone of May 1877. Calcutta 1879.
Fonseca, da, José Nic.: An Historical and Archaeological Sketch of the City of Goa. Bombay (Thacker and Co) 1878.
Forsyth, T. D. Sir: Report of a Mission to Yarkand in 1873. Calcutta 1875.
Foulkes, T., Rev. late Chaplain of Trevandrum: Geography of Travancore. Trevandrum 1871.
Garo Hills, Administration Report. Calcutta, jährlich ein Band; seit 1878.
Garrel, John, Director of public instruction in Mysore: A Classical Dictionary of India, illustrative of the Mythology, Philosophy, Literature, Antiquities, Arts, Manners, Customs etc. of the Hindus. Madras (Higginbotham and Co.) 1871. Supplement, ebendort 1873.
Grant, Ch., Secretary to the Chief Commissioner of the Central Provinces: The Gazetteer of the Central Provinces of India. Second Edition. Nagpur, Bombay 1870.
Griffin, Lepel H., Bengal Civil Service: The Rajas of the Punjab being the History of the principal states in the Punjab and their political relations with the British Government. Second Edition. London (Trubner & Co.) 1873.
Hall, Fitz-Ed., Inspector of Public Instruction for the Central Provinces: a rational refutation of the Hindu Philosophical systems by Nehemiah Nilakantha Sastri Gore, translated from the Original Hindi. Calcutta 1862.
Handbook of Theistic Devotion. Calcutta 1878. (Von Keschab Tschander Sen.)
Hendley, Th. Holbein, Surgeon, Bengal Medical Service: The Jeypore Guide. Jeypore 1875.
Hill, J., Principal of the Normal College, Colombo: Geography of India. Bombay (King & Co.) *sine anno*.
Hodgson, B. H.: Colonisation, Commerce and Physical Geography of the Himalaya Mountains and Nepal. Calcutta 1857.
Horsley, W. H., Lieutenant: Travancore, Historical and statistical compiled from various authentic records and personal observation at the request of Major-General J. S. Fraser, British Resident. Sircar Press 1863.
Hunter, W. W., Director-General of statistics to the Government of India: The imperial Gazetteer of India. Vol 1—9. London 1881.
— Orissa: or the vicissitudes of an Indian Province under Native and British rule. 2 Vols. London (Smith, Elder & Co.) 1872.
— a comparative Dictionary of the Languages of India and High Asia with a dissertation London (Trubner & Co.) 1868.
— a statistical account of Assam. London 2 Vols. 1879.
Hyderabad assigned districts: Administration Report. Hyderabad. Jährlich 1 Band; seit 1871.
Hydar Jung Bahadoor: Key to Hindostâni. London 1861.
Indian Reform Association: Annual Report. Calcutta 1878. Jährlich ein Band. (Von Keschab Tschander Sen.)
Irwin, H. C.: The Garden of India; or Chapters on Audh History and affairs. London (Allen and Co.) 1880.
Inspiration: a lecture delivered on the occasion of the forty-third anniversary of the Brahmo Somaj at the Town Hall, Calcutta, 25. January 1873. Calcutta 1873.

Instruction, Public, in the Bombay Presidency; Report for the year 1889, with Appendix. Bombay 1879.

Jails, Annual Report of the Bombay — for the Calendar year 1879. Bombay 1880.

Jesus Christ: Europa and Asia. Being the substance of a lecture delivered extempore in the Theatre of the Calcutta Medical College, 5. May 1866. Third Edition. Calcutta 1869. (Von Keschab Tschander Sen.)

Jowai, Administration Report. Calcutta 1878

Keane, H. G.: A Handbook for visitors to Allahabad, Cawnpore and Lucknow. Calcutta (Thacker, Spink and Co.) 1875.

— Handbook for visitors to Agra. Ebendort 1874.

— Handbook for visitors to Dehli. Ebendort 1874.

Khasi and Jaintya Hills, Administration Report. Calcutta, jährlich ein Band, seit 1878.

Lahore. Printed at the Government Civil Secretariat Press. Lahore 1876.

La Touche, J. D., of the Bengal Civil Service: Gazetteer of Ajmer-Merwara in Rajputana. Calcutta 1875.

— Settlement of the Ajmere and Mhairwara Districts. Calcutta 1875.

Life in the Mofassil, or the Civilian in Lower Bengal. By an Ex-Civilian (Graham). 2 Vols. London (Kegan Paul & Co.) 1878.

Lindsay, A. W. C., Major: Mysore General Census of 1871. With Supplement. 2 Vols. Bangalore 1874.

Long, J. Rev.: Vernacular Press of Bengal. Calcutta 1859.

Lyall, A. C., Commissioner of West Berar: Gazetteer for the Haidarabad Assigned Districts, commonly called Berar. Bombay 1870.

Maclean, C. D., Acting Sub-Secretary to the Board of Revenue: Standing Information regarding the official administration of the Madras Presidency in each Department, in illustration of the yearly Administration Reports. Prepared under the orders of Government Madras. First Edition, Madras 1877.
Second Edition, revised to March 1879, Madras 1879.

Maclean, J. M.: A Guide to Bombay, Historical, statistical and descriptive. Bombay (Bombay Gazette) 1876.

Madras, City and Suburbs: A Guide to Madras. Madras (Higgenbotham and Co.) 1875.

Madras Exhibition of 1857. Reports from the local committees. Madras 1857.

Madras Presidency, Administration Report. Madras, jährlich ein Band; seit 1870.

Manipore Political Agency, Annual Report. Calcutta, jährlich 1 Band; seit 1869.

Markham, A. R.: The Indian Surveys. London (Allen and Co.) 1871.

— Moral and material Progress of India. London, jährl. 1 Band, seit 1870.

Minow, Shamil and Kow Gunow: Diary of a Journey through —. August 1873. Calcutta 1873.

Municipal Taxation and Expenditure in the Bombay Presidency including Sind, Report for the year 1879—80. Bombay 1881.

Mysore, Report on the Administration of Mysore. Bangalore, seit 1872, jährlich ein Band.

Naga Hills: Administration Report. Calcutta, jährlich ein Heft; seit 1876.

North-West Provinces: Report on the Administration of the —. Allahabad, seit 1870, jährlich ein Band.

Oudh: Annual Report of the Administration of the Province of —. Lucknow, seit 1870, jährlich ein Band.

Oudh: Administration Report. Jährlich 1 Band, seit 1870.

Oude: Papers relating to Land Tenures and Revenue Settlement in —. Calcutta 1865.

— Papers relating to Under Proprietary Rights and Rights of Cultivations in —. Ebendort.

Paget, W. H., Lt.-Col., Commander, 5th Panjab Cavalry: A Record of the Expeditions undertaken against the N.-W. Frontier Tribes. Compiled from Military and political Despatches and other official sources. Published by authority. Calcutta 1874.

Panjab: Report on the Census of the — taken on the 10th January 1860. Lahore 1870.

— Administration Report. Jährlich 1 Band, seit 1870.

Persian Gulf Political Agency, Administration Report. Calcutta, jährlich 1 Band, seit 1874.

— Bombay Records No. 24. New Series. Bombay 1856.

Plowden, W. C., Bengal Civil Service: Census of the N.-W.-Provinces 1872. 3 Vols. Allahabad 1873.

Police Return, showing the State of Crime in the town and island of Bombay, 1879. Bombay 1879.

— on the Bombay Presidency including the Province of Sindh. Bombay 1880.

Powell Baden, B. H.: Manufactures and Arts of the Punjab. 2 Vols. Lahore 1868—72.

Powlett, P. W., Major, late Settlement Officier of Ulwar: Gazetteer of Ulwar. London (Trubner and Co.) 1878. (Vom Political Agent Alwar.)

Protap Chander Mozoomdar: The Theistic Quaterly Review. Calcutta 1880. (Von Keschab Tschander Sen.)

Rajpootana States, Report on the Political Administration. Calcutta, jährlich 1 Band; seit 1879.

Rajpootana Gazetteer, Calcutta 1879—80. 3 Vols.

Railway Department, Bombay Presidency, Administration Report for the year 1878—79. Bombay 1879.

Records of the Government of India, Home Department, Selections No. 88: Correspondence regarding the proposal for forming, by a system of local taxation, the funds required for relief purposes on occasions of Famine. Published by authority. Calcutta 1872.

Revenue Department Bombay: Jamandi Reports. Bombay 1880.

Richter, G. Rev.: Manual of Coorg. Mangalore 1870.

Sanitary Commissioner for the Goverment of Bombay. Tenth to Sixteenth annual Report. Bombay 1874—80.

Sashiah Sastri, Dewan: Memorandum prepared in answer to queries asked by the Government of India. Trevandrum 1875.

Shaw, R. B., Political Agent late on special duty at Kashghar: A Sketch of the Turki Language as spoken in Eastern Turkistan (Kashghar and Yarkand). Printed under the authority of the Government of India. Lahore 1875.

Sherring, M. A., Rev.: Handbook for visitors to Benares. Calcutta (Newmann and Co.) 1875.

— Hindu Tribes and Castes as represented in Benares. Calcutta (Thacker, Spink and Co.) 1872.

— Hindu Tribes and Castes; together with an account of the Mahomedan tribes of the North-West Frontier and of the Aboriginal Tribes of the Central Provinces. Calcutta 1879.

Sladen, E. B., Major: Expedition to explore the Trade Routes to China viâ Bhamo. Calcutta 1870.

Stephen J. Fitzjames, Honrble: Minute on the Administration of Justice in British India. Calcutta 1872.

Talbot, A. C., Attaché to the foreign Department: A Collection of Treaties, Engagements and Sunnuds relating to India and neighbouring countries. First Edition compiled by C. U. Atchison, Under Secretary to the Government of India in the Foreign Department, Calcutta 1862—66. 8 Vols. Revised and continued up to the present Time by Talbot. Calcutta 1876—78. 8 Vols.

Taylor, A. Dundas, Commander (late I. N.): Marine Survey of India, prepared for Submission to the Government of India. Calcutta. (Gegründet 1874, jährlich ein Band.)

Taylor, Will., Rev.: A Catalogue raisonnée of oriental manuscripts in the Library of the (late) College, Fort Saint George, now in charge of the Board of Examiners. 3 Vols. Madras 1857—61.

Temple, Sir Richard, Lieutenant-Governor of Bengal: Minute, dated the 31st October 1874, on the tracts affected by the Bengal Famine. Calcutta 1874.

Theistic Devotions or words of prayer and praise. Calcutta 1879. (Von Keschab Tschander Sen.)

Thomas, Ed., late of the Bengal Civil Service: Essays on Indian Antiquities, historic, numismatic and palaeographic, of the late James Prinsep. 2 Vols. London (John Murray) 1858.

Tourist's Guide to the principal stations between Calcutta and Mooltan and Allahabad and Bombay on the East Indian Railway, Scinde, Panjab and Dehli Railway, Jubbalpore Extension and Great Indian Peninsula Railway (Eastern Extension). Calcutta, W. Newmann and Co. Fourth Edition (sine anno).

Travancore: Census taken by command of H. H. the Maha Rajah on the 6th Vycasy 1050 M. E. = 18. May 1875 A. D. Trevandrum 1876.

— Administration of Travancore. 1864—79. 14 Vols. Trevandrum 1866—80.

— Almanac for 1880. Published by order of H. H. the Maha Rajah. Trevandrum 1880.

— and Cochin States: Geographical and statistical Survey. Travancore 1863.

Tremenheere, C. W., Major-General: Various Arab Tribes in the Neighbourhood of Aden. Calcutta 1872.

Trigonometrical, Topographical and Revenue Surveys of India Calcutta 1869—71.

True Faith, by an Indian Theist. Third Edition. Calcutta 1879. (Von Keschab Tschander Sen.)

Walker, J. T., Major-General, Surveyor-General of India: General Report on the Operations of the Survey of India. Jährlich 1 Band (seit 1870.)

Watson, J. Forbes, Reporter on the Products of India: The International Exhibition of 1862, the Indian Department. London.

— The People of India, Textile Manufactures and Costumes. London.

— Measures required for the efficient Working of the India Museum and Library. London 1874. Private.

— Establishment in connection with the India Museum and Library of an Indian Institute. London (Allen and Co.) 1875.

Williams, Ch., Assistant Settlement Officier: Report on the Census of Oudh. Lucknow 1869.

Williams Mon: Hinduism. London (Society for Promoting Christian Knowledge) 1877.

— — Indian Wisdom. London (Allen and Co.) 1876.

Wilson H. H.: a Glossary of judicial and revenue terms. London.

Wilson, John: Indian Caste. Bombay (Times of India Office) 1877.

Alphabetischer Index.





